HD WIDENER
HW NZHR M

POE

AL 2975.200.3

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

EDGAR ALLAN

POE

VERBRECHER-GESCHICHTEN

IM PROPYLÄEN-VERLAG ZU BERLIN

AL 39/5.200.3

HARVARD COLLEGE
APR 25 1923
LIBRARY

GERMAN DEPARTMENT FUND

DIESES BUCH
ENTSPRICHT DEM DRITTEN BANDE
DER VON THEODOR ETZEL IM GLEICHEN
VERLAGE BESORGTEN GESAMTAUSGABE DER
DICHTUNGEN UND ERZÄHLUNGEN
EDGAR ALLAN POES

INHALT

Der Mann der Menge 9
Der Doppelmord in der Rue Morgue 25
Das Geheimnis der Marie Rogêt 83
Waſſergrube und Pendel 155
Das ſchwatzende Herz 181
Der Goldkäfer 193
Die ſchwarze Katze 247
„Du biſt der Mann" 265
Der entwendete Brief 287
Der Teufel der Verkehrtheit 317
Das Faß Amontillado 329
Hopp-Froſch 341

Sämtliche Übertragungen dieſes
Bandes von Giſela Etzel

*

DER MANN DER MENGE

Ce grand malheur, de ne pouvoir être seul.
La Bruyère.

Es war nicht ſchlecht, dies „Es läßt ſich nicht leſen", was man von einem gewiſſen deutſchen Buche ſagte. Es gibt Geheimniſſe, die nicht geſtatten, daß man ſie ausſpricht. Menſchen ſterben nachts in ihren Betten, preſſen die Hände geſpenſtiſcher Beichtväter, blicken ihnen Erbarmen ſuchend ins Auge — ſterben mit verzweifelndem Herzen und gekrampfter Kehle, denn die entſetzlichen Geheimniſſe, die nicht dulden, daß man ſie enthüllt, erdrücken ſie. Ach, hie und da nimmt das Gewiſſen der Menſchen eine Laſt auf, die ſo entſetzlich iſt in ihrer Schwere, daß ſie nicht früher abgeworfen werden kann als im Grabe. Und ſo wird das innerſte Weſen des Verbrechens nie offenbart.

Vor nicht allzu langer Zeit ſaß ich an einem Herbſtabend an dem großen Bogenfenſter des D...ſchen Kaffeehauſes in London. Ich war einige Monate krank geweſen, nun aber auf dem Wege der Beſſerung, und je mehr meine Kräfte zurückkehrten, deſto glücklicher wurde meine Stimmung, die man als das Gegenteil von Langeweile bezeichnen konnte; es war ein Zuſtand voll inneren Aufmerkens, voll heftiger Begier nach Neuem, es war mir gewiſſermaßen, als blicke mein geiſtiges Auge zum erſtenmal frei und unverſchleiert — das ἀχλὺς ὁς πρὶν ἐπῆεν —, und der angeſpannte Intellekt überragt dann

ſo ſehr ſeinen gewöhnlichen Zuſtand wie der feurige und doch aufrichtige Verſtand eines Leibniz die tolle und haltloſe Beredſamkeit eines Gorgias. Nur zu atmen war ſchon Freude, und ſelbſt aus den Quellen des Schmerzes wußte ich Genuß zu ſchöpfen. Ich nahm an allem ein ſtilles, doch eindringliches Intereſſe. Eine Zigarre im Mund und eine Zeitung auf den Knien, hatte ich mich den Nachmittag über damit unterhalten, in die Zeitung zu blicken oder die anderen Gäſte zu beobachten oder durch die rauchgetrübten Scheiben auf die Straße zu ſchauen.

Dieſe Straße, eine der Hauptverkehrsadern der Stadt, war ſchon den ganzen Tag über ſehr belebt geweſen; aber mit zunehmender Dämmerung wuchs die Menge der Paſſanten noch von Minute zu Minute, und als die Laternen angezündet wurden, wogte unaufhörlich nach beiden Richtungen ein dichter Menſchenſtrom vorüber. Noch nie vorher hatte ich mich zu dieſer Tageszeit in einer ähnlichen Lage befunden, und das ſtürmende Menſchenheer da draußen gab mir ſeltſam neue, berauſchende Gefühle. Bald kümmerte ich mich gar nicht mehr um das, was drinnen vorging, ſondern vertiefte mich ganz in die Betrachtung des Straßengewoges.

Meine Beobachtungen waren zunächſt ganz allgemeiner Art. Ich ſah die Paſſanten nur als Gruppen und ſtellte mir ihre Beziehungen zueinander vor. Bald jedoch ging ich zu Einzelheiten über und prüfte mit eingehendem Intereſſe die zahlloſen Verſchiedenheiten in Geſtalt, Kleidung, Haltung und Mienenſpiel.

Die meiſten der Vorübergehenden hatten ein zufriedenes Ausſehen, wie Geſchäftsleute, und ſchienen nur daran zu denken, ſich einen Weg durchs Gedränge zu bahnen.

Ihre Brauen waren gerunzelt, und ihre Augen blickten lebhaft umher. Wurden sie von anderen gestoßen, so zeigten sie keine Ungeduld, sondern brachten ihren Anzug wieder in Ordnung und eilten weiter. Andere — und auch sie waren sehr zahlreich — hatten hastige Bewegungen und gerötete Gesichter; sie gestikulierten und sprachen mit sich selbst, als fühlten sie sich inmitten des Getriebes in größter Einsamkeit. Wurden sie am Weitergehen verhindert, so hielten sie plötzlich mit Murmeln inne, verdoppelten aber ihre Gestikulationen und ließen mit abwesendem und müdem Lächeln die Andrängenden vorüber. Wenn einer gegen sie anrannte, so verneigten sie sich viele Male und schienen von Verlegenheit überwältigt. Außer dem Ebenerwähnten hatten diese beiden großen Gruppen nichts Bemerkenswertes. Ihre Kleidung entsprach der, die man nicht ohne Ironie die „anständige" genannt hat. Es waren unzweifelhaft Adlige, Kaufleute, Anwälte, Börsenleute — Patrizier und Allerweltsleute — müßige und tätige Menschen, die ihre eigenen Wege gingen und selbständig Geschäfte machten. Sie nahmen meine Aufmerksamkeit nicht weiter in Anspruch.

Die Klasse der Angestellten war leicht zu überblicken, und ich konnte sie in zwei Gruppen einteilen. Da waren die jüngeren Leute von schnell emporgeblühten, aber unsicheren Geschäftshäusern, junge Männer mit enganliegenden Röcken, glänzenden Schuhen, pomadisiertem Haar und hochnäsigem Ausdruck. Abgesehen von einer gewissen Diensteifrigkeit, die sie nicht verleugnen konnten und die man füglich die „Schreiberseele" nennen könnte, erschienen mir diese Leute als die vollkommene Nachahmung dessen, was vor zwölf bis achtzehn Monaten ‚bon ton' gewesen war. Sie hatten ganz die abgelegten

Manieren der ersten Gesellschaftskreise, und das, glaube ich, ist am bezeichnendsten für diese Gruppe.

Die Gruppe der höheren Angestellten solider Firmen war ebensowenig zu verkennen. Man erkannte sie an ihren schwarzen oder braunen Röcken und Beinkleidern, die stets bequem saßen, an ihren weißen Westen und Krawatten, den breiten derben Schuhen und groben Strümpfen oder Gamaschen. Sie hatten alle schon einen Ansatz von Glatze, und ihr rechtes Ohr, das schon so viele Jahre die Feder getragen, hatte die komische Gewohnheit, weit abzustehen. Ich bemerkte, daß sie stets mit beiden Händen an ihren Hüten rückten und Uhren trugen, die an kurzen goldenen Ketten von plumper altmodischer Form hingen. Sie hatten ein etwas gekünstelt ehrbares Auftreten, wenn Ehrbarkeit überhaupt gekünstelt sein kann.

Ferner gab es viele entschlossen und kühn aussehende Gestalten, die ich mühelos als zur Zunft der Taschendiebe gehörig erkannte, von der alle Großstädte heimgesucht werden. Ich beobachtete diese Herren sehr genau und konnte mir kaum vorstellen, wie sie von wirklich vornehmen Leuten jemals für ihresgleichen gehalten werden könnten. Die Weite ihrer Manschetten und ein gewisser übertriebener Freimut mußten sie sogleich verraten.

Die Spieler, von denen ich nicht wenige entdeckte, waren noch leichter herauszufinden. Sie trugen die verschiedenste Kleidung, von der des tollkühnen Taschenspielers mit Samtweste, phantastischem Halstuch, goldenen Ketten und Filigranknöpfen bis zu der des sorgfältig gekleideten Geistlichen, denn gerade dies Gewand erregt am wenigsten Verdacht. Sie alle zeichneten sich durch eine gewisse dunkle Gesichtsfarbe, ein mattes Auge und bleiche, zusammengekniffene Lippen aus. Und noch

zwei andere Merkmale waren es, an denen ich sie erkennen konnte; sie sprachen stets in gesucht leisem Ton und hielten den Daumen rechtwinklig zur Hand weit abgestreckt. Oft sah ich in Gesellschaft dieser Gauner eine Klasse von Leuten mit etwas anderem Gebaren, die aber dennoch Vögel derselben Gattung waren. Man könnte sie die Herren nennen, die von ihren Witzen leben. Sie scheinen in zwei Bataillonen auf Beute auszuziehen: als Stutzer und als Militärs. Die Hauptkennzeichen der ersten Art sind langes Haar und Lächeln, die der zweiten schnürenbesetzte Röcke und Stirnrunzeln.

Weiter herabsteigend auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft, fand ich dunklere und schwierigere Aufgaben zum Analysieren. Ich sah jüdische Hausierer mit Falkenaugen, die aus Gesichtern blitzten, in denen alles andere nur das Gepräge kriechender Demut trug; freche, gewerbsmäßige Bettler, die mit scheelen Blicken jene Genossen besseren Schlages musterten, die nur Verzweiflung, Mitleid heischend, in die Nacht getrieben: gebrechliche, gespenstisch dürre Gestalten, auf die der Tod schon seine schwere Hand gelegt, die kraftlos daherschwankten und jedermann flehend ins Antlitz blickten, als suchten sie einen Trost, eine verlorene Hoffnung; bescheidene junge Mädchen, die von langer Arbeit in ihr freudloses Heim zurückkehrten und eher mit tränenvollem Blick als mit Entrüstung den frechen Augen der Wüstlinge auswichen, mit denen im Gedränge selbst eine Berührung nicht zu vermeiden war; Dirnen aller Art und jeden Alters: die unvergleichliche Schönheit in der Blüte ihrer Weiblichkeit, die an die Statue erinnert, von der Lukian berichtet, daß sie außen aus köstlichem parischen Marmor, innen aber mit Kot gefüllt war — das ekelhafte, ganz

verkommene Weib in Lumpen — die runzlige, juwelengeschmückte, mit Schminke überkleisterte alte Vettel, die eine letzte Anstrengung macht, jugendlich zu erscheinen — das noch ganz unentwickelte Kind, das aber, durch lange Beobachtung in allen Künsten der Koketterie erfahren, vor Ehrgeiz brennt, den älteren Schwestern im Laster gleichzukommen; Trunkenbolde, zahllos und nicht zu beschreiben; manche in Flicken und Lumpen, mit verglasten Augen und blödem Schwatzen dahertaumelnd — manche in ganzen, wenngleich schmierigen Kleidern, mit unsicher schwankendem Schritt, dicken sinnlichen Lippen und dreist blickenden, rot gedunsenen Gesichtern — andere, deren Anzügen man ansah, daß sie aus gutem Stoff und selbst jetzt noch gebürstet waren, Leute, deren Schritt übertrieben fest und elastisch, deren Antlitz jedoch erschreckend bleich war, deren rote Augen abstoßend wild blickten und die, wie sie sich da durch die Menge hindurchschoben, mit zitternden Fingern nach allem tasteten, was in ihren Bereich kam.

Je mehr die Nacht hereinbrach, desto mehr steigerte sich auch mein Interesse an der Szene, denn nicht nur änderte sich der allgemeine Charakter der Dinge (die milden Züge verschwanden im gleichen Maße, in dem sich der bessere Teil der Leute zurückzog, und die rohen Elemente drängten sich kühner hervor, je mehr die späte Stunde alle Gemeinheit aus ihren Höhlen lockte), sondern es hatten jetzt auch die Strahlen der Gaslaternen, die zuerst im Kampf mit dem sterbenden Tageslicht nur schwach gewesen, die Herrschaft erlangt und warfen über alles ein flackerndes, glänzendes Licht. Alles war dunkel und dennoch strahlend — gleich jenem Ebenholz, mit dem man den Stil Tertullians verglichen hat.

Die seltsamen Lichtwirkungen fesselten meine Blicke an einzelne Gesichter; und obgleich die Schnelligkeit, mit der die Menge da draußen in Licht und wieder in Schatten trat, mich verhinderte, mehr als einen Blick auf jedes Antlitz zu werfen, so schien es doch, als ob ich infolge meiner besonderen Geistesverfassung imstande sei, in einem Augenblick die Geschichte langer Jahre zu lesen.

Die Stirn an den Scheiben, war ich solcherart beschäftigt, die Menge zu studieren, als plötzlich ein Gesicht auftauchte (das eines hinfälligen alten Mannes von etwa fünfundsechzig oder siebzig Jahren) — ein Gesicht, das mich sofort in Bann hielt und mit der unerhörten Eigenart seines Ausdrucks meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nie vorher hatte ich etwas gesehen, das so sonderbar gewesen wäre wie dieser Gesichtsausdruck. Mein erster Gedanke bei seinem Anblick war, wie ich mich gut erinnere, der, daß Retzsch, hätte er es gesehen, ihm unbedingt vor allen anderen Modellen zu seiner Verkörperung des Satans den Vorzug gegeben haben würde. Als ich während der kurzen Zeit, da ich den Alten das erstemal sah, mir schnell über den Eindruck, den er auf mich machte, Rechenschaft zu geben suchte, tauchten vor meinem geistigen Auge die wirren und widersprechenden Vorstellungen auf von unendlicher Geisteskraft, Vorsicht, Dürftigkeit, Geiz, Kälte, Bosheit, Blutdurst, von Frohlocken, Heiterkeit, wildestem Entsetzen und tiefer, unendlicher Verzweiflung. Ich fühlte mich seltsam aufgeregt, angezogen und in Bann gehalten. ‚Welch eigenartige Geschichte', sagte ich zu mir selbst, ‚ist diesem Busen eingegraben!' Dann befiel mich ein heftiges Verlangen, den Mann im Auge zu behalten, mehr von ihm zu erfahren. Eilig zog ich meinen Mantel an, nahm Hut

und Stock und eilte auf die Straße, wo ich mir in der Richtung, die er gegangen war, durch die Menge einen Weg bahnte; denn er war schon verschwunden. Mit einiger Mühe gelang es mir, ihn wieder in Sicht zu bekommen; ich näherte mich ihm und folgte ihm dicht, doch vorsichtig, um nicht seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich hatte jetzt gute Gelegenheit, ihn eingehend zu mustern. Er war von kleiner Gestalt, sehr mager und ersichtlich sehr hinfällig. Seine Kleidung war im großen und ganzen schmierig und zerlumpt; doch als er hie und da ins helle Licht einer Laterne trat, gewahrte ich, daß seine Wäsche, wenn auch schmutzig, so doch von feinstem Gewebe war; und wenn mein Auge mich nicht täuschte, so erspähte ich durch einen Riß in seinem fest zugeknöpften und offenbar aus zweiter Hand erworbenen Regenmantel den Schimmer eines Diamanten und eines Dolches. Diese Beobachtung erhöhte meine Neugier, ich beschloß, dem Fremden zu folgen, wohin er auch gehen mochte.

Es war jetzt tiefe Nacht, und ein dichter, feuchter Nebel lagerte über der Stadt, der bald in andauernden, heftigen Regen überging. Dieser Witterungswechsel hatte auf die Menge eine große Wirkung: ein wildes Hasten setzte ein, und eine Welt von Regenschirmen wogte darüber hin. Das Drängen, das Stoßen und das Summen verstärkten sich um das Zehnfache. Ich für mein Teil machte mir nicht viel aus dem Regen — obgleich das noch nicht ganz überstandene Fieber in mir der feuchten Kühle gar zu bedenklich entgegenlechzte. Ich band mir ein Taschentuch um den Mund und schritt weiter. Eine halbe Stunde lang bahnte der Mann sich mühsam seinen Weg durch die belebte Straße; und hier ging ich dicht an seiner Seite, aus Furcht, ihn aus den Augen zu verlieren. Da er nie den

Kopf wandte, um zurückzuſchauen, bemerkte er mich nicht. Endlich bog er in eine Querſtraße ein; auch dort war das Gedränge ſehr ſtark, immerhin aber bei weitem nicht ſo wie in der ſoeben von uns verlaſſenen Hauptſtraße. Jetzt änderte er ſein Benehmen. Er ging langſamer und planloſer als vorher — er zögerte. Er kreuzte wiederholt und ohne erſichtlichen Grund die Straße, und das Gedränge war noch ſo groß, daß ich bei jeder ſolchen Gelegenheit ihm dicht auf den Ferſen bleiben mußte. Die Straße war lang und ſchmal, und er verfolgte ſie wohl eine Stunde lang; in dieſer Zeit hatte die Zahl der Paſſanten abgenommen — bis etwa zu der Menge, wie man ſie mittags auf dem Broadway nahe beim Park antrifft. So groß iſt der Unterſchied zwiſchen der Einwohnerzahl von London und der der belebteſten Stadt Amerikas. Eine weitere Wendung brachte uns auf einen glänzend erleuchteten, von Leben überſprudelnden Platz. Der Fremde nahm ſein altes Gebaren wieder an. Er ließ das Kinn auf die Bruſt ſinken, während ſeine Augen unter den gerunzelten Brauen gegen alle, die ihm in den Weg kamen, Blitze ſchoſſen. Er verfolgte ſeinen Weg ruhig und mit Ausdauer. Ich war indeſſen nicht wenig erſtaunt, als er, nachdem er die Runde um den Platz beendet, Kehrt machte und ſeine Schritte wieder zurücklenkte. Noch mehr erſtaunte ich darüber, daß er dieſe Runde mehrmals wiederholte — wobei er mich einmal bei einer plötzlichen Wendung faſt entdeckte.

Mit dieſer Leibesübung brachte er eine weitere Stunde zu, gegen deren Schluß uns weit weniger Paſſanten begegneten als vorher. Es regnete in Strömen; die Luft wurde kalt, und die Menſchen zogen ſich in ihre Behauſungen zurück. Mit einer Gebärde der Ungeduld wandte

ſich der Wanderer einer verhältnismäßig öden Seitenſtraße zu. Dieſe lief er wohl eine Viertelmeile lang mit einer Eilfertigkeit hinunter, wie ich ſie bei einem ſo bejahrten Manne nicht vermutet hätte und die es mir ſchwer machte, ihm zu folgen. In wenigen Minuten hatten wir einen großen und ſehr beſuchten Baſar erreicht, mit deſſen Lokalitäten der Fremde wohl vertraut zu ſein ſchien und wo er wieder wie vorher im Gedränge ſich planlos zwiſchen der Schar von Käufern und Verkäufern hindurchſchob.

Während der etwa anderthalb Stunden, die wir hier zubrachten, bedurfte ich meinerſeits der größten Vorſicht, um mich in ſeiner Nähe zu halten, ohne ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Glücklicherweiſe trug ich ein Paar Gummiſchuhe und konnte mich daher lautlos vorwärtsbewegen. Er gewahrte nicht einen Augenblick, daß ich ihn beobachtete. Er ging von Laden zu Laden, trat in jeden hinein, ſprach kein Wort und beſah ſich alles mit irren, ausdrucksloſen Blicken. Ich war jetzt über ſein Benehmen aufs höchſte verblüfft und nahm mir feſt vor, nicht eher von ihm zu weichen, bis ich einigermaßen über ihn Beſcheid wußte.

Eine laut tönende Uhr ſchlug elf, und die Menge verließ eilig den Baſar. Ein Ladenbeſitzer, der einen Schalter einhängte, ſtieß den Alten an, und im ſelben Augenblick ſah ich ihn zuſammenſchauern. Er eilte in die Straße, ſah ſich einen Augenblick ängſtlich um und lief dann mit unglaublicher Geſchwindigkeit durch viele krumme, menſchenleere Gaſſen, bis wir von neuem in der großen Verkehrsader auftauchten, von der wir ausgegangen waren — der Straße des D...ſchen Kaffeehauſes. Sie bot indeſſen nicht mehr denſelben Anblick. Sie erſtrahlte

noch immer im Licht der Gaslaternen, aber der Regen fiel heftig, und es waren nur wenig Leute zu sehen. Der Fremde erbleichte. Er machte mürrisch einige Schritte auf der vordem so belebten Straße, schlug dann mit einem schweren Seufzer die Richtung nach dem Flusse ein, und durch eine Menge verschiedener Straßen hindurchhastend kam er schließlich bei einem der Haupttheater heraus. Es war kurz vor Toresschluß, und die Besucher strömten aus den Pforten. Ich sah, wie der alte Mann tief Atem holte, als er sich in die Menge stürzte, ich sah aber auch, daß die tiefe Pein in seinen Zügen etwas nachgelassen hatte. Sein Kopf sank wieder auf die Brust; er machte wieder denselben Eindruck wie zu Anfang. Ich bemerkte, daß er jetzt die Richtung nahm, welche die größere Anzahl der Theaterbesucher eingeschlagen. Hinter den Zweck seines wunderlichen Tuns aber konnte ich noch immer nicht kommen.

Während er so seinen Weg fortsetzte, zerstreuten sich die Leute allmählich, und seine alte Unrast befiel ihn von neuem. Eine Zeitlang folgte er einer Gesellschaft von etwa zehn bis zwölf Nachtschwärmern; doch um einen nach dem andern verringerte sich diese Zahl, bis schließlich nur noch drei in einer engen und düsteren menschenleeren Gasse zurückblieben. Der Fremde hielt inne und schien für einen Augenblick in Gedanken versunken; dann eilte er mit allen Anzeichen innerer Aufregung einen Weg hinunter, der uns an die äußerste Grenze der Stadt führte, in weit andere Gegenden, als wir bisher durchquert hatten. Es war das geräuschvollste Viertel Londons, wo alles den Eindruck erbärmlichster Armut und verzweifelten Verbrechertums machte. Beim düsteren Licht einer vereinzelten Laterne sah man hohe, alte, wurm-

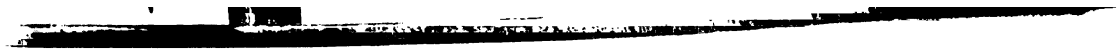
ſtichige Holzbauten, die in ſo verſchiedenen und wunderlichen Stellungen dem Einſturz entgegenſanken, daß die Gäßchen zwiſchen ihnen kaum noch angedeutet waren. Die Pflaſterſteine lagen, von üppig wucherndem Gras aus ihren Betten gehoben, loſe umher. Ekelhafter Unrat verweſte in den verſtopften Goſſen. Die ganze Atmoſphäre war getränkt von Gram und Elend. Doch vernahmen wir, als wir ſo weiter gingen, allmählich wieder menſchliche Laute, und ſchließlich ſah man ganze Banden des verworfenſten Londoner Pöbels hin und her taumeln. Des alten Mannes Lebensgeiſter flammten wieder auf wie eine Lampe vorm Verlöſchen. Noch einmal ſtrebte er elaſtiſchen Schrittes vorwärts. Als wir plötzlich um eine Ecke bogen, drang eine Flut von Licht auf uns ein, und wir ſtanden vor einem der rieſigen Vorſtadttempel der Unmäßigkeit, einem Palaſt des Branntweinteufels.

Es war jetzt faſt Tagesanbruch; doch eine ſtattliche Anzahl elender Trunkenbolde drängte im protzigen Eingang hin und her. Mit einem leiſen Freudenſchrei erzwang der Alte ſich den Zutritt, nahm ſofort ſein urſprüngliches Weſen wieder an und ſchritt ohne erſichtliches Ziel inmitten der Menge umher. Er war jedoch noch nicht lange beſchäftigt, als ein Drängen nach den Türen verriet, daß der Wirt ſich anſchickte, ſie für die Nacht zu ſchließen. Es war mehr als Verzweiflung, was ich jetzt auf dem Antlitz des ſeltſamen Weſens geſchrieben ſah, deſſen Beobachtung ich mich ſo ausdauernd gewidmet hatte. Aber er hielt in ſeinem Lauf nicht inne, ſondern lenkte mit wahnſinniger Hartnäckigkeit ſeine Schritte wieder dem Herzen des mächtigen London zu. Raſtlos und eilig floh er dahin, während ich ihm in höchſter Verblüffung folgte, feſt

entschlossen, nicht von diesem Studium zu lassen, für das ich jetzt ein verzehrendes Interesse fühlte.

Die Sonne ging auf, während wir weiterschritten, und als wir wiederum jenen belebtesten Teil der volkreichen Stadt, die Straße des D...schen Kaffeehauses erreicht hatten, bot diese ein Bild von Hast und Emsigkeit, das hinter dem vom Vorabend kaum zurückstand. Und hier inmitten des von Minute zu Minute zunehmenden Gewirrs setzte ich standhaft die Verfolgung des Fremden fort. Er aber ging wie immer hin und zurück und verließ während des ganzen Tages nicht das Getümmel jener Straße. Und als die Schatten des zweiten Abends niedersanken, ward ich todmüde und stellte mich dem Wanderer kühn in den Weg und blickte ihm fest ins Antlitz. Er bemerkte mich nicht. Er nahm seinen traurigen Gang wieder auf, indes ich, von der Verfolgung abstehend, in Gedanken versunken zurückblieb. „Dieser alte Mann", sagte ich schließlich, „ist das Urbild und der Dämon des Triebes zum Verbrechen. Er kann nicht allein sein. Er ist der Mann der Menge. Es wäre vergeblich, ihm zu folgen, denn ich werde weder ihn noch sein Tun tiefer durchschauen. Das schlechteste Herz der Welt ist ein umfangreicheres Buch als der Hortulus Animae*, und vielleicht ist es nur eine der großen Gnadengaben Gottes, dies: Es läßt sich nicht lesen."

* Der ‚Hortulus Animae cum Oratiunculis Aliquibus Superadditis' von Grüninger.



DER DOPPELMORD IN DER RUE MORGUE

Was für ein Lied die Sirenen ſangen
oder unter welchem Namen Achilles ſich unter den Weibern verſteckte,
das ſind allerdings verblüffende Fragen —
deren Löſung jedoch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt.
Sir Thomas Browne

Die eigentümlichen geiſtigen Eigenſchaften, die man analytiſche zu nennen pflegt, ſind ihrer Natur nach der Analyſe ſchwer zugänglich. Wir würdigen ſie nur nach ihren Wirkungen. Was wir unter andern Dingen von ihnen wiſſen, das iſt, daß ſie demjenigen, der ſie in ungewöhnlich hohem Grade beſitzt, eine Quelle höchſter Genüſſe ſind. Wie der ſtarke Mann ſich ſeiner körperlichen Kraft freut und beſonderes Vergnügen an allen Übungen findet, die ſeine Muskeln in Tätigkeit ſetzen, ſo erfreut ſich der Analytiker jener geiſtigen Fähigkeit, die das Verworrene zu löſen vermag; auch die trivialſten Beſchäftigungen haben Reiz für ihn, ſobald ſie ihm nur Gelegenheit geben, ſein Talent zu entfalten. Er liebt Rätſel, Wortſpiele, Hieroglyphen und entwickelt bei ihrer Löſung oft einen Scharfſinn, der den mit dem Durchſchnittsverſtande begabten Menſchenkindern unnatürlich erſcheint. Obwohl ſeine Reſultate nur das Produkt einer geſchickt angewandten Methode ſind, machen ſie den Eindruck einer Intuition.

Das Auflösungsvermögen wird möglicherweise noch bedeutend durch mathematische Studien erhöht, und zwar besonders durch das Studium jenes höchsten Zweiges der Mathematik, den man nicht ganz richtig und wohl nur wegen seiner rückwärts wirkenden Operationen vorzugsweise Analyse genannt hat. Indessen heißt rechnen noch nicht analysieren. Ein Schachspieler zum Beispiel tut das eine, ohne sich um das andere im mindesten zu kümmern. Es folgt daraus, daß man das Schachspiel in seiner Wirkung auf den Geist meistens sehr falsch beurteilt. Ich beabsichtige hier keineswegs eine gelehrte Abhandlung zu schreiben, sondern will nur eine sehr eigentümliche Geschichte durch einige mir in den Sinn kommenden Bemerkungen einleiten; jedenfalls aber möchte ich diese Gelegenheit benutzen, um die Behauptung aufzustellen, daß die höheren Kräfte des denkenden Geistes durch das bescheidene Damespiel viel nutzbringender und lebhafter angeregt werden als durch die mühe- und anspruchsvollen Nichtigkeiten des Schachspiels. Bei letzterem Spiel, in dem die Figuren verschiedene wunderliche Bewegungen von ebenso verschiedenem, veränderlichem Werte ausführen können, wird etwas, was nur sehr kompliziert ist, irrtümlicherweise für etwas sehr Scharfsinniges gehalten. Beim Schachspiel wird vor allem die Aufmerksamkeit stark in Anspruch genommen. Wenn sie auch nur einen Augenblick erlahmt, so übersieht man leicht etwas, das zu Verlust oder Niederlage führt. Da die uns zu Gebote stehenden Züge zahlreich und dabei von ungleichem Werte sind, ist es natürlich sehr leicht möglich, dieses oder jenes zu übersehen; in neun Fällen unter zehn wird der Spieler, der seine Gedanken vollkommen zu konzentrieren versteht, selbst über den geschickteren Gegner den Sieg davontragen.

Im Dameſpiel hingegen, wo es nur eine Art von Zügen mit wenig Veränderungen gibt, iſt die Wahrſcheinlichkeit eines Verſehens geringer, die Aufmerkſamkeit wird weniger in Anſpruch genommen, und die Vorteile, die ein Partner über den andern erringt, verdankt er ſeinem größeren Scharfſinn. Stellen wir uns, um weniger abſtrakt zu ſein, eine Partie auf dem Damenbrett vor, deren Steine auf vier Damen herabgeſchmolzen ſind und wo ein Verſehen natürlich nicht zu erwarten iſt. Nehmen wir an, daß die Gegner einander gewachſen ſind, ſo iſt es klar, daß der Sieg hier nur durch einen außerordentlich geſchickten Zug, der das Reſultat einer ungewöhnlichen Geiſtesanſtrengung iſt, entſchieden werden kann. Wenn der Analytiker ſich ſeiner gewöhnlichen Hilfsquellen beraubt ſieht, denkt er ſich in den Geiſt ſeines Gegners hinein, identifiziert ſich mit ihm, und dann gelingt es ihm nicht ſelten, auf den erſten Blick eine oft verblüffend einfache Methode zu finden, durch die er den andern irreführen oder zu einem unbeſonnenen Zuge veranlaſſen kann.

Das Whiſtſpiel iſt ſchon lange berühmt, weil man ihm einen gewiſſen Einfluß auf das ſogenannte Berechnungsvermögen zuſchreibt. Tatſache iſt, daß die hervorragendſten Männer dieſes Spiel ganz beſonders bevorzugt haben, während ſie das Schachſpiel als kleinlich verſchmähten. Allgemein anerkannt iſt, daß es kein andres Spiel gibt, das die analytiſchen Fähigkeiten in ſo hohem Grade in Anſpruch nimmt. Der beſte Schachſpieler der Chriſtenheit iſt vielleicht nicht mehr als eben nur der beſte Schachſpieler; die Tüchtigkeit und Gewandtheit im Whiſt laſſen aber auf einen feinen Kopf ſchließen, der überall, wo der Geiſt mit dem Geiſte kämpft, des Erfolges ſicher ſein kann. Wenn ich hier von Gewandtheit ſpreche, ſo verſtehe

ich darunter die vollkommene Beherrschung des Spieles, die mit einem Blicke alle Eventualitäten erkennt, aus denen sich ein rechtmäßiger Vorteil ziehen läßt. Es gibt viele und sehr verschiedenartige solcher Hilfsquellen, die es aufzufinden und zu benutzen gilt; indessen erschließen sie sich meistens nur einer höheren Intelligenz und sind Menschen von gewöhnlicher Begabung unzugänglich. Aufmerksam beobachten heißt Gedächtnis haben, sich gewisser Dinge deutlich erinnern können, und insofern wird der Schachspieler, der an die Konzentration seiner Gedanken gewöhnt ist, sich sehr gut zum Whist eignen, vorausgesetzt, daß er die Spielregeln Hoyles — die in allgemein verständlicher Weise den Mechanismus des Whists erklären — gut inne hat. Daher kommt es denn, daß man gewöhnlich glaubt, ein gutes Gedächtnis haben und regelrecht nach dem Buche spielen können, das sei alles, was zu einem feinen Spiele erforderlich sei. Aber die Kunst des Analytikers bewährt sich in solchen Dingen, die außerhalb der Grenzen aller Regel liegen. In aller Stille macht er Beobachtungen, aus denen er seine Schlüsse zieht. Seine Mitspieler tun wahrscheinlich dasselbe; der Unterschied des erlangten Wissens liegt weniger an der Richtigkeit des Schlusses als an dem Werte der Beobachtung. Das Wichtigste ist, sich ganz klar darüber zu sein, was man beobachten muß. Der wirklich feine Spieler hat seine Augen überall, und neben dem Spiele, das natürlich Hauptsache ist, verschmäht er es nicht, Schlüsse aus Dingen zu ziehen, die nur als Äußerlichkeiten erscheinen. So beobachtet er zum Beispiel den Gesichtsausdruck seines Partners und vergleicht ihn sorgfältig mit dem seiner Gegner. Er achtet darauf, wie die Mitspielenden ihre Karten in der Hand ordnen; oft zählt er Trumpf auf Trumpf, Honneurs

auf Honneurs an den Blicken nach, mit denen ihre Besitzer sie mustern. Er merkt sich im Verlaufe des Spieles jede Veränderung ihres Gesichtsausdruckes und zieht seine Schlüsse aus jedem Wort, aus jeder Triumph, Überraschung oder Arger verratenden Geste. Aus der Art, wie jemand einen Stich aufnimmt, schließt er darauf, ob der Betreffende noch mehr Stiche in dieser Farbe machen kann. Ebenso erkennt er an der Weise, wie eine Karte auf den Tisch geworfen wird, ob jemand mogelt. Ein zufälliges, unbedachtes Wort, das gelegentliche Fallenlassen oder Umwenden einer Karte, die Angstlichkeit, einen so unbedeutenden Vorgang verbergen zu wollen, oder auch die Gleichgültigkeit dagegen, das Zählen der Stiche und die Art, sie zu ordnen, das verwirrte, zögernde, hastige oder übereifrige Wesen des Spielenden, alles muß ihm zum Erkennungszeichen dienen, das ihm den Stand der Dinge verrät. Er macht dabei den Eindruck, als erkenne er alles kraft einer Intuition. Wenn die ersten zwei oder drei Runden gespielt sind, dann weiß er genau, in welcher Hand die Karten sind, und er spielt seine eignen mit einer so absoluten Sicherheit aus, als ob sämtliche Mitspielenden ihm ihre zeigten.

Indessen darf man das Analysierungsvermögen keineswegs mit der Klugheit verwechseln, denn während der Analytiker unbedingt klug ist, haben doch oft recht kluge Leute nicht das geringste Talent zur Analyse. Die Kombinationsgabe, durch die sich die Klugheit gewöhnlich äußert und der die Phrenologen, wie ich glaube irrtümlich, ein besonderes Organ zugewiesen haben, da sie dieselbe für eine angeborene Fähigkeit halten, ist so häufig bei Menschen, deren Verstand fast an Blödsinn grenzt, wahrgenommen worden, daß die Tatsache die Aufmerksamkeit

vieler Gelehrten auf sich gezogen hat. Zwischen Klugheit und analytischer Fähigkeit besteht aber ein Unterschied, der größer ist als der zwischen Phantasie und Einbildungskraft; indessen ist er von streng analogem Charakter. Man kann beinahe mit Sicherheit behaupten, daß die klugen Menschen stets phantasiereich und die mit wirklicher Einbildungskraft begabten stets Analytiker sind. —

Nachstehende Erzählung möge dem Leser als Kommentar dieser Behauptungen dienen.

Als ich mich im Frühling und während eines Teils des Sommers 18.. in Paris aufhielt, machte ich die Bekanntschaft eines Herrn C. Auguste Dupin. Dieser junge Mann gehörte einer sehr guten, ja sogar berühmten Familie an, die jedoch durch eine Reihe von Schicksalsschlägen in so tiefe Armut geraten war, daß die Energie seines Charakters darunter erlag, so daß er sich ganz von der Welt zurückgezogen hatte und keine Versuche mehr machte, sich in eine bessere Lage emporzuarbeiten. Seine Gläubiger waren so anständig gewesen, ihn im Besitze eines kleinen Restes seines väterlichen Vermögens zu lassen, dessen Zinsen bei äußerster Sparsamkeit zu einem sehr bescheidenen Leben hinreichten, ihm jedoch auch nicht den kleinsten Luxus gestatteten. Bücher waren das einzige, dem er nicht ganz zu entsagen vermochte — und diesen Luxus kann man sich in Paris ohne große Kosten leisten.

Wir begegneten uns zum erstenmal in einem obskuren Buchladen in der Rue Montmartre, wo der Zufall, daß wir beide dasselbe, übrigens sehr seltene und merkwürdige Buch suchten, uns in nähere Beziehung zueinander brachte. Von da an trafen wir uns zuweilen. Ich interessierte mich lebhaft für seine Familiengeschichte, die er mir mit der ganzen Aufrichtigkeit erzählte, in der der Franzose

ſich gefällt, wenn er von ſeinem eigenen Ich ſpricht. Sehr überraſcht war ich von ſeiner ungeheuren Beleſenheit, vor allem aber waren es die ſeltene Friſche und Lebendigkeit ſeiner Phantaſie, die mich intereſſierten und anregten. Da er dieſelben Ziele verfolgte, um derentwillen ich mich in Paris aufhielt, fühlte ich, daß die Geſellſchaft dieſes Mannes für mich von unendlichem Wert ſein könnte, und ich machte ihm gegenüber auch kein Hehl daraus. Wir machten alſo miteinander aus, daß wir, ſo lange mein Aufenthalt in Paris dauern würde, zuſammen wohnen wollten. Da meine Vermögensverhältniſſe beſſer waren als ſeine, ſo konnte ich es mir erlauben, für uns auf meine Koſten ein ziemlich vernachläſſigtes und wunderlich ausſehendes Häuschen zu mieten, das in einem abgelegenen, einſamen Teil des Faubourg St. Germain lag. Irgendeines Aberglaubens wegen, dem wir nicht weiter nachforſchten, hatte es ſchon lange unbewohnt geſtanden; ich richtete es in einem Stil ein, der der phantaſtiſchen Düſterkeit unſerer gewöhnlichen Stimmung entſprach.

Hätte die Welt gewußt, welche Lebensweiſe wir in dieſem Häuschen führten, ſo würde man uns wahrſcheinlich für Wahnſinnige gehalten haben, wenn auch für ſehr harmloſe. Unſere Abgeſchiedenheit war eine vollkommene. Wir nahmen keine Beſuche an. Ich hatte meinen früheren Bekannten und Freunden überhaupt nichts von meinem Wohnungswechſel geſagt, und Dupin lebte ſchon ſeit vielen Jahren ſo einſam, daß ihn in Paris niemand mehr kannte. Wir lebten ganz allein für uns.

Es war eine Marotte meines Freundes — denn wie anders ſollte ich es nennen? —, daß er in die Nacht um ihrer ſelbſt willen verliebt war; wie alle ſeine Launen

machte ich auch diese mit; ich ließ mich überhaupt ganz von ihm leiten und hieß alle seine bizarren Einfälle gut. Da die Göttin der Nacht nicht immer freiwillig bei uns hausen wollte, erdachten wir Mittel und Wege, uns Ersatz für ihre Gegenwart zu schaffen. Beim ersten Morgengrauen schlossen wir die sämtlichen, starken Fensterläden unseres alten Hauses und steckten ein paar duftende Kerzen an, die nur schwache, gespensterhafte Strahlen aussandten. Mit ihrer Hilfe wiegten wir die Seele in Träume — wir lasen, schrieben und unterhielten uns, bis die Uhr uns den Anbruch der wirklichen Dunkelheit verkündete. Dann eilten wir in die Straßen, wo wir Arm in Arm umherschlendernd die Gespräche des Tages fortsetzten, und oft streiften wir bis in die tiefe Nacht umher und suchten im grellen Licht und tiefen Schatten der volkreichen Stadt jene Unendlichkeit geistiger Anregung, die stummes Beobachten sich zu verschaffen weiß.

Bei solchen Gelegenheiten konnte ich nicht umhin, immer wieder Dupins eigenartige analytische Begabung zu bemerken und zu bewundern, obwohl mich sein reiches Geistesleben schon darauf vorbereitet hatte. Er schien auch mit großer Freude diese Gabe zu pflegen, wenngleich er niemals damit renommierte, und er gestand mir offen ein, daß sie für ihn eine Quelle manchen Genusses sei. Mit leisem Kichern rühmte er sich zuweilen, daß für ihn die meisten Menschen ein Fensterchen auf der Brust hätten, und er unterstützte derartige Behauptungen auf der Stelle durch geradezu verblüffende Beweise von seiner genauen Kenntnis meines eigenen Seelenlebens. In solchen Augenblicken war er kalt und geistesabwesend, seine Augen starrten ausdruckslos, und seine Stimme, die sonst einen weichen Tenorklang hatte, sprang in hohen Diskant

hinauf, der lächerlich gewirkt haben würde, hätte er nicht dabei besonders deutlich und bedächtig gesprochen. Wenn ich ihn in solchen Stimmungen beobachtete, mußte ich immer wieder an die alte Philosophie von dem Zweiseelensystem denken, und mich belustigte der Gedanke, einen doppelten Dupin vor mir zu haben — einen schöpferischen und einen zerstörenden.

Es wäre übrigens falsch, wenn man aus dem Gesagten schließen wollte, daß ich ein Geheimnis zu enthüllen oder einen Roman zu schreiben beabsichtige. Die eben geschilderten Eigenschaften des Franzosen waren lediglich Resultate einer überreizten, vielleicht auch einer krankhaften Intelligenz. Ich glaube durch ein Beispiel die beste Vorstellung von dem Charakter der Aussprüche, die er zu solchen Zeiten machte, geben zu können.

Wir schlenderten eines Abends durch eine lange, schmutzige Straße in der Nähe des Palais Royal. Da wir beide ganz mit unsern eigenen Gedanken beschäftigt waren, hatten wir schon länger als eine Viertelstunde keine Silbe miteinander gesprochen. Plötzlich brach Dupin ganz unvermittelt in die Worte aus:

„Er ist wirklich ein sehr kleiner Kerl, das ist wahr! Er würde besser für das Varieté passen."

„Zweifellos", erwiderte ich unwillkürlich, und ich war so ganz in meine Gedanken vertieft, daß ich im ersten Augenblick nicht merkte, in wie seltsamer Weise seine Worte mit meinem Gedankengange übereinstimmten. Das fiel mir erst einen Augenblick nachher auf, und da war ich allerdings ziemlich verblüfft.

„Dupin," sagte ich in ernstem Tone, „das geht über mein Verständnis. Ich zögere nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich aufs höchste verwundert bin und meinen Sinnen

kaum zu trauen vermag. Wie ist es nur möglich, daß Sie wissen konnten, daß ich gerade dachte an —?" Ich hielt inne, um mich zu überzeugen, ob er wirklich den Namen wisse.

„An Chantilly natürlich", sagte er; „warum halten Sie inne? Sie dachten doch gerade darüber nach, daß seine kleine Gestalt ihn wirklich untauglich zum Tragöden mache."

Damit hatten meine Gedanken sich wirklich beschäftigt. Chantilly war ein Flickschuster aus der Rue St. Denis, der, von einer wahren Leidenschaft für das Theater ergriffen, es durchgesetzt hatte, in der Rolle des Xerxes in Crébillons gleichnamiger Tragödie aufzutreten, aber natürlich durchgefallen war und für all seine Mühe nur Hohn und Spott geerntet hatte. „Sagen Sie mir um des Himmels willen," rief ich aus, „nach welcher Methode Sie vorgegangen sind — wenn hier überhaupt von einer Methode die Rede sein kann —, um so in meiner Seele lesen zu können!" Ich war in der Tat noch viel verblüffter, als ich ihm zeigen wollte.

„Es war der Obsthändler," antwortete mein Freund gelassen, „der den Gedanken in Ihnen anregte, daß der Flickschuster für die Darstellung eines Xerxes und ähnlicher Rollen nicht die nötige Figur habe."

„Der Obsthändler! Sie setzen mich in Erstaunen! Ich weiß nichts von einem Obsthändler."

„Ich meine den Mann, der gegen Sie anrannte, als wir in die Rue C. einbogen; es ist kaum eine Viertelstunde her."

Ich erinnerte mich jetzt daran, daß, als wir aus der Rue C. in den Durchgang einbogen, in dem wir uns jetzt befanden, ein Mann, der einen großen Korb mit Äpfeln

auf dem Kopfe trug, so heftig gegen mich anrannte, daß ich beinahe umgefallen wäre. Aber was das mit Chantilly zu tun haben sollte, war mir unerfindlich.

Dupin hatte auch nicht die Spur von Scharlatanerie an sich. „Ich werde Ihnen das erklären," sagte er einfach, „und damit Sie mich ganz verstehen, wollen wir den Gang Ihrer Gedanken von dem Augenblicke an, wo ich zu Ihnen sprach, bis zu dem, wo der Obsthändler gegen Sie anrannte, zurückverfolgen. Die Hauptglieder dieser Gedankenkette sind folgende: Chantilly, Orion, Dr. Nichols, Epikur, Stereotomie, das Straßenpflaster, der Obsthändler —"

Es gibt wenig Personen, denen es nicht in irgendeiner Periode ihres Lebens Vergnügen gemacht hätte, den Stufengang zurückzuverfolgen, auf dem ihr Geist zu gewissen Schlüssen gelangte. Diese Beschäftigung kann sehr interessant sein; wer es zum ersten Male versucht, ist erstaunt über die scheinbar unendliche Entfernung zwischen dem Ausgangspunkte und dem Endpunkte und über den scheinbaren Mangel jeden Zusammenhangs zwischen beiden. Man denke sich daher mein Erstaunen über das, was der Franzose nun zu mir sagte, da ich zugeben mußte, daß er die Wahrheit sprach. Er fuhr fort:

„Wir hatten, wenn ich mich recht erinnere, in der Rue C. von Pferden gesprochen. Das war unser letztes Gesprächsthema. Als wir in diese Straße hier einbogen, kam uns ein Obsthändler mit einem großen Korbe auf dem Kopfe entgegen; er war sehr in Eile und stieß Sie gegen einen Haufen von Pflastersteinen, die an einer Stelle, wo die Straße ausgebessert werden sollte, aufgeschüttet lagen. Sie traten auf einen lose liegenden Stein, glitten aus und verstauchten sich leicht den Fuß, was Sie

zu verſtimmen ſchien, denn Sie murmelten ein paar Worte, blickten ärgerlich auf den Haufen Steine und ſetzten ſchweigend Ihren Weg fort. Obwohl ich Ihnen durchaus keine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, iſt mir doch das Beobachten in letzter Zeit zur andern Natur geworden.

Ich bemerkte, daß Sie den Blick zu Boden geſenkt hielten und mit verſchloſſener Miene die vielen Löcher und Unebenheiten der Straße betrachteten. Ich ſah alſo, daß Sie noch immer an die Steine dachten. Erſt als wir die kleine Lamartinegaſſe erreichten, deren Pflaſterung verſuchsweiſe mit feſt ineinander greifenden Holzblöcken hergeſtellt iſt, erhellte ſich der Ausdruck Ihres Geſichts, und Ihre Lippen murmelten das Wort ‚Stereotomie', eine etwas anſpruchsvolle Bezeichnung für dieſe einfache Art der Pflaſterung. Ich wußte, daß Sie dieſes Wort nicht denken konnten, ohne danach an Atome und an die Lehre Epikurs denken zu müſſen. Hatten wir uns doch vor nicht langer Zeit über ſolche Dinge unterhalten, und ich äußerte damals, wie ſeltſam es ſei, daß die vagen Vermutungen dieſes tiefſinnigen Griechen durch die neueſten Entdeckungen der Nebel-Kosmogonie eine ſo glänzende und dennoch ſo wenig beachtete Beſtätigung gefunden hätten. Ich erwartete alſo jetzt mit Beſtimmtheit, daß Sie zu dem großen Nebel des Orion aufblicken würden. Sie taten dies wirklich, und ich war nun meiner Sache ſicher und wußte, daß ich Ihren Gedankengang richtig verfolgt hatte. In der abfälligen Kritik, die geſtern im ‚Musée' über Chantilly erſchien, machte der Verfaſſer ſich auch über die Namensänderung luſtig, die der Flickſchuſter beim Beſteigen des Kothurn für nötig gehalten hatte, und zitierte einen lateiniſchen Spruch, über den wir oft geſprochen haben: Perdidit antiquum litera prima sonum!

Ich hatte Ihnen gestern gesagt, daß diese Zeile sich auf den Orion, früher Urion genannt, bezöge, und da ich bei dieser Gelegenheit ein paar bissige Bemerkungen gemacht hatte, glaubte ich sicher zu sein, daß Sie sich unserer Unterhaltung erinnern würden. Es war daher gewiß, daß Sie nicht verfehlen würden, die beiden Begriffe Orion und Chantilly miteinander zu verbinden. Daß Sie dies wirklich taten, ersah ich aus dem Lächeln, das um Ihre Lippen spielte. Sie dachten an das tragische Geschick des armen Flickschusters. Bis dahin war Ihre Haltung nachlässig gebückt gewesen, nun sah ich, wie Sie sich plötzlich zu Ihrer vollen Höhe aufrichteten. Ich war ganz sicher, daß Sie an die kleine Gestalt Chantillys dachten. Ich unterbrach Ihren Gedankengang mit der Bemerkung, daß er wirklich ein kleines Kerlchen sei, dieser Chantilly, und daß er besser daran täte, wenn er zum Varieté ginge." —

Nicht lange danach lasen wir die Abendausgabe der ‚Gazette des Tribunaux'. Unsere Aufmerksamkeit wurde durch folgende Stelle gefesselt:

„Sensationeller Mord. — Heute morgen gegen drei Uhr wurden die Bewohner des Quartiers St. Roch durch entsetzliche Schreie geweckt, die anscheinend aus dem vierten Stockwerk eines Hauses der Rue Morgue drangen, das, wie man wußte, von einer gewissen Madame L'Espanaye und ihrer Tochter Mademoiselle Camille L'Espanaye allein bewohnt wurde. Nach einer Verzögerung, entstanden durch den fruchtlosen Versuch, sich auf gewöhnlichem Wege Einlaß zu verschaffen, wurde das Haustor mit einer Eisenstange erbrochen, worauf acht bis zehn Nachbarn in Begleitung zweier Gendarmen in das Haus drangen. Das Geschrei war unterdessen

verſtummt, aber als die Leute die Treppe hinaufſtürzten, vernahmen ſie von oben her deutlich den Klang von zwei oder mehr rauhen Stimmen, die heftig und laut miteinander ſtritten. Als man den zweiten Treppenabſatz erreicht hatte, hörten auch dieſe Töne auf, und es wurde plötzlich totenſtill. Die eingedrungenen Perſonen teilten ſich in verſchiedene Parteien und eilten von einem Zimmer in das andere. Als man endlich ein großes Hinterzimmer des vierten Stockes erreichte (die Tür dieſes Zimmers war von innen verſchloſſen und mußte aufgebrochen werden), bot ſich ein Anblick dar, der alle Anweſenden mit Grauen und höchſter Verwunderung erfüllte.

In dem Zimmer herrſchte die wildeſte Unordnung; die Möbel waren zertrümmert und lagen überall umher. Das Zimmer enthielt eine Bettſtatt, und aus dieſer waren ſämtliche Kiſſen herausgeriſſen und in die Mitte des Zimmers geſchleppt worden. Auf einem Stuhle lag ein blutiges Raſiermeſſer. Auf dem Kamin fand man zwei oder drei lange, dicke Strähnen grauen Menſchenhaares, die ebenfalls mit Blut beſudelt waren und mit den Wurzeln ausgeriſſen zu ſein ſchienen. Über den Fußboden zerſtreut fand man vier Napoleons, einen Topas-Ohrring, drei große ſilberne Löffel, drei kleinere aus Neuſilber, ferner zwei Beutel, die viertauſend Franken in Gold enthielten. Aus einem in der Ecke ſtehenden Schreibtiſch waren die Schubfächer herausgezogen und offenbar ausgeplündert worden, obwohl noch viele Gegenſtände darin umherlagen. Unter den Bettkiſſen, nicht unter der Bettſtatt, entdeckte man eine kleine eiſerne Kaſſette. Sie war offen und der Schlüſſel ſteckte in dem Schloß; ihr Inhalt aber beſtand nur aus einigen alten Briefen und anderen belangloſen Papieren.

Von Madame L'Espanaye war keine Spur zu entdecken; da man aber den Kamin und den Fußboden davor ganz mit Ruß bedeckt fand, forschte man im Schornstein nach, und man zog — gräßlich, es zu sagen! — den Leichnam der Tochter daraus hervor, der mit dem Kopf nach unten ziemlich hoch in den engen Schornstein hinaufgestopft worden war. Der Körper war noch ganz warm. Bei der Untersuchung fanden sich zahlreiche Hautabschürfungen, die wahrscheinlich durch die Heftigkeit, mit der der Leichnam in den Schornstein hinaufgestoßen und dann wieder heruntergezogen wurde, verursacht worden waren. Auf dem Gesichte fand man viele schwere Kratzwunden, während sich am Halse schwarze Quetschwunden und der tiefe Eindruck von Fingernägeln vorfanden, die darauf hindeuteten, daß das Mädchen erdrosselt worden war.

Nachdem man jeden Winkel des Hauses auf das gründlichste untersucht hatte, ohne jedoch etwas Weiteres zu entdecken, drangen die Leute in einen kleinen gepflasterten Hof, der hinter dem Hause lag. Und hier war es, wo man die Leiche der alten Dame fand. Der Kopf war vom Rumpfe abgetrennt und hing nur noch durch ein Stück Haut lose damit zusammen, so daß er abfiel, als man die Leiche aufzuheben versuchte. Der Körper sowohl wie der Kopf waren in unerhörter, grauenhaftester Weise verstümmelt, und besonders der erstere sah kaum noch menschenähnlich aus.

Trotz aller Bemühungen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, den Schlüssel zu diesem entsetzlichen Geheimnis zu finden." —

Tags darauf brachte dieselbe Zeitung noch einige weiteren Einzelheiten über den grauenhaften Fall:

„Die Tragödie in der Rue Morgue. Viele Perſonen ſind ſchon in dieſer außergewöhnlichen und grauenhaften Sache vernommen worden, doch fand ſich nicht das Geringſte, was Licht in die dunkle Angelegenheit gebracht hätte. Wir geben hier die Ausſagen der vernommenen Zeugen.

Pauline Dubourg, Wäſcherin, ſagt aus, daß ſie die beiden verſtorbenen Damen ſchon ſeit drei Jahren gekannt habe, da ſie während dieſer Zeit die Wäſche für ſie beſorgte. Mutter und Tochter hätten viel auf einander gehalten und ſeien ſtets ſehr zärtlich miteinander geweſen. Sie bezahlten alles ſofort. Wie und wovon ſie gelebt hatten, darüber könne ſie nichts ſagen. Man munkele, daß Madame L'Eſpanaye von Beruf Wahrſagerin geweſen ſei. Jedenfalls ginge die Rede, daß ſie Geld gehabt habe. Die Zeugin ſagte ferner aus, ſie ſei im Hauſe niemals jemand begegnet, wenn ſie die Wäſche geholt oder zurückgebracht habe. Sie wiſſe mit Beſtimmtheit, daß die Damen keine Dienſtboten gehabt hätten. Sie habe angenommen, daß nur der vierte Stock des Hauſes möbliert geweſen und daß es ſonſt ganz unbewohnt geweſen ſei.

Peter Moreau, Tabakhändler, ſagt aus, daß er ſeit etwa vier Jahren der Madame L'Eſpanaye ab und zu kleine Quantitäten Rauch- und Schnupftabak verkauft habe. Er ſei in der Nachbarſchaft geboren und habe immer in der Rue Morgue gewohnt. Die alte Dame und ihre Tochter hätten ſchon ſeit mehr als ſechs Jahren ganz allein in dem Hauſe gewohnt, in dem man ihre Leichen gefunden hatte. Das Haus gehörte Madame L'Eſpanaye. In früheren Zeiten hatte ſie an einen Juwelier vermietet gehabt; der Mißbrauch aber, den dieſer mit den obern Räumen trieb, indem er ſie an alle möglichen Leute in

Aftermiete gab, hatte den Unwillen der alten Dame erregt. Sie zog also selbst in das Haus und weigerte sich von da ab hartnäckig, die nicht von ihr bewohnten Räume anderweitig zu vermieten. Der Zeuge meint, Madame L'Espanaye sei etwas kindisch gewesen. Er sagt, daß er die Tochter während der sechs Jahre kaum mehr als fünf- oder sechsmal gesehen habe. Die beiden Frauen hätten ein außerordentlich zurückgezogenes Leben geführt — indessen hätten sie allgemein in dem Rufe gestanden, Geld zu haben. Er hatte auch gehört, daß die Leute in der Nachbarschaft munkelten, Madame L'Espanaye sei eine Wahrsagerin — er habe das aber niemals geglaubt. Er habe nie jemand anders in das Haus treten sehen als Mutter und Tochter, ein- oder zweimal einen Dienstmann und acht- oder zehnmal einen Arzt.

Noch viele andere Personen aus der Nachbarschaft bestätigten diese Aussage. Von irgendeinem regelmäßigen Verkehr in dem Hause konnte überhaupt gar keine Rede sein, man wußte nicht einmal, ob Madame L'Espanaye und ihre Tochter irgendwelche Verwandten hatten. Die Fensterläden der vorderen Zimmer wurden nur selten geöffnet, die nach dem Hofe waren stets geschlossen, mit Ausnahme der Läden eines großen Zimmers in der vierten Etage. Das Haus war gut gebaut und nicht alt.

Isidor Muset, Gendarm, sagt aus, daß man ihn gegen drei Uhr morgens zu dem Hause geholt und daß er dort zwanzig bis dreißig Personen angetroffen habe, die vergebens versuchten, sich Eingang zu verschaffen. Er habe schließlich die Tür erbrochen, und zwar mit einem Bajonett, nicht mit einer Eisenstange. Es sei das nicht sehr schwierig gewesen, da es eine Flügeltür war, die weder oben noch unten ordentlich zugeriegelt gewesen sei. Man

habe oben aus dem Hauſe ein entſetzliches Geſchrei gehört, aber in dem Augenblick, als die Tür aufflog, ſei plötzlich alles ſtill geworden. Es waren herzzerreißende Angſtſchreie geweſen, die, wie es ſchien, von einer oder mehreren Perſonen in größter Todesangſt ausgeſtoßen wurden. Der Zeuge war den andern voran die Treppe hinaufgegangen. Als er den erſten Treppenabſatz erreicht hatte, vernahm er ganz deutlich zwei Stimmen, die laut und zornig miteinander ſtritten, die eine war rauh und barſch, während die andere einen ganz ſonderbaren, ſchrillen, kreiſchenden Klang hatte. Er konnte ein paar der von der erſten Stimme geſprochenen Worte verſtehen; es war die eines Franzoſen; jedenfalls war es keine Frauenſtimme, und er unterſchied deutlich die Worte ‚sacré‘ und ‚diable‘. Die ſchrille Stimme hielt er für die eines Ausländers. Er war ſich nicht ganz klar darüber, ob es die Stimme eines Mannes oder einer Frau geweſen ſei, auch konnte er nicht beſtimmt behaupten, in welcher Sprache ſie ſich ausgedrückt habe, er meinte jedoch, es ſei ſpaniſch geweſen. Seine Beſchreibung von dem Zuſtande des Zimmers und der Leichen ſtimmt genau mit unſerer geſtrigen Beſchreibung überein.

Henri Duval, von Beruf Silberſchmied, auch ein Nachbar, ſagt aus, daß er einer der erſten geweſen war, die in das Haus eingedrungen ſeien. Seine Ausſage ſtimmt in der Hauptſache ganz mit der Muſets überein. Er ſagt, nachdem man ſich den Eingang erzwungen hatte, habe er raſch die Haustür von innen abgeſchloſſen, um die nachdrängende Menge abzuhalten, die ſich trotz der ſpäten Stunde ſehr bald anſammelte. Der Zeuge meint, die ſchrille Stimme, die auch er vernommen habe, ſei die eines Italieners geweſen, beſtimmt nicht die eines Franzoſen.

Es ist ihm nicht ganz sicher, ob es die Stimme eines Mannes war, es könne auch eine weibliche Stimme gewesen sein. Er könne kein Italienisch und hätte daher natürlich kein Wort verstanden, aber nach dem Klang zu schließen, glaube er, daß es wirklich Italienisch gewesen sei. Gewiß, er habe Madame L'Espanaye und auch ihre Tochter gekannt. Er habe sich öfters mit beiden unterhalten. Es sei ganz ausgeschlossen, daß die schrille Stimme einer der beiden Verstorbenen angehört hätte.

Odenheimer, Restaurateur. Dieser Zeuge war nicht geladen, er ist freiwillig erschienen, um sein Zeugnis abzulegen. Er ist Holländer und aus Amsterdam gebürtig. Da er kein Französisch spricht, wurde er durch einen Dolmetscher vernommen. Er kam zufällig an dem Hause vorüber, als darin das entsetzliche Geschrei ertönte; er glaubt, daß es wenigstens zehn Minuten angedauert haben müsse. Es war ein langgezogenes, lautes, jammervolles und grauenhaftes Schreien. Er gehört zu denen, die in das Haus eindrangen. Seine Aussage stimmt durchaus mit der der anderen Zeugen überein — bis auf einen Punkt: Er glaube nämlich mit Sicherheit behaupten zu können, daß die schrille Stimme die eines Mannes, und zwar eines Franzosen gewesen sei. Obgleich er die Worte nicht hatte verstehen können, habe er den Eindruck, als ob die Stimme zugleich angst- und zornerfüllt geklungen habe, sie habe laut, schnell und in abgebrochenen Tönen gesprochen. Die Stimme wäre ihm mehr heiser als schrill erschienen. Eine wirklich schrille Stimme wäre es nicht gewesen. Die andere rauhe Stimme habe wiederholt ‚sacré', ‚diable' und einmal ‚mon Dieu' gesagt.

Jules Mignaud, Bankier und Inhaber der Firma Mignaud & Sohn, Rue Deloraine. Er ist der ältere Mignaud.

Er ſagt aus: Madame L'Eſpanaye hatte Vermögen und ſtand ſeit dem Frühling 18.. (alſo ſeit acht Jahren) in geſchäftlicher Verbindung mit ſeinem Bankhauſe. Sie hatte mit der Zeit mehrere kleine Summen bei ihm deponiert, aber nie Kapital zurückgezogen, bis drei Tage vor ihrem Tode, wo ſie perſönlich die Summe von 4000 Franken erhoben hatte. Die Summe wurde ihr in Gold ausbezahlt, und ein Kommis brachte ihr das Geld ins Haus.

Adolphe Lebon, Kommis bei Mignaud & Sohn, ſagt aus, daß er an dem betreffenden Tage gegen Mittag Madame L'Eſpanaye begleitet habe, um ihr die in zwei Beutel verpackten 4000 Franken nach Hauſe zu tragen. Als die Tür geöffnet wurde, ſei Fräulein L'Eſpanaye erſchienen, und er habe ihr den einen Beutel eingehändigt, während die alte Dame ihm den anderen ſelbſt abgenommen habe. Er habe ſich dann verabſchiedet und ſei gegangen. In der Straße habe er zu dieſer Zeit keinen Menſchen bemerkt. Die Rue Morgue ſei eine Nebenſtraße und ſehr einſam.

William Bird, Schneider, ſagt aus, daß er ebenfalls zu denen gehört, die in das Haus gedrungen ſeien. Er iſt Engländer. Er hat zwei Jahre in Paris gelebt. Er war einer der erſten, die die Treppe hinaufſtiegen. Er hält die rauhe Stimme für die eines Franzoſen. Er hat einige Worte verſtanden, kann ſich aber nicht aller erinnern. Daß ‚sacré' und ‚mon Dieu' geſagt wurde, hat er deutlich verſtanden. Er hat ein Geräuſch vernommen, als ob ſich mehrere Perſonen miteinander balgten — darauf ein ſcharrendes, ſchlürfendes Geräuſch. Die ſchrille Stimme ſei ſehr laut, lauter als die barſche geweſen. Er ſei ſicher, daß es nicht die Stimme eines Engländers,

viel eher die eines Deutſchen geweſen ſei, vielleicht könne es auch eine Frauenſtimme geweſen ſein. Er verſtände kein Deutſch.

Vier der genannten Zeugen ſagten, als ſie wieder vorgerufen wurden, übereinſtimmend aus, daß die Tür des Zimmers, in dem man die Leiche des Fräulein L'Eſpanaye gefunden habe, von innen verſchloſſen geweſen ſei. Als man oben ankam, ſei plötzlich alles ganz ſtille geweſen — von einem Stöhnen oder ſonſtigen Geräuſch irgendeiner Art war nichts mehr zu hören. Man erbrach die Tür, aber niemand war in dem Zimmer zu ſehen. Die Fenſter des hinteren wie des vorderen Zimmers ſeien geſchloſſen und von innen verriegelt geweſen. Die Verbindungstür zwiſchen den beiden Zimmern war zu, jedoch nicht verſchloſſen. Ein kleines, im vierten Stocke nach der Straße gelegenes Zimmer am Ende des Korridors ſtand weit offen. Dieſes Zimmer war mit alten Betten, Koffern uſw. ganz vollgeſtopft. Es wurde ausgeräumt und auf das ſorgfältigſte durchſucht. Es war überhaupt in dem ganzen Hauſe nicht das kleinſte Winkelchen, das man nicht gründlich durchſucht hätte. Man ließ Schornſteinfeger kommen, die die Schornſteine und Kaminröhren kehren mußten. Das Haus hat vier Stockwerke und enthält außerdem noch einige Manſarden. Auf dem Dache befindet ſich eine kleine Falltür, die man aber feſt vernagelt gefunden hatte und die ſeit Jahren nicht mehr benutzt zu ſein ſchien. Über die Länge der Zeit von dem Augenblick an, wo man die ſtreitenden Stimmen vernahm, bis zu dem, wo man die Zimmertür aufbrach, ſchwanken die Ausſagen der Zeugen. Einige meinten, es könne ſich höchſtens um zwei oder drei Minuten handeln, andere behaupteten, es ſeien wenigſtens

fünf Minuten geweſen. Es war ſchwer geweſen, die Tür zu öffnen.

Alfonzo Garcio, Begräbnisbeſorger, ſagt aus, daß er in der Rue Morgue wohne. Er iſt geborener Spanier. Gehört zu den Leuten, die in das Haus eindrangen, ging aber nicht mit die Treppe hinauf. Iſt nervenſchwach und fürchtete die Folgen der Aufregung. Die ſtreitenden Stimmen hat er jedoch deutlich gehört. Die rauhe Stimme war die eines Franzoſen, und er glaubt ſich nicht zu irren, wenn er die ſchrille Stimme für die eines Engländers hält. Zeuge verſteht zwar kein Engliſch, urteilt aber nach der Ausſprache der Worte.

Alberto Montani, Konditor, ſagt aus, er ſei einer der erſten geweſen, die die Treppe hinaufgeeilt wären. Er hat die ſtreitenden Stimmen gehört. Die barſche Stimme ſei die eines Franzoſen geweſen, Zeuge behauptet, einige Worte verſtanden zu haben. Es hätte ihm ſo geſchienen, als ob der Sprecher einem anderen Vorſtellungen mache. Von dem, was die ſchrille Stimme ſagte, habe er nichts verſtehen können, ſie habe ſchnell und in abgebrochenen Lauten geſprochen. Zeuge meint, daß es die Stimme eines Ruſſen geweſen ſei. In allen weſentlichen Punkten ſtimmt er vollſtändig mit der Ausſage der anderen Zeugen überein. Er iſt Italiener. Er hat niemals mit einem geborenen Ruſſen geſprochen.

Mehrere wieder aufgerufene Zeugen beſtätigen, daß die Kamine aller Zimmer der vierten Etage viel zu eng ſeien, als daß ein menſchliches Weſen dadurch hätte entkommen können. Unter Beſen verſtände man jene zylinderförmigen Kehrbeſen, wie die Schornſteinfeger ſie zum Reinigen der Kamine gebrauchen. Man ſei mit ſolchen Beſen durch ſämtliche Schornſteine des Hauſes auf und

nieder gefahren. Es gibt in dem Hause keine Hintertreppe oder einen sonstigen Ausweg, durch den sich jemand hätte retten können, während die Zeugen die Treppe hinaufeilten. Der Körper des Fräulein L'Espanaye war so fest in den engen Kamin hineingezwängt, daß es nur den vereinten Kräften von vier oder fünf Männern gelang, ihn wieder herunter zu ziehen. —

Paul Dumas, Arzt, sagt aus, daß man ihn gegen drei Uhr gerufen habe, um die Besichtigung der Leichen vorzunehmen. Sie lagen beide auf der Matratze des Bettes, das im Zimmer stand, in dem Fräulein L'Espanaye gefunden worden war. An dem Körper der jungen Dame hatte er viele Quetschwunden und Hautabschürfungen gefunden. Es war dies nur zu erklärlich, wenn man den Umstand in Betracht zog, daß das unglückliche Mädchen mit roher Gewalt in den Schornstein hinauf gezwängt worden war. Der Kehlkopf war vollständig zusammengepreßt. Unter dem Kinn befanden sich mehrere tiefe Kratzwunden sowie eine Reihe blauer Flecken, die offenbar von einem heftigen, mit Fingern ausgeübten Drucke herrührten. Das Gesicht war gräßlich entstellt, die Augen waren aus ihren Höhlen weit hervorgequollen, die Zunge halb durchgebissen. Auf der Magengrube wurde eine große Quetschung entdeckt, die anscheinend von dem Drucke eines Knies herrührte. Herr Dumas war der Meinung, daß Fräulein L'Espanaye von einer oder mehreren Personen erwürgt worden sei. Die Leiche der Mutter war ebenfalls in entsetzlicher Weise verstümmelt. Sämtliche Knochen des rechten Beines und des rechten Armes hatte er mehr oder weniger zerschmettert gefunden. Ebenso waren das linke Schienbein und die sämtlichen Rippen der linken Seite zersplittert gewesen. Der ganze Körper war in

grauenhafter Weise mit Quetschwunden bedeckt und zeigte blutunterlaufene Stellen; es sei ein ganz entsetzlicher Anblick gewesen. Es wäre unmöglich festzustellen, wie und womit diese schweren Verletzungen herbeigeführt worden seien. Ein schwerer hölzerner Knüttel oder eine Eisenstange — ein Stuhl oder irgendeine große schwere stumpfe Waffe, von den Händen eines sehr starken Mannes geschwungen, könnten solche Resultate hervorbringen. Eine Frau würde, mit welcher Waffe es auch sei, niemals so wuchtige Schläge austeilen können. Der Kopf der Toten war, als der Zeuge ihn zu Gesicht bekam, ganz vom Körper getrennt und vollständig zerschmettert gewesen. Offenbar sei der Hals mit einem sehr scharfen Instrument, wahrscheinlich einem Rasiermesser, durchschnitten worden.

Alexander Etienne, Wundarzt, war gleichzeitig mit Herrn Dumas zur Leichenschau gerufen worden. Er bestätigte in allen Punkten das Zeugnis und Gutachten des Herrn Dumas.

Obgleich noch verschiedene andere Personen verhört wurden, ließ sich nichts Weiteres feststellen. Noch nie ist in Paris ein so geheimnisvolles Verbrechen verübt worden, dessen Einzelheiten so unerklärlich sind — man möchte beinahe fragen, ob hier wirklich ein Mord vorliegt? Jedenfalls hat die Polizei bis jetzt auch nicht die kleinste Spur gefunden, die sich verfolgen ließe, und das ist bei derartigen Fällen etwas ganz Ungewöhnliches. Bis zur Stunde fehlt jeder Schlüssel, der dieses furchtbare Rätsel zu lösen vermöchte." —

In der Abendausgabe derselben Zeitung hieß es dann, daß in dem Quartier St. Roch noch immer die höchste Aufregung herrsche, daß der Tatort wieder, und zwar auf

das sorgfältigste, untersucht worden sei, daß man noch mehr Personen verhört habe, aber leider ohne das geringste Ergebnis. In einer Nachschrift wurde mitgeteilt, Adolphe Lebon sei verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis abgeführt worden, obgleich er durch seine Aussage durchaus nicht belastet erscheine und nichts gegen ihn vorläge.

Dupin schien sich für den Verlauf dieser Angelegenheit auf das lebhafteste zu interessieren — wenigstens schloß ich das aus der Art seines Benehmens — äußerte sich jedoch mit keinem Worte. Erst nachdem die Zeitung die Nachricht von der Verhaftung Lebons brachte, fragte er mich, was ich von dieser geheimnisvollen Angelegenheit dächte.

Ich stimmte mit der Meinung von ganz Paris überein, daß die Affäre in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sei und daß man bis jetzt auch nicht die kleinste Hoffnung hätte, die Spur der Mörder aufzudecken.

„Was das betrifft," sagte Dupin, „so dürfen wir uns keinesfalls mit dem Resultate dieser immerhin nur oberflächlichen Untersuchung begnügen. Die Pariser Polizei, die ihres Scharfsinns wegen so sehr gerühmt wird, ist schlau — sonst aber auch nichts. Ihrem Vorgehen liegt keine andere Methode zugrunde als die, die ihr der Augenblick eingibt. Die von ihr angewandten Mittel, auf die sie sehr stolz ist, entsprechen dem Zwecke jedoch oft so wenig, daß man dabei unwillkürlich an die Anekdote von Herrn Jourdain erinnert wird — ‚qui demandait sa robe de chambre pour mieux entendre la musique.'* Man muß zugeben, daß sie trotzdem zuweilen ganz überraschende Resultate erzielt, aber sie verdankt sie wirklich

* Der nach seinem Schlafrock rief — um die Musik besser hören zu können.

nur ihrem Fleiße und ihrer Rührigkeit. Da, wo dieſe Eigenſchaften nicht ausreichen, hat ſie eben keinen Erfolg. Vidocq zum Beiſpiel war ein Mann, der geſchickt im Kombinieren und Erraten, dabei von großer Ausdauer war. Da aber ſein Denken nicht die nötige Schulung hatte, machte er viele Fehler, und zwar hauptſächlich durch die zu große Intenſität ſeiner Nachforſchungen. Er verlor die Überſicht dadurch, daß er die Dinge zu ſehr aus der Nähe betrachtete. Einzelne Punkte erkannte er freilich mit ungewöhnlicher Klarheit, aber naturgemäß verlor er darüber den Überblick über das Ganze. Ein Beweis dafür, daß es nicht taugt, allzu tiefſinnig zu ſein. Die Wahrheit iſt keineswegs immer in einem Brunnen verſteckt. Ich glaube vielmehr, daß ſie, ſoweit wichtigere Dinge in Frage kommen, meiſt auf der Oberfläche liegt. Die Wahrheit liegt nicht in den tiefen Tälern, wo wir ſie ſuchen, ſie liegt auf der Höhe der Berge, wo wir ſie finden. Die Beobachtung der Himmelskörper verſinnbildlicht uns in ausgezeichneter Weiſe Art und Urſprung jenes Irrtums. Wenn man einen Stern ganz flüchtig oder ſchielend anblickt, ſo daß man ihm nur die äußeren Teile der Netzhaut zuwendet, die für ſchwache Lichteindrücke empfänglicher ſind als die inneren, ſo ſieht man den Stern in ſeinem vollen Glanze ganz deutlich; je länger und ſchärfer wir ihn aber anſchauen, je intenſiver wir unſeren Blick darauf richten, um ſo mehr wird ſein Glanz verblaſſen. In letzterem Falle konzentrieren ſich ja tatſächlich mehr Strahlen auf dem Auge, aber im erſteren beſitzt dieſes eine feinere, man möchte ſagen, geiſtigere Aufnahmefähigkeit. Durch zu große Gründlichkeit verwirren wir unſeren Geiſt und ſchwächen die Kraft der Gedanken ab. Iſt es doch ſogar möglich, ſelbſt die ſtrahlende Venus vom Firmament

ſchwinden zu ſehen, wenn man zu lange und zu ſcharf darauf hinblickt. —

Was nun dieſe Mordtat betrifft, ſo wollen wir lieber zuerſt die Sache ſelbſt näher unterſuchen, ehe wir uns ein Urteil darüber bilden. Ich verſpreche mir viel Spaß davon. (Ich fand dieſen Ausdruck nicht eben glücklich gewählt, ſagte aber nichts.) Außerdem hat Lebon mir einmal einen Dienſt erwieſen, für den ich mich dankbar zeigen möchte. Wir wollen zunächſt den Tatort mit unſeren eigenen Augen unterſuchen. Ich kenne den Polizeipräfekten Herrn G. — und ich glaube kaum, daß es mir ſchwer fallen wird, die nötige Erlaubnis zu erhalten."

Er erhielt die Erlaubnis ſofort, und wir begaben uns ohne weiteren Verzug nach der Rue Morgue. Es iſt dies eine jener elenden Querſtraßen, die die Rue Richelieu mit der Rue St. Roch verbinden. Es war ſchon etwas ſpät am Nachmittage, als wir unſer Ziel erreichten, da dieſer Stadtteil ziemlich weit von unſerer Wohnung entfernt liegt. Das Haus fanden wir ſofort; es war immer noch von vielen Menſchen umlagert, die mit zweckloſer Neugierde von der entgegengeſetzten Seite der engen Straße auf die geſchloſſenen Fenſterläden gafften. Es war ein gewöhnliches Pariſer Haus mit einem Torwege, an deſſen einer Seite ein Schiebfenſterchen angebracht war, hinter dem ſich ein Portierſtübchen befand. Ehe wir jedoch eintraten, gingen wir die Straße hinauf und bogen in ein kleines Gäßchen ein, dann wandten wir uns noch einmal ſeitwärts und kamen ſo an der Rückſeite des betreffenden Hauſes vorbei. Dupin prüfte nicht nur das Haus, ſondern auch die ganze Nachbarſchaft, und zwar mit einer peinlichen Aufmerkſamkeit, deren Grund mir nicht recht einleuchten wollte.

Wir gingen dann wieder zurück und kamen bald in der Rue Morgue und vor der Front des Hauses an. Wir klingelten und wurden, nachdem wir unsern Erlaubnisschein vorgezeigt hatten, von dem Wache haltenden Polizeibeamten eingelassen. Wir gingen die Treppe hinauf und zuerst in das Zimmer, in dem man die Leiche von Fräulein L'Espanaye gefunden hatte und wo auch jetzt die beiden Toten lagen. In dem Zimmer herrschte immer noch ein wildes Durcheinander, da, wie das bei solchen Fällen stets geschieht, der Tatort unverändert erhalten werden mußte. Ich sah nichts anderes, als was die „Gazette des Tribunaux" mitgeteilt hatte. Dupin untersuchte alles sorgfältig — sogar die Leichen der beiden Frauen. Dann gingen wir in die anderen Zimmer und in den Hof, während uns ein Gendarm überallhin begleitete. Die Untersuchung nahm uns bis zum Eintritt der Dämmerung in Anspruch, dann gingen wir.

Auf unserem Heimwege trat mein Begleiter für einige Augenblicke in die Expedition eines der Tagesblätter ein. Ich habe bereits erzählt, daß mein Freund die seltsamsten Einfälle und Grillen hatte und daß ich mich ihnen fügte. Es gefiel ihm plötzlich, das Thema der Mordtat mit keinem Wort mehr zu berühren, und erst am Mittag des darauffolgenden Tages rückte er ganz unvermittelt mit der Frage heraus, ob mir denn auf dem Schauplatze gar nichts Absonderliches aufgefallen sei.

In der Art, mit der er das Wort „Absonderliches" betonte, lag etwas, das mich unwillkürlich schaudern machte, ohne daß ich wußte weshalb.

„Nein," sagte ich, „nichts Absonderliches, jedenfalls nichts anderes, als was auch in der Gerichtszeitung gestanden hat."

„Die Gerichtszeitung", antwortete er, „iſt auf das ungewöhnlich Grauenhafte dieſer Affäre nicht genügend eingegangen. Aber ſehen wir ganz von dem Berichte dieſes Blattes ab. Mir ſcheint, als ob das für unlösbar gehaltene Geheimnis durchaus nicht unergründlich iſt. Ich will damit ſagen, daß gerade der outrierte Charakter aller Einzelheiten dieſer furchtbaren Begebenheit nur ein kleines und deutlich begrenztes Feld von Vermutungen zuläßt. Die Polizei ſteht ratlos und verwirrt vor einem Verbrechen, deſſen Motive vielleicht weniger unbegreiflich ſind als die wilde Scheußlichkeit, mit der die Mordtaten ausgeführt worden ſind. Ebenſowenig kann ſie es begreifen, daß die Ausſage ſo vieler Zeugen feſtſtellt, in dem Zimmer, in dem Fräulein L'Eſpanaye ermordet gefunden wurde, habe ein aufgeregter Wortwechſel ſtattgefunden, während doch, als man eindrang, niemand darin war und ganz unmöglich jemand über die Treppe hätte entkommen können, ohne von den hinaufeilenden Leuten bemerkt zu werden. Die in dem Zimmer herrſchende wilde Unordnung, die mit dem Kopf nach unten in den engen Schornſtein hinauf gepreßte Leiche, die entſetzlichen Verſtümmelungen an dem Körper der alten Dame ſowie noch einige weitere Tatſachen, die ich nicht zu erwähnen brauche, haben genügt, um die Tatkraft der Polizei zu lähmen und ihren ſo viel gerühmten Scharfſinn irre zu führen. Die Polizei iſt eben in den häufig vorkommenden, aber groben Irrtum verfallen, das Ungewöhnliche mit dem Unerforſchlichſcheinenden zu verwechſeln. Indeſſen bin ich der Anſicht, daß gerade dieſes Abweichen von dem Wege des Gewöhnlichen uns einen Fingerzeig dafür geben kann, was geſchehen muß, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Bei Unterſuchungen dieſer Art ſollte man nicht

so rasch fragen: was ist geschehen, als: was ist hier geschehen, was noch nicht vorher geschehen ist? Und in der Tat steht die Leichtigkeit, mit der ich dieses Rätsel lösen werde — oder vielmehr schon gelöst habe —, in direktem Verhältnis zu der scheinbaren Unlösbarkeit, die es in den Augen der Polizei hat."

In sprachlosem Erstaunen starrte ich meinen Freund an.

„Ich warte in diesem Augenblicke", fuhr er ruhig, auf die Zimmertür blickend, fort, „auf einen Mann, der, obwohl er vermutlich nicht selbst diese gräßlichen Metzeleien verübt hat, doch jedenfalls in irgendeiner Beziehung dazu steht. An den schlimmsten Greueln dieses Verbrechens ist er wahrscheinlich unschuldig. Ich hoffe wenigstens, daß es so ist, denn ich habe meine ganze Hoffnung, das Rätsel zu lösen, auf diese Voraussetzung gegründet. Ich erwarte den Mann — hier, in diesem Zimmer — er kann jeden Augenblick kommen. Es ist wahr, daß er möglicherweise auch nicht kommen könnte, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird er es tun. Sollte er kommen, so wird es unbedingt nötig sein, ihn festzuhalten. Hier sind Pistolen; wir beide wissen damit umzugehen, falls die Gelegenheit es fordern sollte."

Ich nahm die Pistolen, fast ohne zu wissen, was ich tat, und ohne zu glauben, was ich hörte, während Dupin, wie mit sich selber sprechend, fortfuhr. Ich habe das seltsame Wesen, in das er zu gewissen Zeiten verfiel, schon erwähnt. Obwohl seine Worte ja offenbar an mich gerichtet waren und er durchaus nicht laut sprach, bediente er sich doch jener eindringlichen, deutlichen Intonation, mit der man zu einer entfernteren Person spricht. Seine vollständig ausdruckslosen Augen hafteten mit starrem Blick an der Wand.

„Daß die von den Leuten auf der Treppe gehörten streitenden Stimmen nicht die der beiden Damen waren, ist durch die übereinstimmenden Aussagen der Zeugen vollständig bewiesen. Dieser Umstand macht die Frage, ob die alte Dame etwa möglicherweise selbst ihre Tochter ermordet und nachher Selbstmord begangen habe, vollständig überflüssig. Ich erwähne dieses Punktes nur, weil ich methodisch vorzugehen liebe, denn die Kräfte der Frau L'Espanaye würden unmöglich hingereicht haben, die Leiche ihrer Tochter in den engen Kaminschacht zu zwängen, in dem sie gefunden worden ist; außerdem ist die Art der Wunden, mit denen ihr ganzer Körper bedeckt war, eine solche, daß jede Möglichkeit eines Selbstmordes ausgeschlossen ist. Es steht somit fest, daß die Mordtaten von einer dritten Partei ausgeführt wurden, und die Stimmen eben dieser dritten Partei waren es, die in heftigem Wortwechsel vernommen wurden. Prüfen wir nun die Eigentümlichkeiten der betreffenden Zeugenaussagen. Ist Ihnen da nichts Absonderliches aufgefallen?"

Ich antwortete, daß es jedenfalls wohl bemerkenswert sei, daß, während alle Zeugen übereinstimmend die rauhe, barsche Stimme für die eines Franzosen gehalten hätten, die Ansichten über die schrille oder, wie einer der Zeugen meinte, heisere Stimme sehr weit auseinander gingen.

„So lauten die Zeugenaussagen," sagte Dupin, „indessen ist das nicht das Absonderliche der Aussage. Sie haben also nichts Besonderes bemerkt? Und doch liegt hier eine ganz eigentümliche Tatsache vor. Wie Sie richtig beobachtet haben, stimmten die Aussagen aller Zeugen über die barsche, rauhe Stimme vollkommen überein. Was nun die schrille Stimme betrifft, so liegt das Eigentümliche weniger darin, daß die Aussagen der Zeugen

von einander abweichen, als daß eine Reihe derſelben, nämlich ein Italiener, ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer und ein Franzoſe, von dieſer Stimme als der eines Ausländers ſprachen. Jeder iſt davon überzeugt, daß es nicht die Stimme eines Landsmannes geweſen ſein könne. Jeder glaubt den Klang einer Sprache darin zu erkennen, die er ſelbſt nicht verſteht. Der Franzoſe hält ſie für die Stimme eines Spaniers und — ‚würde gewiß ein paar Worte verſtanden haben, wenn er nur Spaniſch gekonnt hätte.‘ Der Holländer behauptet, es müſſe die Stimme eines Franzoſen geweſen ſein, aber wir leſen in dem Zeugenbericht, daß er, weil er kein Franzöſiſch könne, durch Vermittlung eines Dolmetſchers verhört worden ſei. Der Engländer glaubt, daß es die Stimme eines Deutſchen geweſen ſei, aber: ‚er verſteht kein Deutſch‘. Der Spanier hingegen iſt ganz ſicher, daß es die Stimme eines Engländers war — er urteilt nach dem Tonfall — hat aber nicht die geringſte Kenntnis der engliſchen Sprache. Der Italiener glaubt die Stimme eines Ruſſen vernommen zu haben, hat jedoch niemals mit einem geborenen Ruſſen geſprochen. Die Ausſage eines zweiten Franzoſen weicht wieder von der des erſten ab: er behauptet, daß es unbedingt die Stimme eines Italieners war, die er vernommen habe; er verſteht kein Wort Italieniſch, hat aber wie der Spanier nach dem Tonfall geurteilt. Wie ganz ungewöhnlich muß dieſe Stimme geweſen ſein, daß die Ausſagen der Zeugen darüber ſo weit auseinandergehen konnten, daß ſie Menſchen aus den fünf großen europäiſchen Völkergruppen durchaus fremd erſchien! Sie werden allerdings einwerfen, daß es ja möglicherweiſe auch die Stimme eines Aſiaten oder Afrikaners geweſen ſein könne. Es gibt deren in Paris nicht allzu viele, aber

ohne dieſe Möglichkeit zu beſtreiten, möchte ich Ihre Aufmerkſamkeit auf drei beſtimmte Punkte leiten. Der eine der Zeugen erklärte, daß die Stimme mehr heiſer als ſchrill geweſen ſei. Zwei andere behaupten, daß ſie ſchnell und in abgebrochenen Lauten geſprochen habe. Kein einziger der Zeugen konnte Worte oder wortähnliche Laute unterſcheiden.

Ich weiß nicht," fuhr Dupin fort, „welchen Eindruck meine Auseinanderſetzungen auf Sie gemacht haben, aber ich zögere nicht, die Behauptung aufzuſtellen, daß der Teil der Zeugenausſagen, der ſich auf die rauhe und ſchrille Stimme bezieht, hinreichend iſt, einen Verdacht zu erregen, der maßgebend für alle weiteren Forſchungen ſein ſollte und durch den vorausſichtlich dieſes furchtbare Rätſel ſeine Löſung finden wird. Ich behaupte, daß die Schlüſſe, die ich aus den Zeugenausſagen gezogen habe, die einzig richtigen ſind und daß ſie in bezug auf den Mörder nur *eine* Folgerung zulaſſen. Welcher Art aber dieſe Vermutung iſt, das möchte ich Ihnen vorläufig noch nicht ſagen. Ich möchte Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß ſie mir wichtig genug war, um meinen Unterſuchungen in dem Mordzimmer eine ganz beſtimmte Richtung zu geben.

Verſetzen wir uns im Geiſte wieder in jenes Zimmer. Was iſt das erſte, was wir darin ſuchen? Selbſtverſtändlich die Mittel und Wege, die die Mörder zu ihrer Flucht benutzt haben. Ich darf doch zweifellos behaupten, daß weder Sie noch ich an übernatürliche Dinge glauben? Frau und Fräulein L'Eſpanaye ſind nicht durch Geiſter ums Leben gekommen. Die Täter waren materielle Weſen und ſind in materieller Weiſe entkommen. Aber wie? Glücklicherweiſe bleibt für unſere Schlußfolgerung nur

ein Weg offen, und dieſer muß uns zu einer endgültigen Feſtſtellung führen. Unterſuchen wir der Reihe nach die Wege, auf denen den Tätern die Möglichkeit einer Flucht geboten war. Es iſt klar, daß die Mörder, als die Zeugen die Treppe herauf eilten, entweder in dem Zimmer, in dem Fräulein L'Eſpanaye gefunden wurde, oder doch in dem angrenzenden kleinen Zimmer geweſen ſein müſſen. Sie können daher auch nur aus einem dieſer beiden Zimmer den Ausweg gefunden haben. Die Polizei hat den Fußboden, die Decke und das Mauerwerk der Wände auf das ſorgfältigſte unterſucht. Kein geheimer Ausgang würde ihrer Aufmerkſamkeit entgangen ſein. Da ich aber den Augen der Polizei nicht unbedingt traue, ſo prüfte ich alles mit meinen eigenen. Es war aber wirklich kein geheimer Ausgang vorhanden. Von den Zimmern führten Türen in den Gang, aber ſie waren feſt verſchloſſen, und zwar ſteckte in beiden Schlöſſern der Schlüſſel von innen. Betrachten wir uns nun die Schornſteine; ſie haben zwar oberhalb des Kamins bis zur Höhe von acht bis zehn Fuß die gewöhnliche Breite, verengen ſich aber dann ſo ſehr, daß kaum eine große Katze hindurch könnte. Da alſo die Unmöglichkeit, auf dieſen beiden Wegen zu entwiſchen, bewieſen iſt, ſehen wir uns auf die Fenſter beſchränkt. Durch die des Vorderzimmers hätte unmöglich jemand entfliehen können, ohne von den vor dem Hauſe verſammelten Menſchen bemerkt zu werden. Die Mörder müſſen daher durch eins der Fenſter des Hinterzimmers entkommen ſein. Nachdem wir zu dieſem Schluſſe gelangt ſind, dürfen wir ihn nicht ohne weiteres verwerfen, weil wir auch hier ſcheinbaren Unmöglichkeiten gegenüberſtehen. Es gilt nur den Beweis zu liefern, daß in Wirklichkeit dieſe Unmöglichkeiten nicht beſtehen.

Das Zimmer hat zwei Fenster. Eins davon ist nicht durch Möbel verstellt und vollständig sichtbar. Der untere Teil des anderen wird dem Auge ganz durch das Kopfende einer davorstehenden Bettstatt entzogen. Das erste Fenster wurde von innen fest verschlossen gefunden. Die Bemühungen mehrerer Personen, es in die Höhe zu schieben, waren erfolglos. Auf der linken Seite des Rahmens war ein ziemlich großes Loch eingebohrt, und in diesem Loche steckte ein beinahe bis zum Kopfe eingetriebener, sehr starker Nagel. Bei der Untersuchung des zweiten Fensters ergab sich, daß dort ein ebensolcher Nagel angebracht war, und auch hier versuchte man es vergebens, das Fenster in die Höhe zu schieben. Die Polizei beruhigte sich hiermit und war überzeugt, daß die Täter nicht durch eines der Fenster entflohen seien. Man hielt es daher auch für überflüssig, die Nägel herauszuziehen und die Fenster zu öffnen.

Meine eigene Untersuchung fiel etwas sorgfältiger aus, und zwar aus dem eben angeführten Grunde — ich wußte, es müsse sich hier erweisen, daß eine scheinbare Unmöglichkeit in Wirklichkeit nicht bestand.

Ich schloß also weiter — a posteriori: Die Mörder entkamen unbedingt durch eines dieser Fenster. Wenn dies der Fall war, so konnten sie jedoch unmöglich die Schiebfenster von innen in der Weise befestigt haben, wie man sie vorgefunden hatte: ein Umstand, dessen Unbestreitbarkeit dann ja auch allen Nachforschungen der Polizei nach dieser Richtung ein Ende machte. Da die Schiebfenster in der angegebenen Weise wieder zugemacht worden waren, mußte unbedingt ein sogenannter Selbstschließer daran angebracht sein. Diesem Schlusse konnte ich mich nicht entziehen. Ich begab mich nun an das freiliegende

Fenſter, zog mit einiger Mühe den Nagel heraus und verſuchte die Scheiben in die Höhe zu ſchieben. Wie ich es eigentlich nicht anders erwartet hatte, gelang mir dies nicht. Ich war nun feſt davon überzeugt, daß irgendwo eine Feder verborgen ſein mußte, und wenn die Geſchichte mit den Nägeln mir auch noch dunkel erſchien, ſo fand ich doch ſehr bald die Beſtätigung meiner Vermutung. Es gelang mir nach ſorgfältigem Suchen, die verborgene Feder zu finden. Ich drückte darauf, unterließ es aber, von der Entdeckung einſtweilen befriedigt, das Fenſter hinaufzuſchieben.

Ich ſteckte den Nagel wieder ein und betrachtete ihn aufmerkſam. Wenn jemand durch dieſes Fenſter entflohen war, konnte er es ſehr wohl von außen zuſchlagen, ſo daß die Feder wieder einfallen mußte; aber der Nagel, der konnte unmöglich von außen wieder hineingeſteckt werden. Die Schlußfolgerung war klar, und ſie verengerte wieder das Feld meiner Nachforſchungen. Die Mörder mußten durch das andere Fenſter entkommen ſein. Angenommen, daß der federnde Verſchluß beider Fenſter der gleiche war, wie dies ja ſehr wahrſcheinlich, ſo mußten die Nägel oder wenigſtens die Art ihrer Befeſtigung verſchieden ſein. Ich ſtellte mich auf den im Bette liegenden Strohſack und ſah mir über das Kopfende des Bettes weg das zweite Fenſter ſcharf an. Mit der Hand hinter die Bettſtatt faſſend, entdeckte ich ſofort die Feder und drückte darauf; ſie war, wie ich dies vorausgeſetzt hatte, genau ſo konſtruiert wie die andere. Nun ſah ich mir den Nagel näher an. Er war ſo ſtark wie ſein Gegenſtück, auch augenſcheinlich in derſelben Weiſe befeſtigt, das heißt, beinahe bis zum Kopfe in das Loch eingetrieben. Wenn Sie aber annehmen würden, daß mich dieſe Tatſache

verwirrte, würden Sie das Weſen meiner Induktionsbeweiſe gründlich mißverſtanden haben. Die Glieder der Kette griffen feſt und ſicher ineinander. Ich hatte das Geheimnis bis zum letzten Punkte verfolgt, und dieſer Punkt, das war der Nagel. Wie ich bereits ſagte, ſah er genau ſo aus wie der Nagel in dem anderen Fenſter, aber was bedeutete dieſe Tatſache gegenüber der Erwägung, daß ich an dieſer Stelle die Spur verlor? Es muß etwas mit dem Nagel nicht in Ordnung ſein, ſagte ich mir; ich zog daran — und ſiehe, der Kopf und etwa ein viertel Zoll des Schaftes blieben in meiner Hand. Der untere Teil blieb in dem Bohrloch ſtecken, in dem er abgebrochen war. Der Bruch war ein alter, denn die Ränder waren mit Roſt bedeckt; er rührte wahrſcheinlich von einem Hammerſchlage her, mit dem man den oberen Teil des Nagels in den Fenſterrahmen eingetrieben hatte. Ich ſteckte den Kopf des Nagels wieder ſorgſam in das Loch, aus dem ich ihn genommen, und er hatte nun wieder ganz das Ausſehen eines vollſtändig unbeſchädigten Nagels, da von der Bruchſtelle nichts zu ſehen war. Ich drückte auf die Feder und zog ohne Mühe das Schiebfenſter vorſichtig ein paar Zoll in die Höhe; der Nagelkopf, der feſt in dem Rahmen ſteckte, ging mit. Ich ſchloß das Fenſter, und der Nagel hatte nun wieder ein ganz unverletztes Ausſehen.

So weit war alſo das Rätſel gelöſt. Der Mörder war aus dem hinter dem Bett befindlichen Fenſter entflohen, dieſes war nach ſeiner Flucht von ſelbſt wieder zugefallen oder vielleicht auch heruntergedrückt und von der einſchnappenden Feder feſtgehalten worden. Jedenfalls hatte die Polizei irrtümlicherweiſe angenommen, daß es der Nagel ſei, durch den das Fenſter befeſtigt war, und ſie

hatte es daher für überflüssig gehalten, weitere Nachforschungen anzustellen. Die nächste Frage, die es zu lösen galt, war nun, wie es dem Mörder gelungen sein konnte, am Hause hinunter zu kommen. Darüber bestanden von dem Augenblick an, wo wir um das Haus herumgegangen waren und es von hinten gemustert hatten, für mich keine Zweifel mehr. Ungefähr fünfundeinhalb Fuß von dem fraglichen Fenster entfernt läuft ein Blitzableiter nach unten. Es würde nun allerdings unmöglich sein, von dieser Stange aus das Fenster zu erreichen und darin einzusteigen. Ich bemerkte jedoch sofort, daß die Fensterläden des vierten Stockes von jener eigentümlichen Art sind, die die Pariser Schreiner ‚ferrades' nennen. Sie sind jetzt hier ziemlich selten geworden, während man sie in Lyon und Bordeaux, besonders an älteren Häusern, noch häufig findet. Sie sehen aus wie eine gewöhnliche einfache Tür (keine Flügeltür), deren untere Hälfte aus Latten oder Gitterwerk besteht, um leichter erfaßt und gehandhabt werden zu können. An den betreffenden Fenstern sind die Läden volle drei und einen halben Fuß breit. Als wir sie von der Rückseite des Hauses aus betrachteten, standen sie zur Hälfte offen, das heißt, sie bildeten einen rechten Winkel mit der Hauswand. Wahrscheinlich hat die Polizei die Rückseite des Hauses ebenso untersucht, wie ich es getan habe; aber wenn dies geschehen war, so ist ihr jedenfalls die ungewöhnliche Breite der ‚ferrades' nicht aufgefallen, oder sie hat derselben keinerlei Bedeutung beigelegt. Da sie die Überzeugung gewonnen hatte, daß von dieser Stelle eine Flucht unmöglich sei, sind auch wohl die hier angestellten Untersuchungen sehr oberflächlicher Natur gewesen. Ich sah jedoch sofort, daß der Laden des Fensters, vor dem das Bett stand, wenn er ganz zurück-

geschlagen würde, kaum zwei Fuß vom Blitzableiter entfernt sein könne. Es war also durchaus nicht unmöglich, daß jemand, der über einen ungewöhnlichen Grad von Geschicklichkeit und Mut verfügte, von dem Blitzableiter aus durch das Fenster eindringen konnte, und zwar in folgender Weise: Angenommen, daß der Fensterladen weit offen stand, so war es nicht schwer, vom Blitzableiter aus, über eine Entfernung von zwei ein halb Fuß weg mit festem Griffe das Gitter des Ladens zu erfassen. Dann konnte man, den Blitzableiter fahren lassend, die Füße gegen die Mauer stemmen und durch einen kühnen Schwung den Laden in Bewegung setzen, so daß dieser sich schloß; wenn das Fenster zufällig offen stand, konnte es sogar gelingen, sich gleich in das Zimmer hineinzuschwingen. Ich möchte Sie daran erinnern, daß ich es besonders betonte, es sei ein ganz ungewöhnlicher Grad von Körpergewandtheit erforderlich, um ein solches Wagnis auszuführen. Meine Absicht ist in erster Linie, Ihnen zu beweisen, daß solch ein kühner Schwung allerdings möglich, aber daß dazu eine ganz ungewöhnliche, fast übernatürliche Behendigkeit und körperliche Sicherheit gehöre.

Sie werden, um in der Sprache der Juristen zu reden, mir vielleicht sagen, daß ich, ‚um meinen Fall durchzuführen', besser tun würde, die zu einem solch tollkühnen Wagestück erforderliche Körpergewandtheit nicht zu hoch einzuschätzen und nicht wieder und immer wieder darauf zurückzukommen, welcher Grad von Geschicklichkeit dazu erforderlich sei. Vom juristischen Standpunkt würden Sie gewiß ganz recht haben, aber der gesunde Menschenverstand denkt und handelt anders. Worauf es mir ankommt, das ist vorläufig nur, den wahren Tatbestand festzustellen. Mein nächster Zweck ist es, Sie auf den eigentümlichen

Zusammenhang aufmerksam zu machen, der zwischen der außergewöhnlichen Behendigkeit und jener sonderbaren schrillen Stimme besteht, jener heiseren, kreischenden Stimme, über deren Sprache die Aussagen der Zeugen sich nicht einigen konnten, während alle einstimmig erklärten, nur Laute, keine Worte vernommen zu haben." —

Nun erst fing ich an zu begreifen, was Dupin sagen wollte. Allerdings verstand ich ihn noch nicht ganz, aber ich ahnte, worauf er hinzielte. Mir war ungefähr so zumute, wie wenn man sich auf etwas besinnt, an das man sich nicht genau erinnern kann.

Mein Freund fuhr fort.

„Sie sehen," sagte er, „daß ich mich zunächst mit der Frage beschäftigt habe, wie der Mörder in das Haus eingedrungen sei, um danach die Art seiner Flucht festzustellen. Ich wünsche Sie davon zu überzeugen, daß er an derselben Stelle herein- und herausgekommen sein muß. Betrachten wir uns nun das Innere des Zimmers. Man behauptet, die Schubladen des Sekretärs seien ausgeplündert worden, während tatsächlich eine Menge von Schmuck- und anderen Gegenständen darin gefunden wurde. Wie können wir es wissen, ob nicht die noch in den Schubfächern befindlichen Dinge wirklich alles waren, was die Damen darin aufzubewahren pflegten? Frau L'Espanaye und ihre Tochter führten ein sehr zurückgezogenes Leben — empfingen keine Besuche, gingen selten aus — sie hatten wenig Gelegenheit, Toilette zu machen und Schmuck zu tragen. Das, was sich an Bekleidungs- und Putzgegenständen vorfand, war alles gediegen und von feinster Qualität, wie sich das kaum anders erwarten ließ. Wenn ein Dieb einen Teil dieser Sachen gestohlen hatte, warum nahm er nicht die wertvollsten, warum nahm er

nicht alles? Mit einem Wort: warum ließ er 4000 Frank in Gold zurück, um sich vielleicht mit einem Bündel getragener Kleider davonzumachen? Das Gold ist zurückgeblieben. Beinahe die ganze vom Bankier Mignaud erwähnte Summe wurde in zwei Beuteln auf dem Fußboden gefunden. Ich möchte gern, Sie ließen die irrtümliche Annahme, daß irgendein Motiv zu dieser Tat vorliege, ganz fahren. Jene alberne Idee ist nur deshalb im Kopfe der Polizeiorgane entstanden, weil durch Zeugenaussage festgestellt wurde, daß Geld an der Tür abgeliefert worden war. Nun treffen doch wirklich zu jeder Zeit unseres Lebens zehnmal merkwürdigere Umstände zusammen als der, daß Geld abgeliefert und der Empfänger drei Tage darauf ermordet wurde, ohne daß wir uns weiter damit beschäftigten. Über ein solches Zusammentreffen von Umständen stolpern nur jene schlecht geschulten Denker, die von der Wahrscheinlichkeitstheorie nichts wissen, obwohl die Wissenschaft gerade dieser Theorie manche ruhmvolle Errungenschaft verdankt. Wäre in vorliegendem Falle das Geld verschwunden gewesen, so würde die Tatsache, daß es erst vor drei Tagen abgeliefert worden war, mehr als ein bloßer Zufall sein und schwer ins Gewicht fallen. Sie würde uns in dem Gedanken bestärken, daß hier das Motiv der Tat zu suchen sei. Wenn wir aber unter den obwaltenden Umständen das Gold als Motiv für die Gewalttat gelten lassen wollen, so müssen wir notwendig zu dem Schlusse kommen, daß der Mörder ein wankelmütiger Idiot war, der Motiv und Gold im Stich gelassen hat.

Während wir nun die Punkte, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit gelenkt habe, fest im Auge behalten — ich meine also die sonderbare Stimme, die außergewöhnliche

Behendigkeit des mutmaßlichen Täters, vor allem aber die Tatsache, daß jedes Motiv zu den gräßlichen Mordtaten fehlt — wollen wir einen Blick auf die Metzelei selbst werfen. Ein junges Mädchen ist mit den Händen erdrosselt und dann mit dem Kopfe nach unten mit brutaler Gewalt in den Kamin hineingepreßt worden. Gewöhnliche Mörder werden ganz gewiß niemals eine solche Todesart in Anwendung bringen, am allerwenigsten werden sie ihr Opfer in einer solchen Weise zu verbergen suchen. Sie werden zugeben, daß in der Art, wie die Leiche in den Kamin hineingezwängt wurde, etwas so unerhört Scheußliches liegt, daß es sich mit unseren üblichen Begriffen von menschlichem Tun und Lassen nicht vereinigen läßt, selbst dann nicht, wenn wir annehmen, daß die Missetäter ganz entmenschte Bösewichter waren. Bedenken Sie ferner, welche Kraft dazu nötig war, die Leiche in eine so enge Öffnung hinaufzustoßen, da es der vereinten Anstrengungen mehrerer Personen bedurfte, um sie wieder herabzuziehen.

Es ist dies übrigens nicht das einzige Zeichen dafür, daß hier eine fast übermenschliche Kraft im Spiel gewesen ist. Auf dem Herde lagen dicke Strähnen — *sehr* dicke Strähnen grauen Menschenhaares, die mit den Wurzeln ausgerissen waren. Sie wissen, daß schon eine ziemliche Kraftanstrengung dazu gehört, um nur zwanzig bis dreißig Haare zusammen aus dem Kopfe zu reißen. Sie haben diese Haarsträhnen ebensogut gesehen wie ich. Es war ein scheußlicher Anblick. An den Wurzeln hingen noch Stückchen der Kopfhaut, ein sicheres Zeichen der übermenschlichen Kraft, die angewendet wurde, um vielleicht mehrere tausend Haare auf einmal auszureißen. Der Hals der alten Dame war durchschnitten, mehr noch: der Kopf war fast ganz vom Rumpfe getrennt, und zwar offenbar

mit einem Rasiermesser. Ich bitte Sie, die ganz tierische Roheit zu beachten, mit der diese Taten ausgeführt wurden. Von den vielen Verletzungen und Quetschwunden an Frau L'Espanayes Leiche will ich nicht reden. Herr Dumas und sein Kollege haben ja beide ausgesagt, daß sie von einem stumpfen Gegenstande herrührten; nun, in gewisser Beziehung haben die Herren da recht. Der stumpfe Gegenstand war das Steinpflaster des Hofes, auf den das Opfer aus dem vierten Stockwerk hinabgeworfen wurde, und zwar durch das Fenster, vor dem das Bett steht. So einfach diese Annahme uns jetzt erscheint, so entging sie der Polizei aus demselben Grunde, aus dem sie die Breite der Fensterläden nicht bemerkt hatte, weil nämlich die bewußten Nägel ihren Kopf derartig vernagelt hatten, daß sie es für unmöglich hielt, daß die Fenster doch vielleicht geöffnet worden seien.

Wenn wir nun noch der im Zimmer herrschenden wüsten Unordnung gedenken und uns ferner der erstaunlichen Behendigkeit, der übermenschlichen Stärke und tierischen Roheit erinnern, mit der diese grundlosen Verbrechen in geradezu bizarrer Scheußlichkeit ausgeführt wurden — wenn wir jene schrille Stimme in Erwägung ziehen, deren Klang den Ohren vieler Zeugen der verschiedensten Nationalität fremd war — welcher Gedanke drängt sich Ihnen da auf? Welchen Schluß ziehen Sie aus so viel Tatsachen?" — Ich fühlte, als Dupin diese Frage an mich stellte, wie mich ein Schauder durchrieselte. „Nur ein Wahnsinniger", sagte ich, „kann diese Tat vollbracht haben, ein Tobsüchtiger, der aus der benachbarten Irrenanstalt entsprungen ist."

„In gewisser Beziehung", antwortete er, „ist Ihr Verdacht vielleicht nicht unbegründet. Aber die Stimme

Wahnsinniger, selbst wenn sie Tobsuchtsanfälle haben, gleicht in keinem Fall jener eigentümlich schrillen Stimme, die auf der Treppe vernommen worden ist. Ein Wahnsinniger gehört doch irgendeiner Nation an, und wenn der Sinn seiner Rede noch so unzusammenhängend und verworren sein sollte, so wird er doch immer Worte zu bilden vermögen. Außerdem haben Wahnsinnige nicht solches Haar, wie ich es hier in meiner Hand habe. Ich habe dieses kleine Haarbüschel aus den zusammengekrampften Fingern der Frau L'Espanaye gelöst. Sagen Sie mir, was Sie davon denken."

„Dupin," sagte ich ganz überwältigt, „dieses Haar ist kein Menschenhaar."

„Ich habe das auch nicht behauptet", erwiderte er. „Aber ehe wir jenen Punkt feststellen, bitte ich Sie, einen Blick auf diese kleine, von mir gezeichnete Skizze zu werfen. Es ist eine genaue Wiedergabe von dem, was in der Zeugenaussage als ‚dunkle Quetschungen' angegeben wurde und was die Herren Dumas und Etienne ‚eine Reihe blutunterlaufener Flecke' nannten, ‚die augenscheinlich durch den tiefen Eindruck von Fingernägeln am Halse von Fräulein L'Espanaye entstanden sind'.

Sie werden bemerken," fuhr mein Freund fort, das Blatt vor mir auf dem Tische ausbreitend, „daß diese Zeichnung auf einen festen eisernen Griff schließen läßt. Von einem Abgleiten ist hier nichts zu bemerken. Jeder Finger hat bis zum Tode des Opfers den furchtbaren Griff beibehalten, mit dem er sich zuerst eingekrallt hatte. — Versuchen Sie jetzt einmal, Ihre sämtlichen Finger gleichzeitig auf die schwarzen Flecke zu legen, die Sie hier sehen."

Ich versuchte es, jedoch vergebens.

„Wir greifen die Sache vielleicht doch nicht ganz richtig an", meinte Dupin. „Das Papier liegt auf einer ebenen Fläche, während der menschliche Hals eine zylindrische Form hat. Hier ist ein rundes Stück Holz, das ungefähr den Umfang eines Halses hat. Stecken Sie die Zeichnung um das Holz fest und versuchen Sie es noch einmal."

Ich tat es, aber es gelang mir noch weniger als das erstemal.

„Diese Eindrücke können unmöglich von einer Menschenhand herrühren", sagte ich entschieden.

„Nun denn," fuhr Dupin fort, „so lesen Sie jetzt diese Stelle von Cuvier."

Es war ein ausführlicher anatomischer und allgemein beschreibender Bericht über den großen schwarzbraunen Orang-Utan, wie er auf den ostindischen Inseln vorkommt. Die riesige Gestalt, die wunderbare Kraft und Behendigkeit, die ungebändigte Wildheit und der Nachahmungstrieb dieses Säugetieres sind ja bekannt. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, ich begriff sofort die grauenhaften Einzelheiten jener Mordtaten.

„Die Beschreibung der Finger", sagte ich, nachdem ich den Artikel ausgelesen hatte, „stimmt genau mit Ihrer Zeichnung überein. Ich sehe, daß kein anderes Tier als ein Orang-Utan von der hier genannten Gattung solche Fingereindrücke wie die von Ihnen gezeichneten hinterlassen könnte. Auch das kleine Büschel lohfarbener Haare stimmt mit der Beschreibung überein, die Cuvier uns von dem Tiere macht. Indessen kann ich immer noch nicht alle Einzelheiten des grauenhaften Geheimnisses verstehen. Auch hat man zwei streitende Stimmen gehört, und alle Zeugen behaupten, daß die eine davon die eines Franzosen gewesen sei."

„Das ist richtig. Sie werden sich ebenso des Umstandes erinnern, daß die Zeugen einstimmig erklärten, wiederholt gehört zu haben, wie diese Stimme sich des Ausdrucks ‚mon Dieu' bediente. Einer der Zeugen, der Konditor Montani, behauptet sogar, daß im Tone dieser Worte ein strenger Verweis gelegen habe. Auf diesen beiden Worten beruht meine Hoffnung, das Rätsel voll und ganz zu lösen. Jedenfalls weiß ein Franzose um den Mord. Es ist möglich — ja sogar wahrscheinlich —, daß er vollkommen unschuldig an dem blutigen Drama ist. Der Orang-Utan ist ihm vielleicht entflohen. Er hat ihn wahrscheinlich bis zu dem bewußten Zimmer verfolgt, kam aber zu spät, um die Greuel zu verhindern, die das furchtbare Tier anstiftete, und vermochte es auch nicht, ihn wieder einzufangen. Wahrscheinlich treibt der Orang-Utan sich immer noch frei umher. Indessen sind das nur Vermutungen, und sie sind so schwach begründet, daß mein eigener Verstand sich wehrt, sie anzuerkennen; ich kann daher nicht erwarten, daß irgendein anderer ihnen Bedeutung beilegen sollte. Wenn, wie ich das annehme, der betreffende Franzose unschuldig an dem Blutbade ist, dann wird die Anzeige, die ich gestern aber in der Redaktion der Zeitung ‚Le Monde' aufgab, ihn bald in unsere Wohnung führen. ‚Le Monde' ist ein Blatt, das die Interessen der Schiffahrt vertritt und das besonders von Matrosen und Seefahrern viel gelesen wird."

Er reichte mir eine Zeitung, und ich las: „Eingefangen. Im Bois de Boulogne ist am .... (Datum des Tages nach dem Morde) ein sehr großer lohfarbener Orang-Utan, der vermutlich aus Borneo stammt, eingefangen worden. Der rechtmäßige Eigentümer — man hat ermittelt, daß er als Matrose auf einem maltesischen

Schiffe dient — kann das Tier in Empfang nehmen, wenn er sich als Besitzer ausweisen kann und bereit ist, die geringen Kosten für das Einfangen und die Verpflegung des Tieres zu bezahlen. Näheres Faubourg Saint-Germain, Rue... Nr.... im dritten Stock."

„Aber," rief ich, „wie ist es möglich, daß Sie wissen, daß dieser Mann ein Matrose ist und auf einem maltesischen Schiffe dient?"

„Das weiß ich auch gar nicht," sagte Dupin, „und ich bin durchaus nicht sicher, daß es so ist. Indessen habe ich hier ein kleines Stück Band, das seiner Form und seinem fettigen Aussehen nach vielleicht zum Binden eines jener Zöpfe gedient hat, wie die Matrosen sie so gerne tragen. Es ist in einen sogenannten Seemannsknoten verschlungen, den fast nur die Matrosen, und zwar hauptsächlich die auf maltesischen Schiffen dienenden, zu machen verstehen. Ich habe das Band vor dem Blitzableiter gefunden. Jedenfalls hat es keiner der gemordeten Damen angehört. Es ist ja sehr möglich, daß meine Vermutung, der Franzose sei ein Matrose und gehöre zu einem maltesischen Schiffe, eine durchaus irrige ist. Doch kann das, was ich in dieser Anzeige gesagt habe, jedenfalls nichts schaden. Irre ich mich, so wird der Mann höchstens denken, ich hätte mich durch irgendeinen Umstand, den zu erforschen er sich nicht die Mühe geben wird, irreführen lassen. Habe ich aber recht, so ist sehr viel gewonnen. Wenngleich er selbst unschuldig an den Mordtaten ist, weiß er doch, was der Orang-Utan angerichtet hat, und es ist daher erklärlich, daß er zunächst zögern wird, auf die Anzeige zu antworten und nach seinem Affen zu fragen. Er wird etwa so überlegen: ‚Ich bin unschuldig, ich bin arm, mein Orang-Utan hat einen bedeutenden Wert,

für einen Mann in meinen Verhältniſſen bedeutet er ein kleines Vermögen; warum ſollte ich ihn um einer vielleicht völlig unbegründeten Befürchtung willen einbüßen? Es ſteht bei mir, ihn zurückzubekommen. Er iſt im Bois de Boulogne eingefangen worden, alſo ſehr weit entfernt vom Schauplatze jener Mordtaten. Wie ſollte jemand auf die Vermutung kommen, daß ein vernunftloſes Tier eine ſolche Tat begangen habe? Die Polizei iſt ratlos; es iſt ihr nicht gelungen, auch nur den kleinſten Anhalt zu finden, der ſie auf die richtige Spur leiten könnte. Aber ſelbſt wenn es gelänge, der Fährte des Tieres nachzugehen, ſo würde es darum doch unmöglich ſein, mir zu beweiſen, daß ich Mitwiſſer der Mordtaten bin, oder gar, mich auf Grund dieſer Mitwiſſenſchaft zu verurteilen. Vor allem jedoch — man kennt mich. Der Inſerent dieſer Anzeige bezeichnet mich als den Beſitzer des Tieres. Wie weit ſich ſeine Kenntnis meiner Perſon erſtreckt, weiß ich nicht. Sollte ich es unterlaſſen, das wertvolle Tier zu reklamieren, ſo wird, da man weiß, daß es mir gehört, gerade dadurch möglicherweiſe ein Verdacht geweckt. Es wäre ſehr unklug von mir, wenn ich jetzt die Aufmerkſamkeit der Polizei auf mich oder auf das Tier lenken wollte. Ich will mich daher als Eigentümer des Affen melden und ihn feſt eingeſperrt halten, bis Gras über die Sache gewachſen iſt.'"

In dieſem Augenblick hörten wir Fußtritte auf der Treppe.

„Halten Sie Ihre Piſtolen bereit," ſagte Dupin, „aber machen Sie keinen Gebrauch davon, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe."

Da die Haustür offen ſtand, war der Beſucher ohne zu läuten eingetreten und befand ſich ſchon auf der Treppe.

Hier schien er plötzlich zu zögern. Wir hörten, wie er wieder hinunterging. Dupin stand rasch auf und schritt nach der Tür; aber schon hörten wir den Mann wieder heraufkommen. Diesmal kehrte er nicht um, sondern trat entschlossen an unsere Zimmertür heran und klopfte.

„Herein!" rief Dupin in heiterem, herzlichem Tone.

Ein Mann trat ein; er war offenbar Matrose; er hatte eine große, kräftige, muskulös aussehende Gestalt, und sein Gesicht trug einen offenen, verwegenen Ausdruck, der durchaus nicht abstoßend war. Sein stark von der Sonne verbranntes Gesicht wurde über die Hälfte von einem mächtigen Schnurr- und Backenbart verdeckt. In der Hand trug er einen großen Eichenknüttel, schien aber sonst keine Waffe bei sich zu haben. Er verbeugte sich linkisch und sagte guten Abend, und zwar mit einem Akzent, der, obwohl er etwas nach Neufchâtel klang, doch seine Pariser Abstammung verriet.

„Setzen Sie sich, mein Freund," sagte Dupin, „ich vermute, daß Sie wegen Ihres Orang-Utans kommen? Es ist ein außerordentlich schönes und dabei gewiß sehr wertvolles Tier; ich möchte Sie beinahe darum beneiden. Für wie alt halten Sie es wohl?"

Der Matrose holte tief Atem — mit der Miene eines Menschen, dem eine Last vom Herzen fällt, und erwiderte dann in ruhigem Tone:

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, aber er kann kaum mehr als vier oder fünf Jahre alt sein. Haben Sie ihn hier?"

„O nein; hier hatten wir keinen passenden Raum, in dem wir ihn hätten unterbringen können. Er ist aber hier ganz in der Nähe, Rue Dubourg, in einem Stall untergebracht. Sie können ihn sofort bekommen. Sie können

sich doch jedenfalls als rechtmäßigen Besitzer des Tieres ausweisen?"

„Gewiß kann ich das, Herr."

„Es tut mir ordentlich leid, mich von dem Tiere zu trennen", sagte Dupin.

„Ich will nicht, daß Ihre Mühe unbelohnt bleibe, Herr. Das verlange ich nicht. Ich bin bereit, Ihnen für das Einfangen des Tieres eine angemessene Belohnung zu zahlen."

„Nun," antwortete mein Freund, „das ist ja gewiß recht schön. Lassen Sie mich nachdenken — was könnte ich wohl beanspruchen? O, ich will Ihnen sagen, was ich als Belohnung fordere: Sie sollen mir ganz genau alles mitteilen, was Sie über die in der Rue Morgue verübten Mordtaten wissen."

Dupin hatte die letzten Worte in leisem, sehr ruhigem Tone gesprochen. Ebenso ruhig stand er nun auf, schritt auf die Tür zu, verschloß sie und steckte den Schlüssel ein. Dann zog er eine Pistole aus der Tasche und legte sie, ohne die geringste Erregung zu verraten, auf den Tisch.

Das Gesicht des Matrosen bedeckte sich mit einer glühenden Röte; es war, als kämpfe er mit einem Erstickungsanfall. Er sprang auf und ergriff seinen Knüttel, aber im nächsten Augenblick fiel er in seinen Stuhl zurück; er zitterte heftig, und seine Wangen wurden aschfahl. Er sprach kein Wort. Ich empfand tiefes Mitleid mit dem Mann.

„Mein Freund," fuhr Dupin in gütigem Tone fort, „Sie regen sich ganz unnötigerweise auf; glauben Sie es mir: wir denken gar nicht daran, Ihnen irgendwie schaden zu wollen. Ich gebe Ihnen mein Wort als Ehrenmann und als Franzose, daß Sie von uns nicht das geringste

zu fürchten haben. Ich weiß, daß Sie an den in der Rue Morgue verübten scheußlichen Mordtaten unschuldig sind. Freilich läßt es sich nicht leugnen, daß Sie in gewisser Beziehung in diese Sache verwickelt sind. Aus dem, was ich Ihnen gesagt habe, werden Sie wohl erkennen, daß mir Mittel zu Gebote stehen, ganz genaue Erkundigungen über den Tatbestand einzuziehen — Mittel, deren Tragweite Sie nicht ermessen können. Die Sache steht nun so: Das, was geschehen ist, haben Sie nicht verhindern können, und jedenfalls haben Sie selbst sich nicht schuldig gemacht. Sie haben auch keinen Diebstahl begangen, obwohl Ihnen dazu glänzende Gelegenheit geboten war. Sie haben nichts zu verheimlichen, haben nicht den kleinsten Grund dazu. Als ehrenhafter Mensch sind Sie außerdem geradezu verpflichtet, alles zu gestehen, was Sie wissen. Ein vollständig Unschuldiger, auf den der Verdacht gefallen ist, diese Verbrechen begangen zu haben, ist festgenommen worden, während Ihnen der wirkliche Täter bekannt ist."

Der Matrose hatte, während Dupin diese Worte sprach, seine Geistesgegenwart wieder erlangt, obwohl seine anfängliche Keckheit vollständig verschwunden war.

„So wahr mir Gott helfe," sagte er nach einer kurzen Pause, „ich will Ihnen alles sagen, was ich von der Sache weiß, obwohl ich kaum erwarten kann, daß Sie meinen Worten Glauben schenken werden — es wäre töricht von mir, das zu denken. Und doch *bin* ich unschuldig, und ich will mein Herz erleichtern und Ihnen alles sagen, was ich weiß, und wenn es mich das Leben kosten sollte."

Was er uns dann mitteilte, war folgendes: Er war mit einem Schiffe im indischen Archipel gewesen, und man

war in Borneo gelandet. Einige Matrosen, denen er sich angeschlossen hatte, machten einen Ausflug in das Innere des Landes. Es gelang ihm und einem seiner Kameraden, einen Orang-Utan zu fangen. Da sein Gefährte bald darauf starb, kam er in alleinigen Besitz des Tieres.

Nach vielen Schwierigkeiten, die das Tier ihm auf der Reise durch seine unbezähmbare Wildheit verursachte, kam er endlich glücklich mit ihm in Paris an. Um der Neugier der Nachbarn auszuweichen, hielt er die Bestie vorläufig in seiner Wohnung eingeschlossen; sein Plan war, den Affen zu verkaufen, sobald dieser von einer Fußwunde geheilt sein würde, die er sich an Bord durch das Eindringen eines Splitters zugezogen hatte.

Er kam an dem Abend, oder besser gesagt, an dem frühen Morgen, an dem die Mordtaten verübt wurden, von einem Matrosenfest nach Hause zurück und fand dort die Bestie in seinem Schlafzimmer. Es war ihr gelungen, aus dem angrenzenden Gelaß, wo der Matrose sie angebunden hatte und sicher verwahrt glaubte, auszubrechen. Er fand das Tier eingeseift und mit dem Rasiermesser in der Hand vor dem Spiegel, wo es sich zu rasieren versuchte; wahrscheinlich hatte es öfter durch das Schlüsselloch seinen Herrn bei dieser Beschäftigung beobachtet.

Entsetzt von dem Anblick einer so gefährlichen Waffe in den Händen des wilden Tieres, das möglicherweise einen furchtbaren Gebrauch davon machen würde, verlor der Mann im ersten Augenblick den Kopf. Indessen war es ihm bisher stets gelungen, das Tier, selbst wenn es sich noch so wild und unbändig erwies, durch Anwendung der Peitsche zu beruhigen, und zu diesem Mittel nahm er auch jetzt seine Zuflucht. Als aber der Orang-Utan die Peitsche sah, entsprang er mit einem Satze durch die geöffnete

Zimmertür, jagte die Treppe hinab und entfloh durch ein zufällig offenes Fenſter auf die Straße.

Der Franzoſe folgte in Verzweiflung. Der Affe, der immer noch das Raſiermeſſer in der Hand hatte, blieb zuweilen ſtehen, um ſich nach ſeinem Verfolger umzuſehen und ihm Grimaſſen zu ſchneiden. Wenn der Mann ihn dann beinahe erreicht hatte, lief er wieder in tollen Sprüngen weiter.

In dieſer Weiſe ſetzte ſich die Jagd lange fort. In den Straßen herrſchte tiefe Stille; es war gegen drei Uhr morgens. Als der Flüchtling das hinter der Rue Morgue liegende Gäßchen erreicht hatte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch den Lichtſchein gefeſſelt, der durch das offene Fenſter des im vierten Stocke liegenden Zimmers der Madame L'Eſpanaye ſchimmerte. Das Tier ſtürzte auf das Gebäude zu, und als es den Blitzableiter bemerkte, kletterte es mit verblüffender Geſchwindigkeit daran hinauf, klammerte ſich an den weit offenſtehenden Fenſterladen, gab ſich einen Schwung und gelangte direkt in das Zimmer und auf das Kopfende des Bettes. Den Fenſterladen ſtieß der Affe, ſobald er in das Zimmer gedrungen, wieder zurück.

Der Matroſe war ſowohl erfreut als tief beunruhigt. Er hoffte, nun das Tier wieder einzufangen, denn es würde kaum einen andern Ausweg aus der Falle, in die es geraten, finden, als den Blitzableiter, und wenn es daran herunterkletterte, würde es nicht allzu ſchwer ſein, ſich ſeiner zu bemächtigen. Andrerſeits war Grund genug, zu befürchten, es werde in dem Hauſe Unheil anrichten. Dieſe letzte Erwägung beſtimmte den Matroſen, den Flüchtling weiter zu verfolgen. An einem Blitzableiter in die Höhe zu klettern iſt eine Aufgabe, die einem Matroſen

nicht allzu große Schwierigkeiten bietet. Als er jedoch bis zur Höhe des Fensters, das links von ihm lag, gekommen war, konnte er nicht weiter. Es gelang ihm aber, sich so weit vorzubeugen, daß er einen Blick in das Innere des Zimmers tun konnte. Bei dem entsetzlichen Anblick, der sich ihm darin bot, wäre er beinahe vor Schrecken abgestürzt. Und dann wurde die Stille der Nacht plötzlich durch jenes furchtbare Geschrei unterbrochen, das die Bewohner der Rue Morgue aus dem Schlafe weckte. Madame L'Espanaye und ihre Tochter waren, in ihre Nachtkleider gehüllt, offenbar damit beschäftigt gewesen, irgendwelche Papiere in der schon erwähnten eisernen Geldkiste zu ordnen, die sie zu diesem Zwecke mitten in das Zimmer gestellt hatten. Sie war offen, und ihr Inhalt lag auf dem Fußboden daneben. Die Opfer hatten wahrscheinlich so gesessen, daß sie dem Fenster den Rücken zukehrten; und da eine kleine Weile zwischen dem Eindringen des Tieres und dem entsetzten Angstgeschrei der Damen verstrich, ist es möglich, daß sie die Bestie nicht sogleich bemerkt hatten. Das Zurückschlagen des Fensterladens haben sie vielleicht dem Winde zugeschrieben.

Als der Matrose in das Zimmer blickte, hatte die riesige Bestie Madame L'Espanaye an dem lose herabhängenden Haar gepackt und schwenkte das Rasiermesser vor ihrem Gesichte, die Bewegungen eines Barbiers nachahmend. Die Tochter lag lang ausgestreckt und regungslos auf dem Fußboden; sie war ohnmächtig geworden. Das Geschrei und die Befreiungsversuche der alten Dame, der er das Haar aus dem Kopfe riß, versetzten den Orang-Utan, der vorher vielleicht ganz friedliche Absichten gehabt hatte, in wildeste Wut. Mit einem kräftigen Schwunge seines muskulösen Armes trennte er den Kopf

der Dame beinahe ganz vom Rumpfe. Der Anblick des Blutes steigerte seine Wut bis zur Tollheit. Zähnefletschend und mit funkelnden Augen stürzte er sich auf das junge Mädchen, grub seine entsetzlichen Krallen in ihren Hals und würgte die Unglückliche, bis sie tot war. Zufällig wohl fielen in diesem Augenblick seine wild rollenden Augen auf das Kopfende des Bettes, hinter dem das schreckensbleiche Gesicht seines Herrn sichtbar wurde. Die Wut des Tieres, das schon allzuoft die Bekanntschaft mit der Peitsche gemacht hatte, verwandelte sich sofort in feige Angst. Wohl wissend, daß es Strafe verdiene, schien es die Spuren seiner Bluttat rasch verwischen zu wollen; es lief in nervöser Hast im Zimmer umher, riß die Möbel um und zerschlug sie und zerrte die Kissen und Decken aus dem Bette. Endlich ergriff es die Leiche der Tochter und stieß und zwängte sie gewaltsam in den Schornstein hinauf, wo sie dann später gefunden wurde. Dann stürzte es sich auf die der alten Dame und schleuderte sie kopfüber zum Fenster hinaus.

Als der Affe sich mit seiner verstümmelten Last dem Fenster näherte, fuhr der Matrose erschrocken zurück; voll Angst ließ er sich am Blitzableiter hinabgleiten und beeilte sich, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, weil er die Folgen der Metzelei fürchtete. Um das Schicksal des Orang-Utans kümmerte er sich vorläufig nicht. Die Worte, welche von den die Treppe hinauflaufenden Leuten vernommen wurden, waren dem Matrosen in seinem Entsetzen entfahren. Das schrille, teuflische Gekreisch der Bestie hatte man irrtümlich für eine eigentümlich scharfe, heiser gellende menschliche Stimme gehalten. —

Mir bleibt kaum noch etwas hinzuzufügen. Der Orang-Utan muß, gerade ehe die Tür aufgebrochen wurde, durch

das Fenſter entwiſcht und an dem Blitzableiter herabgeglitten ſein. Er iſt ſchließlich doch, und zwar von ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, wieder eingefangen worden, der ihn zu einem hohen Preiſe an den ‚Jardin des Plantes' verkauft hat. Lebon wurde ſofort aus der Unterſuchungshaft entlaſſen, nachdem wir im Bureau des Polizeipräfekten den von einem Kommentar Dupins begleiteten genauen ſchriftlichen Bericht über dieſe Affäre niedergelegt hatten. Obwohl der Präfekt meinen Freund ſehr hoch ſchätzte, konnte er doch eine gewiſſe Gereiztheit über die Wendung der Dinge nicht verbergen, und er verriet dies durch ein paar ſpöttiſche Bemerkungen über Leute, die ihre Naſe in Dinge ſteckten, die ſie im Grunde nichts angingen.

„Laß ihn reden", ſagte Dupin, der ihn keiner Antwort gewürdigt hatte; „laß ihn reden! Er will nur ſein Gewiſſen dadurch beruhigen. Mir genügt es, ihn auf ſeinem eigenen Gebiet geſchlagen zu haben. Übrigens iſt es nicht zu verwundern, daß er die Löſung dieſes Geheimniſſes nicht zu finden vermochte. Unſer Freund, der Präfekt, iſt eben zu ſchlau, um tief ſein zu können. Seine Weisheit hat keinen ſoliden Boden. Sie gleicht den Abbildungen der Göttin Laverna, d. h. ſie beſteht nur aus Kopf und hat keinen Körper — oder höchſtens Kopf und Schultern — wie ein Stockfiſch! Aber er iſt darum doch ein ganz famoſer Kerl. Ich habe ihn beſonders gern und ſchätze ihn vor allem wegen einer Gabe, der er den Ruf, ein Genie an Scharfſinn zu ſein, hauptſächlich verdankt, nämlich wegen ſeiner Vorliebe ‚de nier ce qui est et d'expliquer ce qui n'est pas' — wie es in Rouſſeaus ‚Nouvelle Heloiſe' heißt."

DAS GEHEIMNIS DER MARIE ROGÊT

Vorbemerkung

Ein junges Mädchen namens Mary Cecilia Rogers war in der Nähe Neuyorks ermordet worden. Ihr Tod hatte eine ungeheure und nachhaltige Aufregung hervorgerufen; das Geheimnis desſelben war in der Zeit, da dieſe Geſchichte geſchrieben und veröffentlicht wurde, noch nicht aufgedeckt. In vorliegender Erzählung folgt der Autor unter dem Vorgeben, das tragiſche Geſchick einer Pariſer Griſette zu berichten, bis in die kleinſten Einzelheiten den weſentlichen Tatſachen des wirklichen Mordes an der Mary Rogers, während er die unweſentlichen nur parallel ſtellte. So iſt alſo jede auf die Fiktion gegründete Schlußfolgerung auf das wahre Ereignis anwendbar, und der Zweck der Geſchichte war die Ergründung der Wahrheit.

„Das Geheimnis der Marie Rogêt" wurde weit entfernt vom Tatorte niedergeſchrieben und baſierte lediglich auf den betreffenden Zeitungsberichten. So entging dem Schreiber manches, woraus er an Ort und Stelle hätte Nutzen ziehen können. Deſſenungeachtet iſt zu bemerken, daß die Ausſagen zweier Perſonen (deren eine die Frau Deluc der Erzählung iſt), die zu verſchiedenen Zeiten und lange nach Veröffentlichung der folgenden Blätter gemacht wurden, nicht nur die allgemeine Schlußfolgerung, ſondern auch die hauptſächlichſten hypothetiſchen Einzelheiten, durch die dieſe Schlußfolgerung gewonnen wurde, voll beſtätigten.

Es gibt eine Reihe idealiſcher Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen ſie zuſammen. Menſchen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealiſche Begebenheit, ſo daß ſie unvollkommen erſcheint und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen ſind. So bei der Reformation; ſtatt des Proteſtantismus kam das Luthertum hervor.

Novalis, Moral-Anſichten.

Selbſt unter den kühlſten Denkern gibt es nur wenige, die nicht gelegentlich durch ein faſt wundervolles Zuſammentreffen von Ereigniſſen ſich verſucht gefühlt hätten, an übernatürliche Dinge zu glauben. Solches Fühlen — denn dies halbe Glauben, von dem ich rede, wird nur gefühlt, nicht ſtreng gedacht — ſolches Fühlen iſt ſchwer zu unterdrücken, höchſtens durch die Lehre von den Zufälligkeiten, oder, wie der terminus technicus lautet, durch die Wahrſcheinlichkeitsrechnung. Nun iſt ſolche Berechnung in ihrem Weſen rein mathematiſch, und da haben wir alſo die Abſonderlichkeit, die exakteſte aller Wiſſenſchaften auf die Schatten und Schemen der ſpekulativſten Wiſſenſchaft angewendet zu ſehen.

Man wird finden, daß meine zeitlich voranliegende Geſchichte, zu deren Veröffentlichung ich jetzt aufgefordert worden bin, in ihren Einzelheiten höchſt merkwürdigerweiſe das vollkommene Seitenſtück bildet zu der jüngſt geſchehenen Mordtat an der Mary Cecilia Rogers in Neuyork.

Als ich vor Jahresfrist in einer Erzählung, betitelt „Der Doppelmord in der Rue Morgue", versuchte, die auffallenden Geistesgaben meines Freundes, des Chevaliers C. August Dupin zu schildern, ahnte ich nicht, daß ich dies Thema je wieder aufnehmen würde. Meine Absicht hatte sich vollkommen erfüllt, und der seltsame Gang der Ereignisse hatte den Beweis für Dupins eigentümliche Fähigkeiten zur Genüge erbracht. An keinem anderen Beispiel hätte ich sie so trefflich zeigen können. Jüngste Ereignisse aber, überraschende Enthüllungen, haben mir einige weitere höchst seltsame Dinge offenbart, über die ich nicht schweigend hinweggehen kann.

Nachdem Dupin die Tragödie aufgedeckt, die über dem geheimnisvollen Tode der Frau L'Espanaye und ihrer Tochter lag, widmete er der Angelegenheit keine Aufmerksamkeit mehr und fiel wieder in seine alte träumerische Versunkenheit zurück. Selbst immer zur Einsamkeit geneigt, teilte ich ohne weiteres seine Stimmung. In unsere Zimmer im Faubourg Saint-Germain vergraben, schlugen wir alle Zukunftspläne in den Wind und schlummerten friedlich dahin, die düstere Welt mit Träumen vergoldend.

Diese Träume waren jedoch nicht ganz ungestört. Man kann sich denken, daß die Rolle, die mein Freund in dem Drama der Rue Morgue gespielt, auf die Pariser Polizei nicht wenig Eindruck gemacht hatte. Bei ihren Beamten wurde der Name Dupins viel genannt. Da die einfachen Rückschlüsse, mit Hilfe deren er das Geheimnis entwirrt hatte, nicht einmal dem Präfekten, sondern einzig nur mir bekannt waren, ist es weiter nicht erstaunlich, daß man die Sache für ein Wunder und des Chevaliers analytische Fähigkeiten für eine Art Sehergabe nahm. Seine Offenheit würde ihn veranlaßt haben, ein solches

Vorurteil zu zerſtreuen; dazu kam es aber nicht, weil ſeine Indolenz ihm gegenüber das Berühren eines Themas verbot, das für ihn ſelbſt alles Intereſſe verloren hatte. So kam es, daß die Augen der Polizei bewundernd an ihm hingen und man in nicht wenigen Fällen verſuchte, ſeine Dienſte für die Präfektur in Anſpruch zu nehmen. Einer der bemerkenswerteſten Fälle war der der Ermordung eines jungen Mädchens namens Marie Rogêt.

Dieſer Mord ereignete ſich ungefähr zwei Jahre nach den Greueltaten in der Rue Morgue. Marie, deren Tauf- und Familienname durch ſeine Ähnlichkeit mit jenem der unglücklichen „Zigarrenverkäuferin" ſofort auffällt, war die einzige Tochter der Witwe Eſtelle Rogêt. Der Vater war geſtorben, als Marie noch ein Kind geweſen, und ſeit ſeinem Tode bis achtzehn Monate vor der Mordtat, die den Gegenſtand unſerer Erzählung bildet, hatten Mutter und Tochter gemeinſam in der Rue Pavée Sainte Andrée gewohnt, wo die Mutter unter Mithilfe ihrer Tochter eine Penſion leitete. So lebten ſie dahin, bis das junge Mädchen zweiundzwanzig Jahre zählte; da erregte ihre große Schönheit die Aufmerkſamkeit eines Parfümeurs, der im Erdgeſchoß des Palais Royal einen Laden hatte und deſſen Kundſchaft in der Hauptſache von den verzweifelten Abenteurern gebildet wurde, die die Nachbarſchaft unſicher machten. Herr Le Blanc war ſich über den Vorteil klar, der ſeinem Parfümeriegeſchäft durch Anweſenheit der ſchönen Marie erwachſen würde, und ſeine glänzenden Angebote wurden von dem Mädchen gern, von der Mutter nach einigem Zögern angenommen.

Die Erwartungen des Kaufmanns erfüllten ſich, und die Reize der anmutigen „Griſette" machten ſeinen Laden bald bekannt. Sie ſtand faſt ein Jahr in ſeinen Dienſten,

als ihre Verehrer durch ihr plötzliches Verſchwinden in Verwirrung geſetzt wurden. Herr Le Blanc wußte für ihr Fernbleiben keine Erklärung zu geben, und Frau Rogêt war in verzweifelter Angſt und Aufregung. Die Zeitungen nahmen die Sache auf, und die Polizei wollte gerade ernſtliche Nachforſchungen anſtellen, als Marie eines ſchönen Morgens nach Verlauf einer Woche geſund, wenn auch mit etwas trüber Miene, wieder hinter dem Ladentiſch erſchien. Selbſtredend wurde alles Forſchen und Fragen ſofort unterdrückt. Herr Le Blanc behauptete wie vorher, nichts zu wiſſen. Marie und ihre Mutter erwiderten auf alle Fragen, das junge Mädchen habe die letzte Woche bei Verwandten auf dem Lande zugebracht. Man beruhigte ſich alſo, und die Sache wurde bald vergeſſen, um ſo mehr, als das Mädchen, augenſcheinlich um ſich der dreiſten Neugier zu entziehen, ihre Stellung aufgab und ſich in den Schutz der mütterlichen Behauſung, Rue Pavée Sainte Andrée, zurückzog.

Es war etwa fünf Monate nach dieſer Rückkehr, als ihre Freunde zum zweiten Male durch ihr plötzliches Verſchwinden beunruhigt wurden. Drei Tage gingen hin, und man hörte nichts von ihr. Am vierten fand man ihren Leichnam in der Seine, und zwar in einer Gegend, die dem Viertel der Rue Sainte Andrée nahezu entgegengeſetzt und nicht ſehr weit von der Barrière du Roule lag.

Die Gräßlichkeit dieſes Mordes — denn es war klar, daß ein Mord geſchehen war —, die Jugend und Schönheit des Opfers und vor allem des Mädchens allgemeine Beliebtheit riefen bei den leicht erregbaren Gemütern der Pariſer große Aufregung hervor. Ich kann mich keines ähnlichen Ereigniſſes erinnern, das einen ſo allgemeinen und ſo tiefen Eindruck gemacht hätte. Wochenlang vergaß

man im Gespräch über diesen einen Fall selbst die wichtigsten politischen Tagesereignisse. Der Präfekt machte ganz ungewöhnliche Anstrengungen, und die gesamte Pariser Polizei spannte ihre Kräfte aufs äußerste an.

Zuerst, als man die Leiche entdeckte, nahm man an, der Mörder werde sich höchstens ganz kurze Zeit vor den sofort in Angriff genommenen Nachstellungen verborgen halten können. Erst nach Ablauf einer Woche hielt man es für nötig, eine Belohnung auszusetzen, und selbst da meinte man, mit tausend Franken genug getan zu haben. Inzwischen wurden die Nachforschungen mit Eifer, wenn auch nicht immer mit Verstand fortgesetzt, und zahlreiche Personen wurden zwecklos verhaftet; da aber nach wie vor jeder Schlüssel zu dem Geheimnis fehlte, wuchs die allgemeine Aufregung aufs höchste. Nach zehn Tagen hielt man es für ratsam, die ursprünglich festgesetzte Summe zu verdoppeln, und schließlich, als die zweite Woche verstrichen war, ohne irgendwelche Anhaltspunkte zu liefern, und das Vorurteil, das in Paris gegen die Polizei nun einmal herrscht, sich in mehreren ernsthaften Angriffen Luft gemacht hatte, nahm es der Präfekt auf sich, die Summe von zwanzigtausend Franken auszusetzen „für Überführung des Mörders" oder, falls es sich erweisen sollte, daß mehr als einer beteiligt gewesen, „für Überführung irgendeines der Mörder". In der Proklamation, die diese Belohnung verkündete, wurde jedem, der seinen Mitschuldigen nannte, völlige Straffreiheit zugesichert, und dieser Proklamation war ein privater Aufruf einiger Bürger angefügt, die sich zusammengetan hatten, um der von der Präfektur ausgesetzten Summe aus eigenen Mitteln zehntausend Franken hinzuzufügen. Die gesamte Belohnung belief sich also auf nicht

weniger als dreißigtausend Franken, ein ganz ungewöhnlich hoher Betrag in Anbetracht der niedrigen sozialen Stellung des Mädchens und der Häufigkeit solcher Mordtaten in der Großstadt.

Niemand bezweifelte mehr, daß sich nun schnell das Dunkel über dem geheimnisvollen Mord lichten werde. Doch obgleich ein oder zwei Verhaftungen vorgenommen wurden, von denen man sich Aufklärung versprach, ergab sich nichts, was die Verdächtigungen gegen die Betreffenden gerechtfertigt hätte, und man mußte sie wieder entlassen. So seltsam es auch scheinen mag, so war doch schon die dritte Woche nach Auffindung der Leiche hingegangen — und hingegangen, ohne in das Dunkel der Sache Licht zu bringen —, ehe auch nur ein Gerücht über diese, die öffentliche Meinung so aufregenden Ereignisse Dupin und mir zu Ohren kam. In Forschungen vertieft, die unsere ganze Aufmerksamkeit erforderten, war es fast ein Monat, seit einer von uns zuletzt ausgegangen war oder Besucher empfangen oder mehr als einen flüchtigen Blick auf den politischen Leitartikel der führenden Tageszeitung geworfen hatte. G. selbst war es, der uns die erste Mitteilung von dem Morde machte. Er besuchte uns am 13. Juli 18.. früh am Nachmittag und blieb bis tief in die Nacht. Er war über das Fehlschlagen aller seiner Bemühungen, die Mordbuben ausfindig zu machen, sehr gereizt. Sein Ruf — so sagte er mit der Selbstgefälligkeit des Parisers — stehe auf dem Spiele. Selbst seine Ehre sei gefährdet. Die Augen der Menge seien auf ihn gerichtet und es gäbe kein Opfer, das er nicht für die Aufdeckung des Geheimnisses bereitwillig brächte. Er schloß seine etwas konfuse Rede mit einem Kompliment für etwas, was er Dupins

„Taktgefühl" zu nennen beliebte, und machte ein direktes Angebot — ein glänzendes Angebot, das näher darzutun ich mich nicht berufen fühle, das aber auch für den eigentlichen Gegenstand meiner Erzählung von keiner Bedeutung ist.

Das Kompliment wies mein Freund zurück, so gut er konnte, das Angebot aber nahm er ohne weiteres an, trotzdem dasselbe lediglich in der Zuerkennung einer Provision bestand. Dies erledigt, erging sich der Präfekt sogleich in Darlegung seiner eigenen Ansichten, sie mit langen Kommentaren über die tatsächlichen Geschehnisse würzend. Über diese letzteren waren wir noch immer nicht aufgeklärt. Er redete viel und keineswegs unerfahren, während ich hier und da eine Vermutung, einen Rat einwarf und die Nacht langsam hinschlich. Dupin, der behaglich in seinem gewohnten Lehnstuhl saß, schien die verkörperte Aufmerksamkeit. Er hatte die ganze Zeit seine Brille auf, und ein gelegentlicher Blick hinter ihre grünen Gläser genügte, mich zu überzeugen, daß er während der ganzen sieben oder acht bleiernen Stunden, die der Präfekt noch bei uns weilte, tief und friedlich schlief.

Am Morgen beschaffte ich von der Präfektur einen genauen Bericht der Beweisaufnahme und aus den verschiedenen Zeitungsverlagen ein Exemplar jeder einzelnen Nummer, in der irgendwelche Angaben in dieser traurigen Angelegenheit veröffentlicht worden waren. Unter Weglassung alles dessen, was sich als positiv falsch erwies, lauteten die Angaben wie folgt:

Marie Rogêt verließ die Wohnung ihrer Mutter in der Rue Pavée Sainte Andrée am Sonntag, dem 22. Juni 18.. gegen 9 Uhr morgens. Beim Fortgehen machte sie einem Herrn Jacques St. Eustache — und

dieſem allein — Mitteilung von ihrer Abſicht, den Tag bei einer Tante in der Rue des Drômes zu verbringen. Die Rue des Drômes iſt eine kurze und ſchmale, doch ſehr belebte Straße, nicht allzu weit vom Fluß und auf dem nächſten Wege etwa zwei Meilen von der Penſion Frau Rogêts entfernt. St. Euſtache war der anerkannte Bewerber Maries und wohnte und ſpeiſte in der Penſion. Er ſollte ſeine Verlobte bei Dunkelwerden abholen und heimbegleiten. Am Nachmittag jedoch begann es ſtark zu regnen, und in der Vorausſetzung, ſie werde, wie das bei ähnlichen Gelegenheiten bereits geſchehen, die Nacht bei der Tante verbleiben, hielt er es nicht für nötig, ſein Verſprechen zu halten. Als die Nacht kam, äußerte Frau Rogêt — eine kränkliche alte Dame von ſiebzig Jahren —, ſie fürchte, „Marie nie wieder zu ſehen"; dieſe Bemerkung fand aber damals wenig Beachtung.

Am Montag wurde feſtgeſtellt, daß das Mädchen nicht in der Rue des Drômes geweſen war. Und als der Tag verging, ohne daß man von ihr hörte, nahm man an verſchiedenen Punkten der Stadt und ihrer Umgebung eine verſpätete Streife vor. Doch erſt am vierten Tage ihres Verſchwindens ließ ſich Beſtimmtes feſtſtellen. An dieſem Tage (Mittwoch, den fünfundzwanzigſten Juni) wurde ein Herr Beauvais, der gemeinſam mit einem Freunde in der Nähe der Barrière du Roule Nachforſchungen anſtellte, davon benachrichtigt, daß zwei Fiſcher ſoeben einen Leichnam aus dem Waſſer gezogen hätten. Bei Beſichtigung der Leiche erkannte Beauvais nach einigem Zögern in ihr das geſuchte Ladenmädchen. Sein Freund erkannte ſie mit Beſtimmtheit. Das Geſicht war ganz mit geronnenem Blut bedeckt; auch aus dem Mund floß

Blut. Der bei Ertrunkenen übliche Schaum fehlte. Das Zellengewebe zeigte normale Färbung. Am Halse waren Quetschwunden und Fingerabdrücke. Die Arme waren über der Brust gekreuzt und steif, die rechte Hand geballt, die linke halb offen. Am linken Handgelenk zeigten sich rundum Hautabschürfungen, wie von Stricken; auch das rechte Handgelenk war arg zerschunden, ebenso der ganze Rücken, besonders aber die Schulterblätter. Um die Leiche an Land zu ziehen, hatten die Fischer ein Seil daran befestigt, doch hatte dies keine der Hautabschürfungen verursacht. Der Hals war stark geschwollen. Schnittwunden waren nicht sichtbar, auch keine blutunterlaufenen Stellen, die etwa auf Schläge mit einem stumpfen Instrument hingedeutet hätten. Ein Spitzenstreifen war so fest um den Hals geschlungen, daß er zunächst nicht sichtbar war; er war tief im Fleisch vergraben und mit einem Knoten geschlossen, der gerade unter dem linken Ohre lag. Der Streifen allein hätte genügt, den Tod herbeizuführen. Das ärztliche Gutachten sprach der Verstorbenen einen tugendhaften Lebenswandel zu. Sie sei, so hieß es, brutaler Gewalt unterlegen. Als die Leiche gefunden wurde, war ihr Zustand noch derartig, daß sie unschwer von Bekannten identifiziert werden konnte.

Die Bekleidung war sehr beschädigt und zerrissen. Aus dem Oberkleid war ein Streifen von etwa einem Fuß Breite vom unteren Saum bis zur Taille auf-, aber nicht abgerissen. Er war dreimal um die Hüften geschlungen und im Rücken zu einer Art Henkel verknotet. Auch aus dem Unterkleid aus feinem Musselin war ein achtzehn Zoll breiter Streifen herausgerissen — und zwar fadengerade und sorgsam. Er lag lose um ihren Hals und war mit festem Knoten geschlossen. Über dem Musselin-

ſtreifen und dem Spitzenſtreifen lagen die zuſammengeknüpften Bänder einer Haube, die loſe daran hing. Der Knoten, mit dem die Haubenbänder geſchloſſen waren, war ein regelrechter Seemannsknoten.

Nach Rekognoſzierung der Leiche wurde dieſe nicht, wie ſonſt üblich, nach der Morgue verbracht, ſondern, da dieſe Formalität diesmal überflüſſig, ſchleunigſt beerdigt — nicht weit von der Stelle, wo ſie gelandet worden war. Durch die Bemühungen Beauvais' gelang es, die Sache vorläufig nicht bekanntwerden zu laſſen, und mehrere Tage vergingen, ehe ſie von der Öffentlichkeit aufgenommen wurde. Ein Wochenblatt griff dann aber doch den Fall auf, die Leiche wurde wieder ausgegraben und einer nochmaligen Unterſuchung unterzogen. Neues ergab ſich dadurch aber nicht. Die Kleidungsſtücke wurden nun jedoch der Mutter und den Bekannten der Verſtorbenen vorgelegt und von dieſen als jene bezeichnet, die ſie bei ihrem Fortgehen von Hauſe getragen.

Inzwiſchen wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Mehrere Perſonen wurden feſtgenommen und wieder freigegeben. Beſonders auf St. Euſtache fiel der Verdacht, und er vermochte zunächſt nicht, eine zufriedenſtellende Erklärung über ſein Tun und Laſſen während des fraglichen Sonntags abzugeben. Später jedoch gab er Herrn G. eidlich Rechenſchaft von jeder Stunde des Tages. Als die Zeit verging, ohne daß man irgend etwas entdeckte, zirkulierten wohl tauſend einander widerſprechende Gerüchte, und die Journaliſten gaben die verſchiedenſten Mutmaßungen zum beſten. Am meiſten Aufſehen erregte eine davon, die dem Gedanken Raum gab, daß Marie Rogêt noch am Leben und die in der Seine gefundene Leiche diejenige einer andern Unglücklichen ſei.

Ich halte es für nötig, dem Leſer einige Stellen, die ebendieſe Vermutung dartun, zu übermitteln. Die betreffenden Stellen ſind eine wörtliche Überſetzung aus dem ‚Etoile,‘ einem Blatt, das ſehr geſchickt geleitet wird.

‚Fräulein Marie Rogêt verließ das Haus ihrer Mutter am 22. Juni 18.., einem Sonntagmorgen, mit der ausgeſprochenen Abſicht, ihre Tante oder ſonſtige Bekannte in der Rue des Drômes aufzuſuchen. Von dieſer Stunde an hat ſie erwieſenermaßen keiner mehr geſehen. Keine Spur war mehr von ihr zu finden, keine Nachricht zu erlangen... Niemand hat ſich bis jetzt gemeldet, der ſie an jenem Tag, da ſie von Hauſe fortgegangen, geſehen hätte... Wenn es alſo auch nicht erwieſen iſt, daß Marie Rogêt am Sonntag, dem 22. Juni, morgens nach neun Uhr noch unter den Lebenden weilte, ſo haben wir doch Beweiſe dafür, daß ſie bis zu dieſer Stunde noch lebte. Am Mittwochmittag entdeckte man in der Gegend der Barrière du Roule eine auf dem Waſſer treibende Frauenleiche. Das waren alſo, ſelbſt wenn wir vorausſetzen, daß Marie Rogêt innerhalb drei Stunden nach Verlaſſen der mütterlichen Wohnung ins Waſſer geworfen worden wäre, nur drei Tage, ſeit ſie von Hauſe fortgegangen — genau drei Tage! Es iſt aber Torheit, anzunehmen, daß der Mord — falls hier ein Mord vorliegt — früh genug ausgeführt werden konnte, um den Mördern zu ermöglichen, die Leiche vor Mitternacht in den Fluß zu werfen. Wer ſich ſo ſcheußlicher Verbrechen ſchuldig macht, wählt die Nacht und nicht den Tag zu ſeiner Tat... Wir ſehen alſo, daß die gefundene Leiche, wenn ſie diejenige der Marie Rogêt geweſen ſein ſollte, nur zwei und einen halben Tag,

im Höchſtfalle drei Tage im Waſſer geweſen ſein kann. Die Erfahrung zeigt aber, daß Leichen Ertrunkener oder ſofort nach dem Tode gewaltſam ins Waſſer Geworfener ſechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Zerſetzung eingetreten iſt, die ſie an die Oberfläche bringt. Selbſt wenn man über einer unter Waſſer ruhenden Leiche eine Kanone abfeuert und ſo das Steigen der erſteren vor dem fünften oder ſechſten Tage veranlaßt, ſinkt dieſelbe wieder unter, ſowie die Erſchütterung vorbei iſt. Wir fragen nun: weshalb ſollte in dieſem Falle ein Abweichen von der natürlichen Regel ſtattgefunden haben?... Hätte die Leiche in ihrem verſtümmelten Zuſtand bis Dienstag nacht an Land gelegen, ſo hätte man Spuren von den Mördern finden müſſen; auch iſt es höchſt zweifelhaft, ob der Körper, ſelbſt wenn er erſt zwei Tage nach eingetretenem Tode ins Waſſer geworfen worden wäre, ſo bald ſchon an der Oberfläche treiben kann. Und fernerhin iſt es äußerſt unwahrſcheinlich, daß Kerle, die einen ſolchen Mord begangen, den Leichnam ins Waſſer geworfen haben ſollten, ohne ihn durch einen Ballaſt zum Sinken zu bringen, wo ſolche Vorſichtsmaßregel doch ſo leicht getroffen werden kann.'

Der Schreiber fährt nun fort, darzutun, daß der Körper ‚nicht drei, ſondern mindeſtens fünfmal drei Tage' im Waſſer gelegen haben muß, weil er ſo ſtark verweſt war, daß Beauvais ihn nur mit Mühe identifizieren konnte. Dieſer letzte Punkt wurde übrigens ſpäter völlig widerlegt. Ich fahre in der Überſetzung fort:

‚Worin beſtehen nun die Tatſachen, auf Grund deren Herr Beauvais ausſagt, die Leiche ſei die der Marie Rogêt? Er riß den Kleiderärmel auf und ſagt,

er fand Zeichen, die ihn von der Identität überzeugten. Man hat allgemein angenommen, diese Zeichen hätten in irgendwelchen Narben oder Flecken bestanden. Er hatte den Arm gerieben und ihn behaart gefunden! Etwas Unbestimmteres läßt sich gar nicht denken, — es ist dasselbe, wie wenn man in einem Ärmel einen Arm findet. Herr Beauvais kehrte in jener Nacht nicht zurück, sondern sandte Frau Rogêt am Mittwochabend um sieben Uhr Nachricht, daß die Untersuchungen noch im Gange seien. Wenn wir zugeben, daß Frau Rogêt, von Alter und Gram gebeugt, unfähig war, der Untersuchung beizuwohnen, so müßte doch immerhin irgend jemand es für wert gehalten haben, sich hinzubegeben, wenn man der Meinung war, die Leiche könne die des jungen Mädchens sein. Doch niemand tat das. Man war so verschwiegen, daß nicht einmal die Mitbewohner des Hauses in der Rue Pavée Sainte Andrée etwas von der Sache erfuhren. Herr St. Eustache, der Liebhaber und künftige Gatte Maries, der im Hause ihrer Mutter wohnte, gibt an, er habe von der Auffindung der Leiche seiner Zukünftigen erst am folgenden Morgen gehört, als Herr Beauvais bei ihm eintrat und ihm davon berichtete. Wir sind erstaunt, wie kühl die Schreckensbotschaft entgegengenommen wurde.'

In dieser Weise versuchte die Zeitung ihre Leser zu überzeugen, daß die Familie Maries den Ereignissen eine Gleichgültigkeit entgegenbringe, die unvereinbar sei mit der Annahme, daß jene die Leiche als die des Mädchens anerkenne. Die Vermutungen des Blattes sind diese: Marie habe mit Wissen ihrer Freunde die Stadt verlassen, aus Gründen, die ihre jungfräuliche Reinheit in Frage stellten, und diese Freunde hätten die Gelegenheit

der Auffindung einer Leiche, die mit der Vermißten einige Ähnlichkeit aufweise, benutzt, um die Öffentlichkeit von ihrem Tode zu überzeugen. Doch der ‚Etoile' war übereifrig gewesen. Es wurde klar erwiesen, daß auf seiten der Familie durchaus keine Gleichgültigkeit herrschte; daß die alte Dame außerordentlich hinfällig und viel zu aufgeregt war, um irgendwelchen Pflichten genügen zu können; daß St. Eustache, weit davon entfernt, die Nachricht kühl aufzunehmen, vor Kummer außer sich war und sich so rasend gebärdete, daß Herr Beauvais einen Freund und Verwandten ersuchte, ihn zu bewachen und zu verhindern, daß er der Wiederausgrabung der Leiche beiwohne. Und obgleich der ‚Etoile" behauptete, daß die Leiche nunmehr auf öffentliche Kosten beerdigt wurde — daß ein vorteilhaftes Angebot eines Privat-Begräbnisses von der Familie schroff abgelehnt wurde — und daß kein Familienmitglied der Zeremonie beiwohnte —, obgleich, sage ich, alles dies vom ‚Etoile" zur Bekräftigung der von ihm aufgestellten Ansicht behauptet wurde —, so wurde doch alles genügend widerlegt. In einer späteren Nummer machte das Blatt den Versuch, Beauvais selbst zu verdächtigen. Es hieß da:

‚Die Sachlage ändert sich nun. Wir erfahren, daß Herr Beauvais eines Tages zu einer sich damals im Hause Rogêt aufhaltenden Frau B. sagte, er beabsichtige auszugehen, es werde vermutlich ein Gendarm kommen, dem sie nichts über die Angelegenheit sagen solle, ehe er zurück sei; sie möge die Sache ihm selbst überlassen... So wie die Dinge jetzt stehn, scheint es, als habe Herr Beauvais sie in seinem Gehirnkasten hinter Schloß und Riegel gesetzt. Nicht der kleinste Schritt kann ohne Herrn Beauvais geschehen, denn

welchen Weg man auch einschlägt — immer stößt man auf ihn... Aus irgendeinem Grunde wünscht er, daß niemand außer ihm mit den Nachforschungen zu tun habe, und er hat nach Angabe der männlichen Verwandten sie alle in höchst sonderbarer Weise beiseite geschoben. Es widerstrebte ihm anscheinend sehr, den Verwandten die Besichtigung der Leiche zu gestatten.'

Folgende Tatsache wirft ein wenig Licht auf die Verdächtigung gegen Herrn Beauvais. Einige Tage vor dem Verschwinden des Mädchens hatte ein Herr, der Beauvais in seinem Bureau besuchen kam und diesen abwesend fand, im Schlüsselloch eine Rose stecken gesehen und auf einer nahebei hängenden Tafel den Namen ‚Marie' gelesen.

Die allgemeine Auffassung der Sache — soweit wir sie den Zeitungen entnehmen konnten — schien die zu sein, daß Marie das Opfer einer wüsten Bande geworden sei, die sie über den Fluß geschleppt, mißhandelt und ermordet habe. Der ‚Commercial' jedoch, ein Blatt von weittragender Bedeutung, suchte ernstlich diese Volksmeinung zu widerlegen. Ich zitiere ein paar Stellen aus seinen Spalten:

‚Wir sind überzeugt, daß die Verfolgung bisher auf falscher Fährte war, sofern sie die Barrière du Roule im Auge hatte. Es ist ausgeschlossen, daß eine Tausenden bekannte Persönlichkeit, wie dieses junge Weib, drei Häuserquadrate durchqueren könnte, ohne erkannt zu werden; und wer sie erkannt hätte, würde sich dessen erinnern, denn sie interessierte jeden, der sie kannte. Ihr Fortgang erfolgte zu einer Zeit, da die Straßen voller Menschen waren... Es ist unmöglich, daß sie zur Barrière du Roule oder Rue des Drômes

gegangen sein sollte, ohne von einem Dutzend Leuten erkannt worden zu sein; dennoch hat sich niemand gemeldet, der sie außerhalb des mütterlichen Hauses gesehen hätte, und was spricht dafür, daß sie es überhaupt verlassen hat — ausgenommen die ausgesprochene Absicht dazu? Ihr Kleid war zerrissen und wie ein Strick um ihren Leib geknotet — offenbar ist die Leiche daran wie ein Bündel getragen worden. Wäre der Mord an der Barrière du Roule begangen worden, so wäre eine solche Maßregel überflüssig gewesen. Die Tatsache, daß die Leiche bei der Barrière im Wasser treibend gefunden wurde, ist kein Beweis dafür, daß sie auch dort ins Wasser geworfen worden... Aus dem Unterrock der Unglücklichen war ein zwei Fuß langes und ein Fuß breites Stück herausgerissen und ihr um Kopf und Kinn gebunden, vermutlich um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen Leute getan haben, die nicht im Besitz von Taschentüchern waren.'

Ein oder zwei Tage, ehe der Präfekt uns besuchte, hatte die Polizei eine bedeutsame Nachricht erhalten, die zumindest die vom ‚Commercial" vertretene Hauptansicht über den Haufen warf. Zwei kleine Knaben, Söhne einer Frau Deluc, drangen bei einer Streife durch die Wälder nahe der Barrière du Roule in ein Dickicht, wo drei oder vier große Steine eine Art Sitz mit Lehne und Fußbank bildeten. Auf dem oberen Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem zweiten eine seidene Schärpe. Auch ein Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch wurden hier gefunden. Das Taschentuch trug den Namen ‚Marie Rogêt'. An den benachbarten Brombeerbüschen hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zerstampft, die Zweige waren geknickt, und alles deutete

auf einen stattgehabten Kampf. Zwischen Dickicht und Fluß waren die Hecken umgebrochen, und der Boden zeigte, daß hier eine schwere Last entlang geschleppt worden war.

Ein Wochenblatt, der ‚Soleil', machte zu dieser Entdeckung folgende Bemerkung — die übrigens ein Echo der gesamten Pariser Presse war:

‚Alle diese Dinge haben offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen; sie waren sämtlich vom Regen durchfeuchtet und modrig geworden und klebten zusammen vor Moder. Das eine oder andere war hoch von Gras überwachsen. Die Seide des Sonnenschirms war kräftig, aber so verwittert und modrig, daß sie beim Öffnen des Schirms zerfiel. Die an den Büschen hängenden Kleiderfetzen hatten eine Größe von drei zu sechs Zoll. Ein Fetzen war der Saum des Kleides und war geflickt; ein anderer war aus dem Unterrock, nicht der Saum. Sie glichen abgerissenen Streifen und hingen am Dornbusch, etwa einen Fuß über dem Erdboden... Es kann also kein Zweifel sein, daß man die Stelle der empörenden Gewalttat aufgefunden hat.'

Diese Entdeckung brachte neue Tatsachen ans Licht. Frau Deluc sagte aus, daß sie an der Landstraße, nicht weit vom Flußufer, gegenüber der Barrière du Roule, eine Gastwirtschaft betreibe. Die Umgegend ist sehr einsam. Sie ist besonders Sonntags der Zufluchtsort schlechter Elemente aus der Stadt, schlimmer Burschen, die in Booten übersetzen. Am fraglichen Sonntag erschien nachmittags gegen drei Uhr ein junges Mädchen im Gasthaus, in Begleitung eines jungen Mannes von dunkler Gesichtsfarbe. Die beiden hielten sich einige Zeit hier auf.

Als sie gingen, schlugen sie die Richtung nach den dichten Wäldern der Umgegend ein. Frau Delucs Aufmerksamkeit war durch des Mädchens Kleid gefesselt worden, das dem einer verstorbenen Verwandten ähnlich gewesen war. Besonders der Schärpe erinnerte sie sich. Bald nach Fortgang des Paares erschien eine Rotte „Bösewichter", gebärdete sich wüst und lärmend, aß und trank, ohne zu bezahlen, folgte dem Weg, den der junge Mann und das Mädchen genommen, kehrte zur Dämmerzeit zum Gasthof zurück und setzte in Eile wieder über den Fluß.

Es war am selben Abend, bald nach Dunkelwerden, als Frau Deluc und ihr ältester Sohn in der Nähe des Gasthofs eine Frauenstimme schreien hörten. Die Schreie waren heftig, doch kurz. Frau D. erkannte nicht nur die Schärpe wieder, die man im Dickicht gefunden, sondern auch das Kleid, das die Leiche getragen. Jetzt bekundete auch ein Omnibuskutscher, Valence, daß er am fraglichen Sonntag Marie Rogêt gesehen habe, wie sie in Begleitung eines jungen Mannes von dunkler Gesichtsfarbe auf einem Fährboot die Seine überquerte. Er, Valence, kannte Marie und konnte über ihre Identität nicht im Zweifel sein. Die im Dickicht gefundenen Gegenstände wurden alle von den Verwandten Maries wiedererkannt.

Die Ansichten und Tatsachen, die ich auf Dupins Anregung hin aus den Zeitungen gesammelt hatte, enthielten nur noch einen weiteren Punkt — doch dies war ein Punkt von scheinbar weittragender Bedeutung. Es ergab sich, daß kurz nach Auffindung der oben beschriebenen Kleidungsstücke der leblose — oder nahezu leblose — Körper St. Eustaches, des Verlobten Maries, in der Nähe des Ortes gefunden wurde, den alle jetzt für den Mordplatz hielten. Ein Fläschchen mit der Aufschrift

„Laudanum" lag leer neben ihm. Sein Atem roch nach Gift. Er ſtarb, ohne geſprochen zu haben. Man fand einen Brief bei ihm, der kurz beſagte, daß er Marie liebe und in den Tod gehen wolle.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen," bemerkte Dupin, nachdem er meine Notizenſammlung überflogen hatte, „daß dieſer Fall weit verwickelter iſt als jener aus der Rue Morgue, von dem er beſonders in einem Punkte abweicht. Dies hier iſt trotz ſeiner Scheußlichkeit ein gewöhnliches Verbrechen. Es hat nichts Abſonderliches, nichts Unerklärliches. Aus dieſem Grunde hat man die Löſung des Geheimniſſes für leicht gehalten, — die aber aus ebendieſem Grunde beſonders ſchwierig iſt. Man hielt es alſo zunächſt für überflüſſig, eine Belohnung auszuſetzen. G.s Häſcher wußten unſchwer zu begreifen, wie und warum ſolche Scheußlichkeit begangen worden ſein mochte. Sie hatten Erfindungskraft genug, um ſich mannigfache Art und Weiſen und mannigfache Gründe auszumalen; und weil es nicht unmöglich war, daß eine dieſer zahlreichen Vermutungen den Tatſachen entſpräche, nahmen ſie das einfach für gewiß an. Doch die Leichtigkeit, mit der man zu allen dieſen Möglichkeiten kam, und die Wahrſcheinlichkeit, die jede für ſich hatte, hätten als bezeichnend für die Schwierigkeit, nicht für die Leichtigkeit der Löſung erachtet werden müſſen. Ich ſagte vorhin, daß gerade die Abſonderlichkeiten es ſind, die der Vernunft auf ihrer Suche nach der Wahrheit die beſte Handhabe bieten, und daß in Fällen wie dieſem hier die Frage nicht ſein ſollte: Was iſt geſchehen? ſondern vielmehr: Was iſt geſchehen, das noch nie vorher geſchehen iſt? Bei den Nachforſchungen im Hauſe der Frau L'Eſpanaye waren die Beamten G.s entmutigt und

verzweifelt wegen eben der Ungewöhnlichkeit des Ereignisses, die einem gut geschulten Intellekt gerade das sicherste Zeichen zum Erfolg geboten hätte. Derselbe Intellekt könnte aber durch den gewöhnlichen Verlauf dieser anderen Mordsache, die den Polizeibeamten so leichten Triumph vorgaukelt, in Verzweiflung gestürzt werden.

In der Angelegenheit der Frau L'Espanaye und ihrer Tochter gab es schon bei Beginn unserer Untersuchungen keinen Zweifel, daß ein Mord stattgefunden hatte. Der Gedanke an Selbstmord war von Anfang an ausgeschlossen. Auch hier können wir diese Vermutung sofort zurückweisen. Der an der Barrière du Roule gelandete Leichnam wurde unter Umständen gefunden, die uns in diesem wichtigen Punkte alle Zweifel nehmen. Es ist aber die Annahme aufgetaucht, die aufgefundene Leiche sei gar nicht jene der Marie Rogêt — und nur für Überführung *ihres* Mörders oder ihrer Mörder ist die Belohnung ausgesetzt, und nur auf sie bezieht sich unsere Abmachung mit dem Präfekten. Wir beide kennen den Herrn gut. Man darf ihm nicht allzusehr trauen. Wenn wir bei unseren Nachforschungen von der gefundenen Leiche ausgehen und dann einen Mörder aufstellen, so geschähe es vielleicht doch, daß man die Leiche gar nicht als jene der Marie ansieht; gehen wir aber von der lebenden Marie aus, so haben wir wohl sie, finden sie aber nicht ermordet — in beiden Fällen tun wir nutzlose Arbeit, da wir es mit Herrn G. zu tun haben. Also schon um unsertwillen, wenn nicht um des Rechtes willen, ist es durchaus notwendig, daß unser erster Schritt sein muß, die Identität der Leiche mit der vermißten Marie Rogêt festzustellen.

Im Publikum haben die Beweisführungen des ‚Etoile' Gewicht gehabt; und daß die Zeitung selbst von ihrer Bedeutung durchdrungen ist, geht aus der Art hervor, wie sie einen ihrer Aufsätze über dieses Thema einleitet: ‚Mehrere Tagesblätter', sagt sie, ‚sprechen von dem entscheidenden Artikel in unserer Montagsnummer.' Mir scheint der Artikel nur für den Eifer seines Verfassers entscheidend zu sein. Wir müssen im Auge behalten, daß die Aufgabe unserer Zeitungen im allgemeinen mehr darin besteht, Sensation zu erwecken — Fragen aufzuwerfen, als die Sache der Wahrheit zu fördern. Dieser Zweck wird nur dann verfolgt, wenn er mit dem ersteren zusammenfällt. Das Blatt, das einfach die allgemeine Ansicht teilt, erntet — so wohlbegründet diese Ansicht auch sein mag — keinen Glauben beim Volk. Die Menge sieht nur den als weise an, der die schärfsten Widersprüche mit der allgemeinen Ansicht aufstellt. In der Schlußfolgerung wie in der Literatur ist es das Epigramm, das am schnellsten und am meisten geschätzt wird, obschon es am wenigsten wirklichen Wert hat.

Was ich sagen will, ist, daß lediglich diese Mischung von Sensationellem und Melodramatischem und nicht etwa irgendwelche Wahrscheinlichkeitsgründe maßgebend waren, daß der ‚Etoile' die Behauptung, Marie Rogêt sei noch am Leben, aufstellte, und was ihm den Erfolg beim Publikum sicherte. Prüfen wir die Punkte, von denen aus das Blatt seine Beweisführung antritt, indem wir die üblichen falschen Beweisfolgerungen aufdecken.

Das Bestreben des Schreibers geht zunächst dahin, an der geringen Zeit zwischen Maries Verschwinden und der Auffindung der Leiche zu zeigen, daß diese Leiche nicht

jene der Marie ſein kann. Dem Dialektiker wird es ſomit Zweck, den Zeitraum ſo viel als möglich zu verkürzen. In eiliger Verfolgung dieſes Ziels ſetzt er an den Beginn ſeiner Argumentierung weiter nichts als eine Hypotheſe. ‚Es iſt Torheit anzunehmen,‘ ſagt er, ‚daß der Mord — falls hier ein Mord vorliegt — früh genug ausgeführt werden konnte, um es den Mördern zu ermöglichen, die Leiche vor Mitternacht in den Fluß zu werfen.‘ Wir fragen ſofort und ſelbſtverſtändlich warum? Warum iſt es Torheit, anzunehmen, daß der Mord fünf Minuten nach Verlaſſen des mütterlichen Hauſes erfolgte? Warum iſt es Torheit, anzunehmen, daß der Mord zu irgendeiner Tageszeit ausgeführt wurde? Es hat zu allen Stunden Ermordungen gegeben. Aber hätte der Mord am Sonntag zu irgendeiner Zeit zwiſchen neun Uhr früh und fünfzehn Minuten vor Mitternacht ſtattgefunden, ſo wäre immer noch Zeit genug geweſen, die Leiche vor Mitternacht in den Fluß zu werfen. Jene Vorausſetzung kommt alſo zu der Schlußfolgerung, daß der Mord am Sonntag überhaupt nicht begangen worden ſei; und wenn wir dem ‚Etoile‘ eine derartige Annahme geſtatten, ſo können wir ihm ebenſogut alle erdenklichen andern Willkürlichkeiten geſtatten. Die mißglückte Äußerung, die im ‚Etoile‘ mit den Worten beginnt: ‚Es iſt Torheit, anzunehmen, daß...‘, könnte aber im Hirn ihres Verfaſſers ſo gelautet haben: ‚Es iſt Torheit, anzunehmen, daß der Mord — falls die Perſon ermordet worden iſt — früh genug ausgeführt werden konnte, um es den Mördern zu ermöglichen, die Leiche vor Mitternacht in den Fluß zu werfen.‘ Es iſt Torheit, ſage ich, dies anzunehmen und gleichzeitig anzunehmen (wozu wir aber entſchloſſen ſind), daß die Leiche nicht früher als

nach Mitternacht hineingeworfen worden — eine an sich höchst inkonsequente Behauptung, aber immerhin nicht so widersinnig wie die abgedruckte.

Wäre es meine Absicht," fuhr Dupin fort, „lediglich die Unhaltbarkeit dieses vom ‚Etoile' aufgestellten Satzes nachzuweisen, so lohnte es sich wohl kaum der Mühe. Es ist aber nicht der ‚Etoile', womit wir es zu tun haben, sondern die Wahrheit. Der fragliche Satz hat, so wie er dasteht, nur einen Sinn, und diesen Sinn habe ich festgestellt. Es ist jedoch nötig, daß wir hinter die Worte blicken, die die Aufgabe hatten, einen Gedanken zu vermitteln. Die Absicht des Journalisten ging dahin, zu sagen, daß es unwahrscheinlich sei, daß die Mörder gewagt haben sollten, die Leiche vor Mitternacht in den Fluß zu werfen — zu welcher Tages- oder Nachtzeit am Sonntag der Mord auch begangen sein sollte. Und hierin liegt die Annahme, die ich verwerfe: Es wird angenommen, daß die Mordtat an solchem Orte und unter solchen Umständen geschah, daß es nötig wurde, die Leiche zum Fluß zu schleppen. Nun könnte der Mord z. B. am Flußufer oder auf dem Fluß selbst stattgefunden haben, und so könnte das Inswasserwerfen der Leiche zu jeder Tages- oder Nachtzeit sich als die naheliegendste und selbstverständlichste Art zu ihrer Entledigung erwiesen haben. Sie werden verstehen, daß ich hier nichts als wahrscheinlich aufstelle oder etwa als meiner eigenen Ansicht entsprechend. Meine Ansicht hat bis jetzt mit den Tatsachen des Falles nichts zu tun. Ich will Sie nur vor dem ganzen Ton der vom ‚Etoile' ausgesprochenen Vermutung warnen, indem ich Ihre Aufmerksamkeit darauf hinlenke, von wie falschen Voraussetzungen das Blatt ausgeht.

Nachdem die Zeitung dieſe ihrer vorgefaßten Meinung entſprechende Grenze gezogen und zu dem Schluſſe gekommen, daß die Leiche Maries — falls es ihre Leiche ſei — nur ganz kurze Zeit im Waſſer gelegen haben könne, fährt ſie fort:

‚Die Erfahrung zeigt aber, daß Leichen Ertrunkener oder ſofort nach dem Tode gewaltſam ins Waſſer Geworfener ſechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Zerſetzung eingetreten iſt, die ſie an die Oberfläche bringt. Selbſt wenn man über einer unter Waſſer ruhenden Leiche eine Kanone abfeuert und ſo das Steigen der erſteren vor dem fünften oder ſechſten Tage veranlaßt, ſinkt dieſelbe wieder unter, ſowie die Erſchütterung vorbei iſt.‘

Dieſe Verſicherungen ſind von allen Pariſer Blättern ſtillſchweigend hingenommen worden, mit Ausnahme des ‚Moniteur‘. Letztere Zeitung verſucht lediglich die Äußerung über die Leichen Ertrunkener zu bekämpfen, und zwar indem ſie fünf oder ſechs Fälle zitiert, in denen Ertrunkene ſchon nach kürzerer Zeit an der Waſſeroberfläche geſehen wurden, als der ‚Etoile‘ für möglich hält. Aber der ‚Moniteur‘ geht in ſeinem Bemühen, die allgemeine Annahme des ‚Etoile‘ durch Zitierung einzelner abweichender Fälle zu widerlegen, ſehr unphiloſophiſch vor. Hätte man auch fünfzig ſtatt fünf Beiſpiele von bereits nach zwei bis drei Tagen wieder emporgetauchten Leichen anführen können, ſo hätten ſelbſt dieſe fünfzig Beiſpiele nur als Ausnahme von der vom ‚Etoile‘ aufgeſtellten Regel betrachtet werden müſſen — ſo lange, bis die Regel ſelbſt widerlegt wäre. Gibt man die Regel zu (der ‚Moniteur‘ weiſt ſie nicht zurück, ſondern beſteht nur auf ſeinen Ausnahmen), ſo behält die Beweisführung

des ‚Etoile' ihre volle Kraft, denn sie will ja nichts weiter, als die Wahrscheinlichkeit in Frage stellen, daß die Leiche nach weniger als drei Tagen an die Oberfläche gelangt sei; und diese Wahrscheinlichkeit bleibt so lange bestehen, bis die angeführten Beispiele eine genügende Zahl aufweisen, um eine entgegengesetzte Regel zu ergeben.

Sie sehen sofort, daß jede Beweisführung hier nur gegen die Regel selber vorzugehen hätte; und aus diesem Grunde müssen wir die Begründung der Regel nachprüfen. Nun ist der menschliche Körper im allgemeinen weder viel leichter noch viel schwerer als das Wasser der Seine; ich meine: das spezifische Gewicht des menschlichen Körpers entspricht für gewöhnlich der Menge des von diesem verdrängten Süßwassers. Die Körper fetter und fleischiger Menschen mit dünnen Knochen, besonders also von Frauen, sind leichter als solche von Mageren und Grobknochigen und von Männern; und das spezifische Gewicht des Flußwassers wird etwas von Ebbe und Flut beeinflußt. Sehen wir aber von dieser unbedeutenden Tatsache ab, so kann man sagen, daß höchst selten ein menschlicher Körper, selbst im Süßwasser, aus eigenem Antrieb untergeht. Fast jeder, der ins Wasser fällt, kann sich an der Oberfläche halten, wenn er das spezifische Gewicht des Wassers mit seinem eigenen ins Gleichgewicht zu bringen weiß — das heißt, wenn er seinen ganzen Körper so weit als irgend möglich unter Wasser bringt. Die richtige Stellung für einen, der nicht schwimmen kann, ist die aufrechte Haltung, mit zurückgelegtem und so weit untergetauchtem Kopf, daß nur Mund und Nüstern aus dem Wasser ragen. In dieser Lage treiben wir mühelos an der Oberfläche dahin. Es

ist jedoch Tatsache, daß das Gewicht unseres Körpers und das der verdrängten Wassermenge einander so gleich sind, daß eine Kleinigkeit das eine oder andere überwiegen läßt. So bedeutet z. B. ein aus dem Wasser erhobener Arm eine genügende Gewichtszunahme, um den ganzen Kopf unter Wasser zu drücken, wohingegen der zufällige Beistand des kleinsten Treibholzes es uns ermöglichen würde, den Kopf so weit zu erheben, um Umschau halten zu können. Nun wird ein Nichtschwimmer in seiner Angst unfehlbar die Arme emporwerfen und den Versuch machen, den Kopf in seiner üblichen senkrechten Lage zu erhalten. Die Folge ist, daß Mund und Nase unter Wasser kommen und daß dann durch das Atmen Wasser in die Lungen eindringt. Vieles gelangt auch in den Magen, und der ganze Körper wird um das Gewicht des eingedrungenen Wassers schwerer, abzüglich des Gewichts der verdrängten Luft, die vorher die Höhlungen ausfüllte. Diese Differenz genügt in der Regel, den Körper zum Sinken zu bringen, ist aber ungenügend in Fällen, wo es sich um Leute mit feinen Knochen und ungewöhnlicher Fleisch- und Fettmasse handelt. Solche Leute treiben selbst nach dem Ertrinken an der Oberfläche.

Der auf den Grund des Flusses hinabgesunkene Körper wird so lange dort bleiben, bis aus irgendwelchen Ursachen sein spezifisches Gewicht geringer wird als die von ihm verdrängte Wassermenge. Diese Wirkung wird durch Zersetzung oder sonstige Ursachen erzielt. Die Folge der Zersetzung ist die Entstehung von Gas, das das Zellengewebe erweitert, alle Höhlungen auftreibt und die Leichen fürchterlich aufbläht. Ist diese Ausdehnung so weit fortgeschritten, daß der Umfang des Körpers zugenommen hat, ohne daß doch eine entsprechende Zunahme der Masse

und des Gewichts erfolgt wäre, so wird sein spezifisches Gewicht geringer als das des verdrängten Wassers, und er erscheint an der Oberfläche. Die Zersetzung wird aber durch zahllose Umstände beeinflußt, zum Beispiel durch hohe oder niedere Lufttemperatur, durch Mineralgehalt oder Reinheit des Wassers, durch dessen Tiefe oder Untiefe, Strömung oder Stagnation, durch die Körpertemperatur, durch etwaige vor dem Tode vorhanden gewesene Krankheitserscheinungen und so weiter. Dies zeigt klar, daß wir unmöglich mit Genauigkeit die Zeit angeben können, zu der ein Körper infolge Zersetzung an der Oberfläche erscheinen kann. Unter gewissen Umständen könnte diese Wirkung schon nach einer Stunde eintreten, unter anderen überhaupt nicht. Es gibt chemische Einflüsse, welche den Leib für immer vor Zerstörung bewahren; dazu gehört zum Beispiel doppelt-chlorsaures Queckſilber. Doch abgesehen von der Zersetzung kann, was häufig vorkommt, im Magen eine Gaserzeugung infolge Gärung vegetabilischer Substanzen (oder in anderen Höhlungen infolge anderer Vorgänge) stattfinden, die genügt, den Körper so weit auszudehnen, daß er steigt. Die durch das Abfeuern einer Kanone erzielte Wirkung ist einfach eine Vibration. Diese kann entweder den Körper aus dem weichen Schlamm lösen, in den er eingebettet ist, und ihm so das Steigen ermöglichen, wenn andere Einflüsse ihn schon dazu vorbereitet haben, oder die Zähigkeit faulender Teile des Zellengewebes vermindern, so daß die Höhlungen sich nunmehr unter der Einwirkung des Gases auszudehnen vermögen.

Nachdem wir so den ganzen Gegenstand beherrschen, fällt es uns leicht, die Behauptung des ‚Etoile' zu beurteilen.

‚Die Erfahrung zeigt aber,' ſagt dieſes Blatt, ‚daß Leichen Ertrunkener oder ſofort nach dem Tode gewaltſam ins Waſſer Geworfener ſechs bis zehn Tage brauchen, ehe die Zerſetzung eingetreten iſt, die ſie an die Oberfläche bringt. Selbſt wenn man über einer unter Waſſer ruhenden Leiche eine Kanone abfeuert und ſo das Steigen der erſteren vor dem fünften oder ſechſten Tage veranlaßt, ſinkt ſie wieder unter, ſowie die Erſchütterung vorbei iſt.'

Dieſer ganze Abſatz erſcheint nun zuſammenhanglos und folgewidrig. Die Erfahrung zeigt *nicht*, daß Leichen Ertrunkener ſechs bis zehn Tage *brauchen*, bis die Zerſetzung ſo weit gediehen iſt, um ſie an die Oberfläche zu bringen. Vielmehr zeigen Wiſſenſchaft und Erfahrung, daß der Zeitpunkt ihres Emporſteigens unbeſtimmt iſt und notgedrungen ſein muß. Iſt überdies eine Leiche infolge eines Kanonenſchuſſes emporgeſtiegen, ſo wird ſie *nicht* ‚wieder unterſinken, ſowie die Erſchütterung vorbei iſt', nicht eher vielmehr, als bis die Zerſetzung ſo weit fortgeſchritten iſt, daß das entſtandene Gas entweichen kann. Doch ich möchte Ihre Aufmerkſamkeit auf den Unterſchied lenken, der gemacht iſt zwiſchen ‚Leichen Ertrunkener' und ‚Leichen ſofort nach dem Tode gewaltſam ins Waſſer Geworfener'. Obgleich der Schreiber einen Unterſchied zuläßt, bringt er doch beide in dieſelbe Kategorie. Ich habe gezeigt, wie es kommt, daß der Körper eines Ertrinkenden ſpezifiſch ſchwerer wird als die verdrängte Waſſermenge und daß man überhaupt nicht unterſinken würde, wenn man nicht in ſeiner Verzweiflung die Arme aus dem Waſſer ſtreckte und unter Waſſer Atembewegungen machte — Atembewegungen, die an Stelle der in den Lungen enthaltenen Luft Waſſer einführen. Dieſe Arm- und Atembewegungen würden aber

bei einem ‚sofort nach dem Tode gewaltsam ins Wasser Geworfenen' nicht vorkommen. Infolgedessen würde in letzterem Falle der Körper in der Regel überhaupt nicht untersinken — eine Tatsache, die dem ‚Etoile' offenbar unbekannt ist. Wenn die Zersetzung sehr weit fortgeschritten wäre — wenn das Fleisch zum großen Teil schon von den Knochen verschwunden wäre — dann, doch nicht eher, würde der Körper unsern Blicken entschwinden.

Und was haben wir nun von der Schlußfolgerung zu halten, daß die gefundene Leiche nicht die der Marie Rogêt sein könne, weil erst drei Tage vergangen waren, als man diese Leiche an der Oberfläche treibend fand? Ist sie eine Ertrunkene, so war sie, ein Weib, vielleicht überhaupt nicht untergegangen oder konnte, falls sie gesunken, in vierundzwanzig Stunden oder früher wieder emporgestiegen sein. Doch niemand vermutet hier ein Ertrinken. War das Weib aber tot, ehe es in den Fluß geriet, so hätte die Leiche jederzeit danach treibend gefunden werden können.

‚Aber', sagt der ‚Etoile', ‚hätte die Leiche in ihrem verstümmelten Zustand bis Dienstagnacht an Land gelegen, so hätte man Spuren von den Mördern finden müssen.' Hier ist es zunächst schwer, herauszufinden, was der Schreiber gewollt hat. Er will einen eventuellen Einwand gegen seine Theorie widerlegen — den Einwand nämlich, daß die Leiche zunächst zwei Tage an Land gelegen und rascher Verwesung unterworfen gewesen sein könne — rascherer Verwesung als im Wasser. Er nimmt an, daß sie in diesem Falle am Mittwoch an der Oberfläche aufgetaucht sein könne, und meint, daß dies nur unter solchen Umständen geschehen sein könne. Er hat es infolge-

dessen eilig, zu zeigen, daß sie nicht an Land gelegen hat, denn wenn das gewesen wäre, ‚hätte man Spuren von den Mördern finden müssen'. Ich denke, Sie lächeln über diese Schlußfolgerung. Sie können nicht einsehen, wieso ein längeres Anlandliegen der Leiche die Spuren der Mörder hätte vermehren sollen — auch ich kann das nicht verstehen.

‚Und fernerhin ist es äußerst unwahrscheinlich,' fährt die Zeitung fort, ‚daß Kerle, die einen solchen Mord begangen, den Leichnam ins Wasser geworfen haben sollten, ohne ihn durch einen Ballast zum Sinken zu bringen, wo solche Vorsichtsmaßregel doch so leicht getroffen werden kann.' Beachten Sie hier die lächerliche Gedankenverwirrung. Niemand — nicht einmal der ‚Etoile' — bestreitet, daß an dem aufgefundenen Körper ein Mord begangen worden. Die Spuren roher Vergewaltigung sind zu auffällig. Unseres Dialektikers Absicht geht nur dahin, zu zeigen, daß dieser Körper nicht mit Marie identisch ist. Er wünscht nachzuweisen, daß Marie nicht ermordet worden — nicht etwa, daß die Leiche es nicht sei. Dennoch beweist seine Äußerung nur diesen letzteren Punkt: Hier ist eine Leiche ohne beschwerendes Gewicht. Mörder würden beim Inswasserwerfen derselben nicht versäumt haben, ein Gewicht daran zu befestigen. Daher ist sie also nicht von Mördern hineingeworfen. Das ist alles, was bewiesen wird — wenn überhaupt etwas bewiesen wird. Die Frage der Identität wird nicht einmal berührt, und das Blatt hat sich furchtbare Mühe gemacht, lediglich das zu leugnen, was es einen Moment früher zugegeben. ‚Wir sind vollkommen überzeugt,' sagt es weiter, ‚daß die gefundene Leiche diejenige eines ermordeten Weibes war.'

Dies ist aber nicht das einzige Mal, daß unser Dialektiker sich selbst widerlegt. Seine offenbare Absicht ist, wie ich schon sagte, den Zwischenraum zwischen Maries Verschwinden und der Auffindung der Leiche so viel als möglich zu verringern. Dennoch sehen wir ihn den Punkt geltend machen, daß kein Mensch das Mädchen nach Verlassen ihrer Wohnung mehr gesehen hat. ‚Es ist nicht erwiesen,' sagt er, ‚daß Marie Rogêt am Sonntag, dem 22. Juni, nach neun Uhr noch unter den Lebenden weilte.' Da seine Beweisführung offenbar nur eine einseitige ist, hätte er wenigstens diese Sache außer acht lassen sollen; denn wäre es erwiesen, daß irgend jemand, sei es nun am Montag oder am Dienstag, Marie gesehen habe, so wäre der fragliche Zeitraum sehr vermindert und durch seine eigene Schlußfolgerung die Wahrscheinlichkeit verringert worden, daß die Leiche jene der Grisette sei. Es ist nichtsdestoweniger amüsant zu sehen, daß der ‚Etoile' auf diesem Punkt besteht, in der Überzeugung, daß er ihm für seine Beweisführung dienlich sei.

Lesen wir nun nochmals den Teil der Beweisführung, der sich auf die Identifizierung der Leiche durch Beauvais bezieht. Was das *Haar* auf den Armen anlangt, so ist der ‚Etoile' augenscheinlich in diesem Punkte unaufrichtig. Herr Beauvais ist kein Idiot und konnte unmöglich bezüglich der Identifizierung der Leiche nichts weiter geltend gemacht haben, als daß sie *Haare auf den Armen* habe. Kein Arm ist aber *ohne* Haare. Die Verallgemeinerung der Äußerung des ‚Etoile' ist einfach eine Verdrehung der Worte des Zeugen. Er muß von irgendeiner *Eigenart* dieses Haares gesprochen haben; es muß eine Besonderheit in der Farbe, der Menge, der Länge oder der Anordnung gewesen sein.

‚Ihr Fuß', sagt das Blatt, ‚war klein — so sind tausend Füße. Ihre Strumpfbänder sind überhaupt kein Beweis, ebensowenig ihre Schuhe, denn gleiche Schuhe und Strumpfbänder werden massenweise verkauft. Dasselbe ist von den Blumen auf ihrem Hut zu sagen. Eine Sache, auf die Herr Beauvais sich besonders stützt, ist die, daß die Schließe des Strumpfbands zurückgesetzt war, um es enger zu machen. Das besagt gar nichts; denn die meisten Frauen pflegen nicht die Strumpfbänder im Kaufladen anzuprobieren, sondern kaufen sich ein Paar und ändern es zu Hause entsprechend um.' Hier ist es schwer, den Schreiber ernst zu nehmen. Hätte Herr Beauvais auf seiner Suche nach Marie eine Leiche gefunden, die an Gestalt und Aussehen dem vermißten Mädchen ähnlich gewesen, so wäre er (ganz abgesehen von der Kleiderfrage) zu der Behauptung berechtigt gewesen, daß seine Suche Erfolg gehabt habe. Wenn außer der Übereinstimmung von Gestalt und Aussehen noch hinzukam, daß die Behaarung der Arme eine Eigenart aufwies, die er bei der lebenden Marie wahrgenommen, so mag seine Überzeugung sich verstärkt haben, und diese Zunahme wird zu der Seltsamkeit oder Ungewöhnlichkeit der Haarbildung im entsprechenden Verhältnis gestanden haben. Wenn überdies Maries Fuß schmal und jener der Leiche ebenso gewesen, so würde die Wahrscheinlichkeit, daß diese Leiche die der Marie war, nicht eine Verstärkung in lediglich arithmetischer, sondern eine solche in geometrischer oder akkumulativer Hinsicht erfahren. Und zu alledem Schuhe, wie Marie sie am Tage ihres Verschwindens getragen! Obgleich diese Schuhe ‚massenweise' verkauft werden, so steigt doch nun die Wahrscheinlichkeit bis an die Grenze der Gewißheit. Was an und für sich kein Identitätsbeweis

wäre, wird durch ſein Zuſammentreffen mit anderen zum ſicherſten Beweis. Finden wir nun noch Blumen auf dem Hut, die denen des vermißten Mädchens gleichen, ſo ſuchen wir keine weiteren Zeichen. Schon *eine* Blume würde genügen — wie nun, wenn es zwei oder drei oder gar mehr ſind? Jede hinzukommende vervielfältigt den Beweis, fügt nicht Erkennungszeichen zu Erkennungszeichen, ſondern multipliziert dieſe mit Hunderten und Tauſenden. Laſſen Sie uns nun noch bei der Leiche ſolche Strumpfbänder finden, wie die Lebende ſie getragen, und es iſt Torheit, noch weiter zu ſuchen. Doch dieſe Strumpfbänder ſind durch Zurückſetzen einer Schnalle enger gemacht, in derſelben Weiſe, wie Marie die ihrigen, nicht lange ehe ſie von Hauſe fortging, verändert hatte. Nun iſt es Wahnſinn oder Heuchelei weiterzuſuchen. Was der ‚Etoile' darüber ſagt, daß ſolches Engernähen der Strumpfbänder häufig vorgenommen werde, zeigt nichts als ſeine eigene Verranntheit. Die Elaſtizität der Strumpfbänder beweiſt allein ſchon die *Ungewöhnlichkeit* einer ſolchen Maßnahme. Was ſo beſchaffen iſt, daß es ſich ſelbſt anpaßt, braucht notwendigerweiſe nur ſelten paſſend geändert zu werden. Es muß im wahrſten Sinne des Wortes ein beſonderes Ereignis geweſen ſein, was das Engernähen von Maries Strumpfbändern nötig machte. Sie allein hätten ihre Identität zur Genüge nachgewieſen. Aber es war nun nicht ſo, daß man an der Leiche die Strumpfbänder der Vermißten oder ihre Schuhe oder ihren Hut oder die Blumen ihres Hutes fand, oder ihre kleinen Füße oder ein beſonderes Kennzeichen auf den Armen oder ihre Größe und Erſcheinung — man fand vielmehr jedes dieſer Dinge und *alle zuſammen*. Der ‚Etoile' hat es für klug gefunden, die kleinliche Rede-

weiſe der Rechtsgelehrten nachzuahmen, die ſich zum großen Teil damit begnügen, die Regeln und Formeln der Gerichtshöfe herunterzuſchnurren. Ich möchte hier bemerken, daß ſehr viel von dem, was ein Gericht als Beweis verwirft, dem Intellekt als beſter Beweis erſcheint. Denn das Gericht, das ſich zur Erlangung von Beweiſen nach den allgemeinen Grundregeln richtet — den feſtgeſetzten und gebuchten Grundregeln —, betrachtet eine abweichende Beweisführung als Abſchweifung. Und dieſes ſtandhafte Kleben an den Formeln, unter ſchärfſter Mißachtung aller dieſen zuwiderlaufenden Punkte, iſt wohl ein ſicherer Weg, das Maximum der ergründbaren Wahrheiten herauszufinden; aber es iſt nicht weniger gewiß, daß es zu ungeheuren Irrtümern führen kann.

Was die gegen Beauvais vorgebrachten Verdächtigungen betrifft, ſo werden Sie dieſe ohne weiteres abtun. Sie haben den wahren Charakter des guten Mannes erraten. Er iſt ſenſationsgierig, phantaſtiſch und beſchränkt und ſpielt ſich gerne ein bißchen auf. Wer ſo veranlagt iſt, wird ſich in Fällen wirklicher Aufregung leicht ſo benehmen, daß er ſich den Überſchlauen und Unwiſſenden verdächtig macht. Herr Beauvais hatte, wie es den Anſchein hat, ein perſönliches Interview mit dem Herausgeber des Blattes und kränkte dieſen, indem er, ungeachtet der Theorie des Herausgebers, ſeine Anſicht zu äußern wagte, daß die Leiche tatſächlich mit Marie identiſch ſei. ‚Er beſteht darauf,‘ ſagt das Blatt, ‚daß die Leiche jene der Marie ſei, weiß aber außer den Angaben, die wir hier einer Beurteilung unterzogen haben, nichts anzuführen, was auch für andere überzeugend wäre.‘ Ohne daß wir nun auf die Tatſache zurückkommen, daß ſtärkere Beweiſe, ‚die auch für andere überzeugend wären‘,

gar nicht erbracht werden könnten, so ist doch zu bemerken, daß in einem Fall wie dem vorliegenden ein Mann sehr wohl selbst überzeugt sein kann, ohne daß es ihm möglich wäre, einen einzigen Grund anzugeben, der für andere stichhaltig wäre. Nichts ist unbestimmter als das Gefühl für individuelle Identität. Jeder kann seinen Nachbar erkennen, dennoch gibt es wenig Anlässe, bei denen irgendeiner den Grund für dieses Erkennen anzugeben vermöchte. Der Herausgeber des ‚Etoile' hatte kein Recht, über Herrn Beauvais' unbegründete Überzeugung beleidigt zu sein. Die gegen diesen vorliegenden Verdachtsmomente passen viel besser zu meiner Hypothese eines sensationshungrigen Phantasten als zu des Artikelschreibers Vermutung, daß Beauvais der Schuldige sei. Neigen wir dieser milderen Auffassung zu, so gibt uns die Rose im Schlüsselloch, das ‚Marie' auf der Tafel keine Rätsel mehr auf. Wir verstehen nun das ‚Beiseiteschieben der männlichen Verwandten', sein ‚Widerstreben, den Verwandten die Besichtigung der Leiche zu gestatten,' die der Frau B. erteilte Warnung, daß sie bis zu seiner (Beauvais') Rückkehr kein Gespräch mit dem Gendarmen führen solle, und endlich sein offenbares Bestreben, ‚daß niemand außer ihm mit den Nachforschungen zu tun haben solle.' Es scheint mir außer Frage, daß Beauvais ein Verehrer Maries gewesen, daß sie mit ihm kokettierte und daß ihm daran lag, als ihr naher Freund und Vertrauter zu gelten. Ich habe über diesen Punkt nichts mehr zu sagen; und da die Tatsachen die Behauptung des ‚Etoile' bezüglich der Gleichgültigkeit von seiten der Mutter und der anderen Verwandten völlig widerlegt haben — einer Gleichgültigkeit, die unvereinbar war mit der Voraussetzung, daß sie die Leiche als jene des

vermißten Mädchens anerkannten —, ſo wollen wir nun fortfahren, als wäre die Frage der Identität zu unſerer vollen Zufriedenheit erledigt.“

„Und was“, fragte ich jetzt, „halten Sie von den Äußerungen des ‚Commercial‘?“

„Daß ſie weit mehr Beachtung verdienen als alle andern, die in der Sache vorgebracht worden ſind. Die aus den Prämiſſen gezogenen Schlüſſe ſind gewiſſenhaft und ſcharfſinnig; aber die Prämiſſen beruhen — in zwei Punkten wenigſtens — auf falſcher Beobachtung. Der ‚Commercial‘ wünſcht anzudeuten, daß Marie nicht weit vom Hauſe ihrer Mutter von einer Rotte roher Burſchen aufgegriffen worden ſei. ‚Es iſt unmöglich,‘ äußert er, ‚daß eine Tauſenden bekannte Perſönlichkeit wie dieſes junge Weib drei Häuſerquadrate durchqueren könnte, ohne erkannt zu werden.‘ Dies iſt die Anſchauung eines in Paris lange Anſäſſigen — eines im öffentlichen Leben Stehenden — und eines, deſſen Gänge ins Stadtinnere ſich meiſtens auf die Gegend öffentlicher Gebäude beſchränkten. Er iſt ſich bewußt, daß e r ſelten vom Bureau aus ein Dutzend Häuſerquadrate paſſiert, ohne erkannt und gegrüßt zu werden. Und nach dem Umfang ſeines eigenen Bekanntenkreiſes berechnet er jenen der Verkäuferin, findet keinen großen Unterſchied zwiſchen beiden und kommt ohne weiteres zu dem Schluß, daß ſie auf ihren Gängen ebenſooft erkannt werden müſſe, wie er ſelbſt auf ſeinen. Das könnte nur dann der Fall ſein, wenn ihre Gänge denſelben methodiſchen, einförmigen Charakter aufwieſen und ihnen dieſelben engen Grenzen gezogen wären wie den ſeinigen. Er macht ſeine Wege zu immer denſelben Zeiten, durch immer dieſelben Straßen, die voller Menſchen ſind, deren Intereſſen den ſeinigen

gleichen und die darum auch an ihm ein Interesse nehmen. Die Gänge Maries aber mögen im allgemeinen ein größeres Gebiet umfaßt haben. In diesem besonderen Fall ist es als sehr wahrscheinlich anzunehmen, daß sie eine von ihren gewohnten Wegen sehr abweichende Richtung nahm. Die Parallele, die, wie wir annehmen, der ‚Commercial' im Geiste zog, wäre nur dann aufrecht zu erhalten, wenn beide Personen die ganze Stadt durchquerten. Angenommen, der persönliche Bekanntenkreis wäre gleich groß, so wäre in diesem Falle auch die Möglichkeit einer gleichen Anzahl von Begegnungen dieselbe. Ich für mein Teil halte es nicht nur für möglich, sondern für mehr als wahrscheinlich, daß Marie zu jeder gewünschten Zeit irgendeinen der vielen Wege zwischen ihrer eigenen Behausung und der der Tante hätte nehmen können, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen, den sie kannte oder dem sie bekannt war. Wollen wir diese Frage ins rechte Licht rücken, so müssen wir uns immer das große Mißverhältnis vorstellen, das zwischen dem Bekanntenkreis selbst der bekanntesten Persönlichkeit in Paris und der Gesamtbevölkerung von Paris besteht.

Doch welche überzeugende Kraft die Vermutung des ‚Commercial' auch immer haben mag, sie wird sehr vermindert, wenn wir die Stunde in Betracht ziehen, zu der das Mädchen ausging. ‚Ihr Fortgang erfolgte zu einer Zeit, da die Straßen voller Menschen waren,' sagte der ‚Commercial'. Aber weit gefehlt! Es war um neun Uhr morgens. Nun sind an jedem Morgen um neun Uhr, mit Ausnahme des Sonntags, die Straßen der Stadt gedrängt voll. Am Sonntagmorgen um neun ist die Bevölkerung großenteils zu Hause und bereitet sich zum Kirchgang vor. Keinem Menschen mit Beobachtungs-

gabe kann es entgehen, wie geradezu vereinsamt die Straßen an jedem Feiertag von acht bis zehn Uhr morgens sind. Zwischen zehn und elf sind die Straßen überfüllt, nicht aber zu so früher Zeit wie der angegebenen.

Da ist noch ein Punkt, der einen Beobachtungsfehler von seiten des ‚Commercial' aufzuweisen scheint. Er sagt: ‚Aus dem Unterrock der Unglücklichen war ein zwei Fuß langes und ein Fuß breites Stück herausgerissen und ihr um Kopf und Kinn gebunden, vermutlich um sie am Schreien zu verhindern; das müssen Leute getan haben, die nicht im Besitze von Taschentüchern waren.' Inwiefern dieser Gedanke mehr oder weniger gut begründet ist, werden wir später sehen; aber unter ‚Leuten, die nicht im Besitze von Taschentüchern waren,' versteht der Herausgeber die niedrigste Klasse von Lumpen. Diese sind aber gerade die Art von Leuten, die man immer im Besitz von Taschentüchern sehen wird — selbst wenn sie nicht einmal Hemden haben. Sie müssen schon Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, wie geradezu unentbehrlich dem wirklichen Vagabunden in den letzten Jahren das Taschentuch geworden ist."

„Und was haben wir von dem Artikel im ‚Soleil' zu halten?" fragte ich.

„Daß es ungemein zu bedauern ist, daß sein Verfasser nicht als Papagei geboren worden — in welchem Falle er der bedeutendste Papagei seiner Zeit geworden wäre. Er hat lediglich die verschiedenen Einzelpunkte der bereits veröffentlichten Meinungen wiederholt, nachdem er sie mit lobenswertem Eifer aus diesem und jenem Blatt zusammengetragen. ‚Alle diese Dinge', sagte er, ‚haben offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen, und es kann also kein Zweifel sein, daß man die Stelle

der empörenden Gewalttat aufgefunden hat.' Die hier vom ‚Soleil' wiederangeführten Tatsachen sind weit davon entfernt, meine Zweifel in dieser Hinsicht zu beheben, und wir wollen sie späterhin in Verbindung mit einer andern Seite unseres Themas eingehender nachprüfen.

Zunächst müssen wir uns mit andern Beobachtungen befassen. Es muß Ihnen aufgefallen sein, wie außerordentlich oberflächlich die Untersuchung der Leiche gehandhabt wurde. Gewiß, die Frage der Identität war schnell entschieden — oder hätte es wenigstens sein müssen; aber es gab andere Dinge festzustellen. War die Leiche etwa geplündert worden? Hatte die Verstorbene, als sie von Hause fortging, irgendwelche Schmucksachen bei sich? Und wenn, hatte sie dieselben noch, als man ihre Leiche fand? Das sind wichtige Fragen, die bei der Untersuchung ganz übergangen wurden; und es gibt noch andere, ebenso wichtige, die unberücksichtigt blieben. Wir müssen versuchen, uns diese Fragen selbst zu beantworten. Der Fall St. Eustache muß nachgeprüft werden. Ich habe keinen Verdacht auf diesen Herrn, aber wir wollen methodisch vorgehen. Wir wollen den Wert seiner eidlichen Aussage darüber, wie und wo er den Sonntag verbracht, feststellen. In solchen Fällen sind Meineide nichts Seltenes. Sollte aber hier nichts Böses zu entdecken sein, so wollen wir St. Eustache aus unserm Forschungsgebiet ausscheiden. Sein Selbstmord, wie verdächtig er auch im Falle eines Meineids wäre, ist ohne solchen Meineid durchaus nichts so Unerklärliches, als daß es uns von der geraden Linie unserer Analyse abbringen könnte.

Mein Vorschlag geht nun dahin, den inneren sichtbaren Kern dieser Tragödie außer acht zu lassen und unserer

Aufmerksamkeit weitere Grenzen zu ziehen. Ein nicht geringer Fehler bei solcher Nachforschung ist das Beschränken derselben auf die unmittelbaren Ereignisse, unter völliger Nichtachtung der mittelbaren, nebensächlichen Umstände. Es ist eine üble Angewohnheit der Gerichte, Beweisaufnahme und Zeugenverhör auf das anscheinend Wichtige zu beschränken. Denn Erfahrung hat gezeigt, daß ein großer — vielleicht der größere Teil der Wahrheit aus dem scheinbar Unwichtigen geschöpft wird. Diesem Grundsatz folgend, hat sich die heutige Wissenschaft entschlossen, mit dem Unvorhergesehenen zu rechnen. Doch vielleicht verstehen Sie mich nicht. Die Geschichte menschlicher Erkenntnis hat uns so unausgesetzt gezeigt, wie wir den unrichtigen, nebensächlichen, zufälligen Ereignissen die wertvollsten Entdeckungen schulden, daß es schließlich nötig geworden ist, im weitesten Sinne den zufälligen Vermutungen, wenn sie auch ganz abseits vom gewöhnlichen Wege liegen, Beachtung zu schenken. Der Zufall ist als ein grundlegender Teil zur weiteren Nachforschung anerkannt worden; das Unvorhergesehene, Unvermutete legen wir den mathematischen Formeln zugrunde.

Ich wiederhole: es ist Tatsache, daß der größere Teil aller Wahrheiten aus dem Nebensächlichen gewonnen wurde; und in der Überzeugung von der Bedeutsamkeit dieser Erkenntnis möchte ich die Nachforschungen in unserm Fall hier von dem vielbegangenen und bisher unfruchtbaren Boden des Ereignisses selbst auf die ihm eng verknüpften Begleitumstände ablenken. Während Sie die Zeugeneide auf ihre Wahrhaftigkeit nachprüfen, will ich die Zeitungen in weiterem Sinne durchsuchen, als Sie es bisher getan haben. Bis jetzt haben wir nur das Feld

für unſere Nachforſchungen feſtgeſtellt; aber es wäre wirklich ſonderbar, wenn eine verſtändnisvolle Durchſicht der öffentlichen Blätter, wie ich ſie beabſichtige, uns nicht einige winzigen Andeutungen für die einzuſchlagende Richtung unſerer Suche einbrächte."

Dupins Anregung folgend, unterzog ich die eidlichen Ausſagen einer ſorgfältigen Nachprüfung. Das Reſultat war meine feſte Überzeugung von ihrer Wahrhaftigkeit und demnach von der Unſchuld St. Euſtaches. Währenddeſſen beſchäftigte ſich mein Freund mit einer Durchſicht der verſchiedenſten Zeitungsblätter, was mir als eine höchſt überflüſſige Umſtändlichkeit erſchien. Nach Verlauf einer Woche legte er mir folgende Auszüge vor:

‚Vor etwa dreieinhalb Jahren ereignete ſich ein Fall, der mit dem vorliegenden große Ähnlichkeit hat. Jene ſelbe Marie Rogêt verſchwand damals aus dem Parfümerieladen des Herrn Le Blanc im Palais Royal. Nach Ablauf einer Woche erſchien ſie jedoch wieder wohlbehalten im Geſchäft, nur daß ſie ungewöhnlich bleich war. Durch Herrn Le Blanc und ihre Mutter wurde bekanntgegeben, daß ſie eine Freundin auf dem Lande beſucht habe, und die ganze Angelegenheit wurde vertuſcht und vergeſſen. Wir nehmen an, daß ihr diesmaliges Verſchwinden einer ähnlichen Laune entſpringt und daß nach Verlauf einer Woche oder auch eines Monats Marie wieder auftaucht.' — Abendzeitung, Montag, 23. Juni.

‚Ein geſtriges Abendblatt erinnert an ein früheres geheimnisvolles Verſchwinden des Fräulein Rogêt. Es iſt bekannt, daß ſie die Woche ihrer Abweſenheit aus Herrn Le Blancs Parfümerieladen in Geſellſchaft eines jungen Marineoffiziers, der einen Ruf als leichtſinniger

Verführer hat, verbrachte. Eine Verurteinigung, so mutmaßt man, war die Urſache ihrer Rückkehr nach Hauſe. Wir kennen den Namen des in Frage ſtehenden Lotharío, der gegenwärtig in Paris ſtationiert iſt, unterlaſſen aber aus naheliegenden Gründen, ihn zu nennen.' — ‚Le Mercure', Dienstag, 24. Juni, morgens.

‚Eine abſcheuliche Gewalttat wurde vorgeſtern in der Nähe der Stadt verübt. Ein Herr, in Begleitung von Frau und Tochter, ließ ſich in der Dämmerung von ſechs jungen Leuten, die auf der Seine ziellos umherruderten, in ihrem Boote überſetzen. Am andern Ufer angekommen, ſtiegen die drei Paſſagiere aus und waren dem Boot bereits außer Sicht, als die Tochter gewahr wurde, daß ſie ihren Sonnenſchirm darin zurückgelaſſen. Sie kehrte um, ihn zu holen, wurde von der Bande ergriffen, in den Strom hinausgeſchleppt, geknebelt, vergewaltigt und ſchließlich nicht weit von der Stelle, wo ſie mit ihren Eltern das Boot beſtiegen, an Land geſetzt. Die Schurken ſind für den Augenblick entkommen, aber die Polizei iſt auf ihrer Spur, und mehrere werden bald gefaßt ſein.' — Morgenzeitung, 25. Juni.

‚Wir haben einige Zuſchriften erhalten, die das jüngſt begangene Verbrechen einem gewiſſen Mennais zur Laſt legen. Da dieſer Herr aber vor dem Unterſuchungsrichter ſeine Unſchuld nachweiſen konnte und da die Beweisführungen jener verſchiedenen Korreſpondenten mehr Übereifer als Scharfſinn zeigen, halten wir es nicht für ratſam, ſie zu veröffentlichen.' — Morgenzeitung, 28. Juni.

‚Es ſind uns von anſcheinend verſchiedenen Seiten mehrere Zuſchriften zugegangen, die in beſtimmteſtem

Ton behaupten, die unglückliche Marie Rogêt sei das Opfer einer der zahlreichen Banden von Herumstreichern geworden, die des Sonntags die Umgebung der Stadt unsicher machen. Dies stimmt mit unserer eigenen Meinung vollkommen überein. Wir werden versuchen, demnächst für einige dieser Beweisführungen hier Raum zu finden.' — Abendzeitung, Montag, 30. Juni.

‚Am Sonntag sah einer der beim Zolldienst beschäftigten Bootsknechte ein leeres Boot auf der Seine treiben. Die Segel lagen auf dem Boden des Bootes. Der Knecht vertaute es unterhalb des Zollgebäudes. Am andern Morgen aber war es von dort wieder verschwunden, ohne daß einer der Beamten darüber Rechenschaft zu geben wußte. Das Steuerruder liegt im Zollgebäude.' — ‚Le Diligence', Donnerstag, 26. Juni.

Als ich diese verschiedenen Auszüge las, schienen sie mir nicht nur nebensächlich, sondern ich konnte auch nicht einsehen, wie sie zu der vorliegenden Sache in Beziehung zu bringen sein sollten. Ich erwartete Dupins Erklärungen.

„Es ist vorläufig nicht meine Absicht," sagte er, „bei dem ersten und zweiten dieser Auszüge zu verweilen. Ich habe sie hauptsächlich deshalb herausgeschrieben, um Ihnen die geradezu verblüffende Nachlässigkeit der Polizei zu zeigen, die, soweit ich den Präfekten richtig verstanden habe, sich überhaupt nicht mit einem Verhör des betreffenden Marineoffiziers befaßt hat. Dennoch ist es wirklich Torheit, anzunehmen, daß zwischen dem ersten und zweiten Verschwinden Maries keine M ö g l i c h k e i t eines Zusammenhangs bestehe. Nehmen wir an, das erstmalige

Entweichen des Mädchens habe mit einem Streit zwiſchen den Liebenden und der Rückkehr der Enttäuſchten geendet. Nun ſind wir vorbereitet, ein zweites Entweichen (falls wir *wiſſen*, daß ein Entweichen ſtattgefunden) eher als die Folge eines Wiederanknüpfungsverſuchs des erſten Verführers anzuſehen, als daß wir etwa neue Anträge einer zweiten Perſon annehmen — wir glauben eher an ein Wiederanſpinnen des alten Liebesverhältniſſes als an den Beginn eines neuen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt wie zehn zu eins, daß eher der, der ſchon einmal mit Marie entflohen war, ſie zum zweitenmal zur Flucht auffordern würde, als daß ihr, der ſchon einmal jemand einen derartigen Antrag gemacht, nun wieder ein anderer denſelben Vorſchlag machen ſollte. Und hier laſſen Sie mich Ihre Aufmerkſamkeit darauf hinweiſen, daß die Zeit zwiſchen dem erſten feſtgeſtellten und dem zweiten vermuteten Fluchtverſuch gerade ein paar Monate mehr iſt, als eine Seefahrt unſerer Marineſoldaten zu dauern pflegt. Iſt der Liebhaber bei ſeinem erſten Bubenſtreich dadurch, daß er zur See mußte, geſtört worden, und hat er den erſten Augenblick der Rückkehr dazu benutzt, die noch nicht ganz erfüllten böſen Abſichten oder die *von ihm* noch nicht ganz erfüllten böſen Abſichten nun wahr zu machen? Von alledem wiſſen wir nichts.

Sie werden nun aber ſagen, beim zweiten Fall handle es ſich um keine Entführung. Gewiß nicht — doch können wir mit Beſtimmtheit die vereitelte Abſicht dazu verneinen? Außer St. Euſtache und vielleicht Beauvais ſehen wir keine anerkannten, keine ernſthaften Verehrer Maries. Von keinem anderen wird je geſprochen. Wer iſt denn da der geheimnisvolle Liebhaber, von dem die Verwandten und Bekannten (wenigſtens die meiſten von

ihnen) nichts wiſſen, doch mit dem Marie am Sonntagmorgen zuſammentrifft und der ſo ſehr ihr Vertrauen genießt, daß ſie keine Bedenken trägt, mit ihm in den einſamen Gehölzen an der Barrière du Roule zu verweilen, bis die Abenddämmerung ſinkt? Wer iſt dieſer geheimnisvolle Liebhaber, frage ich, von dem wenigſtens die meiſten Bekannten nichts wiſſen? Und was bedeutet die ſeltſame Prophezeiung Frau Rogêts am Morgen von Maries Fortgang: ‚Ich fürchte, ich werde Marie nie wiederſehen?‘

Doch wenn wir uns auch nicht vorſtellen, daß Frau Rogêt von dem Entführungsplan gewußt habe, können wir nicht wenigſtens bei dem Mädchen dieſes Wiſſen vermuten? Als ſie das Haus verließ, gab ſie zu verſtehen, daß ſie ihre Tante in der Rue des Drômes beſuchen wolle, und St. Euſtache wurde erſucht, ſie bei Dunkelwerden abzuholen. Dieſe Tatſache ſpricht allerdings auf den erſten Blick gegen meine Vermutung, doch laſſen Sie uns nachdenken. Daß ſie wirklich mit einem Begleiter zuſammentraf und mit ihm über den Fluß ſetzte und erſt um drei Uhr nachmittags an der Barrière du Roule ankam, iſt bekannt. Als ſie aber zuſtimmte, den Betreffenden zu begleiten (ganz gleich, aus welchem Grunde und ob ihre Mutter davon wußte oder nicht), mußte ſie ſich erinnern, welche Abſicht ſie beim Verlaſſen des Hauſes ausgeſprochen; ſie mußte ſich das Erſtaunen und den Argwohn St. Euſtaches, ihres erklärten Bräutigams, denken können, wenn er, zur angegebenen Stunde in der Rue des Drômes vorſprechend, entdecken würde, daß ſie gar nicht dageweſen war, und wenn er überdies, mit dieſer beunruhigenden Botſchaft in die Penſion zurückkehrend, gewahr werden würde, daß

sie noch immer nicht heimgekommen. Ich sage, sie muß an diese Dinge gedacht haben. Sie muß den Kummer St. Eustaches, den Argwohn aller vorausgesehen haben. Sie kann nicht vorgehabt haben, zurückzukehren und diesem Argwohn standzuhalten; wenn wir aber annehmen, daß sie nicht zurückzukehren beabsichtigte, so sehen wir, daß ihr der Argwohn der andern gleichgültig sein konnte.

Ihr Gedankengang wird etwa so gewesen sein: ‚Ich will mit einer bestimmten Person zusammentreffen, um mit ihr zu entfliehen — oder aus andern nur mir bekannten Gründen. Es ist nötig, jede Möglichkeit einer Störung fernzuhalten — wir müssen Zeit genug haben, der Verfolgung auszuweichen — ich werde zu verstehen geben, daß ich den Tag bei meiner Tante in der Rue des Drômes verbringen will — ich werde St. Eustache auftragen, mich nicht vor Dunkelwerden abzuholen — auf diese Weise wird meine Abwesenheit von Hause für einen möglichst langen Zeitraum erklärt, ohne Verdacht oder Beunruhigung zu wecken, und ich gewinne mehr Zeit, als wenn ich irgend etwas anderes vorgegeben hätte. Wenn ich St. Eustache bitte, mich bei Dunkelwerden abzuholen, wird er bestimmt nicht früher kommen; wenn ich aber ganz unterlasse, ihn dazu aufzufordern, verringert sich meine Zeit zur Flucht, da man meine Rückkehr früher erwarten, mein Fernbleiben also früher Beunruhigung erwecken wird. Wenn ich überhaupt zurückzukehren beabsichtigte — wenn ich nur den einen Tag in Gesellschaft des Betreffenden verbringen wollte — wäre es unklug von mir, St. Eustache zu bitten, mich abzuholen; denn wenn er es tut, entdeckt er mit Bestimmtheit, daß ich ihn hintergangen habe — was ich ihm vollkommen

verbergen könnte, wenn ich fortginge, ohne ein Ziel anzugeben, vor Dunkelwerden zurückkäme und dann angäbe, ich hätte meine Tante in der Rue des Drômes besucht. Da es aber meine Absicht ist, *nie* zurückzukehren — oder wenigstens für mehrere Wochen nicht — oder nicht, ehe gewisse Dinge geschehen sind —, ist das einzige, um was ich mich jetzt zu kümmern brauche, Zeit zu gewinnen.'

Sie haben aus Ihren Notizen gesehen, daß die allgemeine Auffassung in dieser traurigen Angelegenheit von Anfang an dahin geht, das Mädchen sei ein Opfer von Herumstreichern geworden. Nun ist die Volksmeinung in gewisser Beziehung keineswegs zu mißachten. Wenn sie aus sich selbst entsteht — sich in spontaner Weise äußert —, sollten wir sie wie eine Intuition einschätzen. In neunundneunzig von hundert Fällen würde ich für ihr sicheres Urteil eintreten. Aber es ist auffallend, daß wir hier keine Art *Eingebung* bemerken. So eine Ansicht muß durchaus im *Volke selbst entstanden*, seine eigenste Meinung sein; und der Unterschied ist oft äußerst schwer zu sehen und festzuhalten. Im vorliegenden Falle scheint es mir, als sei die ‚öffentliche Meinung' bezüglich einer Bande von Herumstreichern sehr beeinflußt durch den gleichzeitigen Vorfall, der in der dritten meiner Notizen dargelegt wird. Ganz Paris ist in Aufregung über die gefundene Leiche der Marie, eines jungen, schönen und vielgekannten Mädchens. Diese Leiche wird mit schweren Verletzungen im Strome aufgefischt. Nun ist aber bekannt geworden, daß zur selben Zeit, in der die Ermordung des Mädchens angenommen wird, eine ähnliche, wenn auch weniger grausame Untat, wie man sie an diesem jungen Mädchen festgestellt, von einer

Bande Herumſtreicher an einem anderen jungen Mädchen verübt worden iſt. Iſt es verwunderlich, daß die *eine* bekanntgewordene Schändlichkeit das öffentliche Urteil über die *andere* beeinflußt hat? Man brauchte für dies Urteil eine Richtung, und die eine Tat ſchien ſie auch für die andere anzugeben! Marie war im Fluß gefunden worden, und auf dieſem ſelben Fluß war die andere Untat begangen worden. Die beiden Ereigniſſe miteinander in Beziehung zu bringen, war ſo naheliegend, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn das Volk dies unterlaſſen hätte. In der Tat aber iſt — wenn irgend etwas — gerade die eine begangene Tat ein Beweis, daß der ſich faſt zu gleicher Zeit abſpielende zweite Fall *nicht* ſo verlaufen iſt. Es wäre doch wirklich mehr als ſeltſam, wenn zur ſelben Zeit in derſelben Stadt und an demſelben Ort, wo eine Bande Rohlinge eine unerhörte Schandtat verübte, unter denſelben Umſtänden eine andere Bande ganz das gleiche getan haben ſollte! Dies Wunderſame aber iſt es, was die Volksmeinung uns glauben machen will.

Ehe wir weiter urteilen, wollen wir die angebliche Mordſtelle im Gehölz an der Barrière du Roule betrachten. Dieſes Dickicht war ganz nahe an einer öffentlichen Straße. Es befanden ſich dort drei oder vier große Steine, die eine Art Sitz mit Lehne und Fußbank bildeten. Auf dem oberen Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem zweiten eine ſeidene Schärpe. Auch ein Sonnenſchirm, Handſchuhe und ein Taſchentuch wurden hier gefunden. Das Taſchentuch trug den Namen ‚Marie Rogêt'. An den benachbarten Büſchen hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zerſtampft, die Zweige waren geknickt, und alles deutete auf einen ſtattgehabten Kampf.

Ungeachtet der Einmütigkeit, mit der die Presse dieses Dickicht als den Mordplatz ansah, muß gesagt werden, daß die Sache doch anzuzweifeln war. Ich mag nun glauben oder nicht glauben, daß dies der Platz war — jedenfalls gab es hervorragenden Grund, zu zweifeln. Wäre, wie der ‚Commercial' annahm, die wahre Mordstelle in der Nähe der Rue Pavée Sainte Andrée gewesen, so hätte es die Verbrecher, falls sie noch in Paris weilten, erschrecken müssen, die öffentliche Aufmerksamkeit so ganz auf den richtigen Weg gebracht zu sehen, und in bestimmten Seelen wäre sofort der Gedanke an die Notwendigkeit aufgestiegen, diese Aufmerksamkeit abzulenken. Und da das Dickicht an der Barrière du Roule schon in Verdacht gezogen war, mag man leicht darauf verfallen sein, die Dinge dahin zu legen, wo sie dann gefunden worden sind. Obgleich der ‚Soleil' annimmt, die Sachen hätten wochenlang da gelegen, so ist doch kein wirklicher Beweis dafür vorhanden, daß es mehr als einige Tage waren; wohingegen es sehr wahrscheinlich ist, daß sie nicht die zwanzig Tage zwischen dem betreffenden Sonntag und dem Nachmittag, als die Knaben sie fanden, dagelegen haben konnten, ohne gesehen zu werden. ‚Sie waren sämtlich vom Regen durchfeuchtet und modrig geworden und klebten zusammen vor Moder', sagt der ‚Soleil'. ‚Das eine oder andere war hoch von Gras überwachsen. Die Seide des Sonnenschirms war kräftig, aber so verwittert und modrig, daß sie beim Öffnen des Schirms zerfiel.' Was nun das Gras anlangt, von dem sie ‚überwachsen' waren, so wissen wir, daß man diese Tatsache nur den Worten und also dem Gedächtnis zweier kleiner Knaben entnahm; denn diese Knaben nahmen die Sachen fort und trugen sie heim, ehe sie noch von dritter Seite

gesehen worden waren. Aber Gras wächst sehr rasch, und besonders bei warmem und feuchtem Wetter (wie es zur Mordzeit herrschte) kann es in einem einzigen Tage zwei bis drei Zoll wachsen. Ein Sonnenschirm, der auf einem kurzgeschorenen Rasen liegt, kann in einer einzigen Woche durch das aufschießende Gras den Blicken entzogen sein. Der Moder aber, von dem der ‚Soleil' so überzeugt ist, daß er das Wort in dem kurzen Absatz nicht weniger als dreimal gebraucht — weiß das Blatt wirklich nicht, was dieser Moder ist? Muß ihm gesagt werden, daß er zu einer jener zahlreichen Pilzarten gehört, deren Hauptmerkmal das Aufschießen und Vergehen innerhalb vierundzwanzig Stunden ist?

So sehen wir also mit einem Blick alles, was triumphierend zur Bekräftigung der Mutmaßung, daß die Sachen wenigstens drei oder vier Wochen dagelegen hätten, angeführt wurde, vollständig null und nichtig werden, sobald man den Tatsachen nachgeht. Andrerseits ist es ungeheuer schwer zu glauben, daß die Sachen länger als eine Woche — länger als von einem Sonntag zum andern — dort gelegen haben sollten. Wer die Umgebung von Paris kennt, weiß, wie außerordentlich schwer es ist, dort Einsamkeit zu finden. So etwas wie ein unentdecktes oder auch nur selten besuchtes Plätzchen inmitten der Wälder und Haine ist überhaupt nicht anzunehmen. Lassen Sie irgendeinen Naturschwärmer, den die Pflicht an Staub und Hitze der Großstadt fesselt — lassen Sie ihn selbst wochentags versuchen, seinen Durst nach Einsamkeit in der lieblichen Natur, die uns so nahe umgibt, zu stillen — auf Schritt und Tritt wird er den Zauber durch die Stimme und das Erscheinen eines Vagabunden oder einer Rotte betrunkener Strolche gestört finden. Im

dichteſten Buſchwerk wird er vergeblich Alleinſein ſuchen. Hier eben ſind die Orte, zu denen ſich die ſchlechten Elemente hingezogen fühlen — hier ſind die verrufenen Tempel. Mit Leid im Herzen wird der Wanderer ins ſündige Paris zurückfliehen als zu dem weniger ſchlimmen, weil weniger naturwidrigen Pfuhl der Verderbnis. Wenn aber die Umgebung der Stadt an Werktagen ſo bevölkert iſt, wie viel mehr an Feiertagen! Denn nun, befreit von den Forderungen der Arbeit oder der werktäglichen Gelegenheiten zum Verbrechen beraubt, ſucht der Strolch die nahen Wälder auf — nicht aus Liebe zum Landleben, das er in ſeinem Herzen verachtet, ſondern um beengenden Schranken zu entfliehen. Es verlangt ihn weniger nach friſcher Luft und grünen Bäumen als nach der völligen Freiheit dort draußen. Hier, im Wirtshaus an der Landſtraße oder unterm Blätterdach, gibt er ſich, verborgen vor allen unliebſamen Blicken, in Geſellſchaft ſeiner Genoſſen einer künſtlich geſchaffenen Heiterkeit hin — den vereinten Folgen der Ungebundenheit und des Branntweins. Ich ſage nicht mehr, als was jedem objektiven Beobachter einleuchten muß, wenn ich wiederhole: die Tatſache, daß die fraglichen Dinge länger als von einem Sonntag zum andern in irgendeinem Dickicht der nächſten Umgebung von Paris gelegen haben ſollten, wäre mehr als ein Wunder.

Aber wir bedürfen keiner weiteren Gründe für die Vermutung, daß die Gegenſtände in der Abſicht im Dickicht niedergelegt wurden, die Aufmerkſamkeit von der wahren Mordſtätte abzulenken. Laſſen Sie mich zuerſt auf das Datum der Auffindung der Dinge hinweiſen. Vergleichen Sie dasſelbe mit jenem des fünften Auszugs, den ich aus den Zeitungen gemacht. Sie werden finden,

daß die Entdeckung faſt ſofort nach den der Abendzeitung zugegangenen Hinweiſen erfolgte. Dieſe Zuſchriften, die aus verſchiedenen Quellen ſtammen ſollten, liefen alle in einen Punkt zuſammen — in den Hinweis, daß eine Herumſtreicherbande die Tat verübt und daß die Gegend der Barrière du Roule der Tatort ſei. Nun iſt der Verdacht hier natürlich nicht der, daß die Sachen als Folge dieſer Mitteilungen oder der von ihnen beeinflußten öffentlichen Meinung von den Knaben gefunden worden ſeien; doch der Verdacht liegt nahe, daß die Sachen nicht früher von den Knaben gefunden wurden, weil ſie eben früher nicht in dem Dickicht gelegen haben, ſondern erſt am Tage der betreffenden Mitteilungen oder kurz vor dieſem Tage von den Verfaſſern der Zuſchriften ſelbſt hingelegt worden waren.

Dieſes Dickicht war von beſondrer Art. Es war ungewöhnlich dicht. Hinter ſeinen grünen Wällen befanden ſich drei ſeltſame Steine, die eine Art Sitz mit Lehne und Fußbank bildeten. Und dieſes ſo anmutige Plätzchen lag in der nächſten Nähe — nur wenige Ruten entfernt — von der Behauſung der Frau Deluc, deren Knaben die umliegenden Gebüſche nach der Rinde des Saſſafras zu durchſtöbern pflegten. Wäre es übereilt, eine Wette einzugehen, daß nie ein Tag verging, ohne daß wenigſtens einer der Jungen auf dem natürlichen Thron in der ſchattigen Laube geſeſſen? Wer zögern würde, dieſe Wette anzunehmen, iſt entweder ſelbſt nie ein Junge geweſen, oder er hat die kindliche Natur vergeſſen. Ich wiederhole: es iſt kaum zu begreifen, daß die Sachen mehr als ein oder zwei Tage unentdeckt in jenem Dickicht gelegen haben ſollten, und daher haben wir trotz der Unwiſſenheit des ‚Soleil' allen Grund,

anzunehmen, daß sie an einem verhältnismäßig späten Datum an der Fundstelle niedergelegt wurden.

Doch es gibt noch andere und triftigere Gründe für diese Annahme, als ich bisher vorgebracht habe. Lassen Sie mich auf die so überaus auffällige Anordnung der Gegenstände hinweisen. Auf dem oberen Steine lag ein weißer Unterrock; auf dem zweiten eine seidene Schärpe; rundum verstreut lagen ein Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen ‚Marie Rogêt'. Hier haben wir so recht eine Anordnung, wie sie einer vorgenommen haben würde, der den Anschein erwecken wollte, daß die Sachen seit dem Morde da gelegen hätten. Mir schiene es natürlicher, wenn die Sachen alle am Boden gelegen und zertrampelt gewesen wären. Bei dem engen Raum in jenem Buschwerk wäre es kaum möglich gewesen, daß Unterrock und Schärpe während des Hin und Her mehrerer miteinander ringender Menschen auf den Steinen liegen geblieben wären. ‚Alle Anzeichen', so heißt es, ‚deuteten auf einen stattgehabten Kampf, die Erde war zerstampft, die Zweige waren geknickt' — aber Unterrock und Schärpe werden gefunden, als hätten sie weit aus dem Bereich des Kampfes gelegen. ‚Die an den Büschen hängenden Kleiderfetzen hatten eine Größe von drei zu sechs Zoll. Ein Fetzen war der Saum des Kleides und war geflickt; ein anderer war ein Stück vom Unterrock, aber nicht der Saum. Sie glichen abgerissenen Streifen.' Hier hat der ‚Soleil' unbeabsichtigt eine sehr verdächtige Wendung gebraucht. Die beschriebenen Stücke gleichen in der Tat abgerissenen Streifen — aber absichtlich und mit der Hand abgerissenen. Es ist einer der seltensten Zufälle, daß von irgendeinem der genannten Kleidungsstücke ein Fetzen durch einen Dorn heraus-

gerissen wird. Bei der Art solcher Stoffe aber wird ein Dorn oder Nagel, der sich in sie verfängt, sie rechtwinklig auseinanderreißen — in zwei längliche Risse, die da, wo der Dorn eingedrungen, zusammentreffen — aber es ist kaum je möglich, das Stück ‚herausgerissen' zu sehen. Weder Sie noch ich haben das je erlebt. Um aus solchen Stoffen ein Stück *herauszureißen*, bedarf es wohl immer zweier verschiedener Kräfte, die in zwei verschiedenen Richtungen tätig sind. Wenn der Stoff zwei Enden hat — wenn es zum Beispiel ein Taschentuch wäre, von dem man einen Fetzen abzureißen wünschte —, dann und nur dann würde die eine Kraft genügen. Doch im vorliegenden Falle handelt es sich um ein Kleid, das nur einen Rand hat. Nur ein Wunder konnte bewirken, daß Dornen aus den inneren Stoffteilen, wo kein Rand sich bietet, einen Fetzen herauszureißen imstande wären — und ein *einzelner* Dorn würde es nie fertig bringen. Doch selbst wo ein Rand vorhanden ist, bedarf es zweier Dornen, von denen der eine in zwei verschiedenen und der andere in einer Richtung arbeitet — und das unter der Voraussetzung, daß der Rand ungesäumt ist. Ist ein Saum vorhanden, so ist es beinahe ein Unding. Wir sehen also die zahlreichen und großen Hindernisse, die dem ‚Herausreißen' von Fetzen durch ‚Dornen' im Wege stehen; dennoch sollen wir glauben, daß nicht nur ein Stück, sondern viele so herausgerissen wurden. Und eins der Stücke war noch dazu der Saum! Ein anderes war aus dem Unterrock, nicht der Saum — war also aus dem inneren Stoffteil mittels Dornen vollständig herausgerissen! Dies, sage ich, sind Dinge, denen mit Unglauben zu begegnen verzeihlich ist. Dennoch bilden sie zusammengenommen vielleicht weniger Gründe zum Argwohn als

der eine verblüffende Umſtand, daß die Dinge von Mördern, die vorſichtig genug waren, die Leiche fortzuſchaffen, in dieſem Dickicht zurückgelaſſen ſein ſollten. Sie hätten mich aber falſch verſtanden, wenn Sie meinen, ich beabſichtigte, nachzuweiſen, daß das Dickicht als Tatort nicht in Frage komme. Das Unrecht mag hier oder wahrſcheinlicher bei Frau Deluc geſchehen ſein. Doch das iſt im Grunde ein nebenſächlicher Punkt. Wir machen nicht den Verſuch, den Tatort zu entdecken, ſondern die Täter. Was ich anführte, geſchah, ungeachtet der peinlichen Sorgfalt, mit der es geſchah, erſtens, um die Albernheit der poſitiven und überſtürzten Behauptungen des ‚Soleil' nachzuweiſen; zweitens aber und hauptſächlich, um auf allernatürlichſtem Wege Zweifel in Ihnen zu wecken, daß dieſer Mord das Werk einer Bande von Strolchen geweſen iſt.

Wir wollen dieſe Frage beantworten, indem wir uns der empörenden Einzelheiten erinnern, die der mit der Unterſuchung betraute Wundarzt feſtſtellte. Es braucht nur geſagt zu werden, daß ſeine veröffentlichten Schlußfolgerungen hinſichtlich der Zahl der Strolche als ungerechtfertigt und unbegründet ehrlich verlacht worden ſind — und zwar von den angeſehenſten Anatomen von Paris. Nicht, daß die Sache nicht ſo geweſen ſein dürfte, wie er gefolgert, ſondern daß überhaupt kein Grund vorhanden war, ſo zu folgern — war das nicht Grund genug zu einer anderen Vermutung?

Prüfen wir nun die ‚Spuren eines Kampfes', und laſſen Sie mich fragen, was dieſe Spuren beweiſen ſollten. Eine Bande Strolche! Aber beweiſen ſie nicht gerade das Gegenteil? Welch ein Kampf konnte ſtattgefunden haben — ein Kampf, ſo heftig und lang-

dauernd, daß er nach allen Seiten Spuren hinterließ — zwiſchen einem ſchwachen und wehrloſen Mädchen und einer Bande Strolche? Ein paar kräftige Arme zum Zupacken — und alles wäre erledigt geweſen! Das Opfer wäre ihrem Willen vollſtändig unterworfen geweſen. Sie müſſen im Auge behalten, daß die gegen das Dickicht als Tatort vorgebrachten Argumente nur dann ſtichhaltig ſind, wenn es ſich um *mehr als einen* Täter handeln ſollte. Wenn wir nur einen Mörder annehmen, ſo können wir begreifen, daß ein Kampf ſtattgefunden hat, heftig genug, um ſichtbare Spuren zu hinterlaſſen.

Und noch einmal! Ich erwähnte ſchon, daß dieſe Vermutung vor allem durch die Tatſache erweckt wird, daß die fraglichen Gegenſtände im Dickicht belaſſen wurden. Es ſcheint geradezu ausgeſchloſſen, daß dieſe Schuldbeweiſe zufällig am Fundort liegengeblieben ſeien. Es war (ſo ſcheint es) Geiſtesgegenwart genug vorhanden, die Leiche fortzuſchaffen; und da ſollte man einen weit überzeugenderen Beweis als die Leiche ſelbſt (deren Züge infolge der Verweſung ſchnell unkenntlich geworden wären) offen am Mordplatz liegenlaſſen? Ich meine das Taſchentuch der Verſtorbenen. Wenn das ein Zufall war, ſo konnte dieſer Zufall unmöglich bei einer ganzen Bande von Mordbuben vorgekommen ſein. Wir können ein ſolches Verſehen nur einem einzelnen zutrauen. Laſſen Sie ſehen! Ein einzelner hat den Mord begangen. Er iſt allein mit dem Geiſt der Abgeſchiedenen. Er iſt entſetzt über den regungsloſen Körper da vor ihm. Die Raſerei der Leidenſchaft iſt vorbei, und ſein Herz hat Raum genug für die natürliche Folge der Tat — für das Entſetzen. Ihm fehlt die Zuverſicht, die die Gegenwart anderer dem

einzelnen verleiht. Er ist allein mit der Toten. Er zittert und ist fassungslos. Dennoch ist es nötig, sich der Leiche zu entledigen. Er trägt sie zum Fluß, läßt aber die anderen Schuldbeweise hinter sich; denn es ist schwer, wenn nicht unmöglich, die ganze Last auf einmal zu tragen, und es wird leicht sein, wiederzukommen und das Zurückgelassene zu holen. Doch während seiner mühsamen Wanderung zum Wasser verdoppeln sich seine Ängste. Nachtgeräusche umtönen seinen Weg. Ein dutzendmal hört er den Schritt eines Spähers — glaubt ihn zu hören. Selbst die Lichter der Stadt erschrecken ihn. Endlich aber und nach langen und häufigen Pausen halber Ohnmacht erreicht er das Ufer des Flusses und entledigt sich seiner gespenstischen Last — vielleicht mit Hilfe eines Bootes. Doch nun — welchen Schatz böte die Welt — welche Rachedrohung könnte sie haben, die Macht hätte, den einsamen Mörder zu bewegen, jenen qualvollen und gefährlichen Pfad nach dem Dickicht und seinen grausenhaften Gegenständen zurückzukehren? Er geht nicht zurück, mögen die Folgen sein, welche sie wollen. Sein einziger Gedanke ist sofortige Flucht. Er wendet jenem furchtbaren Buschwerk für immer den Rücken und enteilt wie von Furien gejagt.

Doch wie nun eine ganze Bande? Ihre Zahl würde sie mit Zuversicht erfüllt haben, wenn überhaupt je in der Brust des Strolches an Zuversicht Mangel wäre. Ihre Zahl, sage ich, würde den verwirrenden und lähmenden Schrecken, der den einzelnen befallen, gar nicht haben aufkommen lassen. Könnten wir uns bei einem oder zweien oder dreien ein zufälliges Versehen denken — ein vierter würde es wieder gut gemacht haben! Sie würden nichts hinter sich gelassen haben; denn ihre Zahl

hätte es ihnen ermöglicht, alles auf einmal zu tragen. Sie hätten nicht nötig gehabt, zurückzukehren.

Bedenken Sie ferner den Umstand, daß ‚aus dem Oberkleid ein Streifen von etwa einem Fuß Breite vom unteren Saum bis zur Taille auf-, aber nicht abgerissen war. Er war dreimal um die Hüften geschlungen und im Rücken zu einer Art Henkel verknotet.' Dies war in der offenbaren Absicht geschehen, einen Handgriff zu schaffen, an dem die Leiche sich tragen ließe. Doch würden mehrere Männer auf den Einfall gekommen sein, sich solch ein Hilfsmittel zu schaffen? Dreien oder vieren hätten die Arme und Beine der Leiche nicht nur einen genügenden, sondern den allerbesten Halt geboten. Der Einfall kann nur einem einzelnen gekommen sein, und dies führt uns auf die Erscheinung, daß ‚zwischen Dickicht und Fluß die Hecken umgebrochen waren und der Boden zeigte, daß hier eine schwere Last entlang geschleppt worden war.' Aber würden mehrere Männer sich die überflüssige Mühe gemacht haben, eine Hecke umzubrechen, um eine Leiche hindurchzuzerren, die sie mit Leichtigkeit über jede Hecke hätten hinüberheben können? Würden mehrere Männer eine Leiche überhaupt so geschleift haben, daß davon deutlich sichtbare Beweise zurückblieben?

Und hier müssen wir uns einer Bemerkung des ‚Commercial' zuwenden, über die ich bereits teilweise mein Urteil abgegeben. ‚Aus dem Unterrock der Unglücklichen', heißt es da, ‚war ein zwei Fuß langes und ein Fuß breites Stück herausgerissen und ihr um Kopf und Kinn gebunden, vermutlich um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen Leute getan haben, die nicht im Besitz von Taschentüchern waren.'

Ich ſprach ſchon vorhin die Vermutung aus, daß ein echter Herumtreiber nie ohne Taſchentuch ſei. Doch nicht auf dieſe Tatſache will ich jetzt beſonders hinweiſen. Daß es nicht der Mangel eines Taſchentuches war, weshalb das Band geknüpft wurde, iſt durch das im Dickicht gelaſſene Taſchentuch erſichtlich; und daß das Band auch nicht geknüpft worden, ‚um ſie am Schreien zu verhindern,‘ zeigt ſich auch eben daran, daß es dem dazu ſo viel beſſer geeigneten Taſchentuch vorgezogen worden. Aber die Beweisaufnahme ſagt von jenem Streifen: ‚er lag loſe um den Hals und war mit feſtem Knoten geſchloſſen.‘ Dieſe Worte ſind unklar genug, weichen aber von denen des ‚Commercial‘ einigermaßen ab. Der Streifen war achtzehn Zoll breit und mußte darum, obgleich von Muſſelin, der Länge nach zuſammengefaltet, eine kräftige Feſſel bilden. Und ſo gefaltet wurde er gefunden.

Meine Folgerung iſt ſo: Nachdem der einſame Mörder die Leiche eine Strecke lang an dem um die Taille angebrachten Henkelband getragen hatte (ſei es nun vom Dickicht oder von ſonſtwo her), ſchien ihm der Transport der Laſt auf dieſe Weiſe zu ſchwer. Er beſchloß, ſie zu ſchleifen — die Beweiſe zeigen, daß er das getan hat. Da er alſo dieſe Abſicht hatte, war es notwendig, ſo etwas wie einen Strick an einem der Gliedmaßen zu befeſtigen. Am beſten ließ ſich dergleichen am Halſe anbringen, wo der Kopf ein Abrutſchen verhindern würde. Und nun fiel dem Mörder ohne Frage das Band um die Hüften ein. Er würde dieſes genommen haben, wäre es nicht ſo feſt um den Leib geſchlungen geweſen, auch war der Henkel daran hinderlich und ferner die Tatſache, daß dieſer Streifen ja nicht ‚abgeriſſen‘ war, ſondern noch im Kleide feſtſaß. Es war einfacher, einen neuen Streifen aus dem Unter-

rock zu reißen. Das tat er, befestigte ihn um den Hals und schleifte so sein Opfer zum Flußufer. Daß diese Schlinge, die nur mit Mühe und Zeitverlust zu erlangen gewesen und wenig zweckentsprechend war — daß diese Schlinge überhaupt gebraucht wurde, beweist, daß die Umstände, die ihre Anwendung notwendig machten, erst eintraten, als das Taschentuch nicht mehr erreichbar war, das heißt, eintraten, nachdem das Dickicht (falls es das Dickicht war) bereits verlassen worden — also auf dem Weg zwischen Dickicht und Fluß.

Aber, werden Sie sagen, das Zeugnis Frau Delucs weist ausdrücklich auf die Anwesenheit einer Bande von Strolchen in der Gegend des Dickichts und zur ungefähren Mordzeit hin. Das gebe ich zu. Es soll mich wundern, wenn nicht in der Gegend der Barrière du Roule und zu jener Zeit ein Dutzend Banden, wie Frau Deluc sie beschrieben, sich herumgetrieben haben sollten. Aber die Bande, die sich die Ungnade Frau Delucs zugezogen, ist laut der verspäteten und zweifelhaften Aussage der alten Dame die einzige, die ihren Kuchen gegessen und ihren Schnaps getrunken, ohne dafür zu bezahlen. Et hinc illae irae!

Doch was besagt die bestimmte Aussage der Frau Deluc? Eine Bande übler Subjekte erschien bei ihr, benahm sich frech, aß und trank, ohne zu zahlen, ging in der Richtung davon, die vorher das Pärchen eingeschlagen, kam zur Dämmerzeit zurück und setzte in großer Eile über den Fluß.

Nun erschien dieser Rückzug Frau Deluc sicher eiliger, als er in Wirklichkeit war, eilig, weil sie noch immer auf Bezahlung gehofft hatte. Nie hätte sie sonst etwas an der Eile der Leute finden können, da es doch zur

Dämmerzeit war? Es ist doch wahrlich nichts Verwunderliches, daß selbst Herumtreiber Eile haben, heim zu kommen, wenn ein breiter Fluß in kleinen Booten überquert werden muß, wenn ein Sturm heraufzieht und wenn die Nacht naht.

Ich sage naht; denn noch war sie nicht da. Es war erst Dämmerzeit, als die unhöfliche Eile der ‚Bösewichter' die gute Frau Deluc beleidigte. Aber uns wurde gesagt, daß Frau Deluc und ihr ältester Sohn an demselben Abend ‚in der Nähe des Gasthofs eine Frauenstimme schreien hörten' Und mit welchen Worten bezeichnet Frau Deluc die Abendzeit, zu der diese Schreie vernommen worden? Es war ‚bald nach Dunkelwerden', sagte sie. Aber bald nach Dunkelwerden ist zum mindesten dunkel und ‚zur Dämmerzeit' ist bestimmt noch bei Tageslicht. Es ist also vollkommen klar, daß die Bande die Barrière du Roule verlassen hatte, ehe Frau Deluc jene Schreie vernahm. Und obgleich bei den zahlreichen Wiedergaben der Zeugenberichte die von den Zeugen gebrauchten Ausdrücke deutlich und unverändert angewendet wurden, genau wie ich sie in diesem Gespräch mit Ihnen angewendet habe, ist doch weder von den öffentlichen Blättern noch von der Polizei der Unterschied in den beiden Ausdrücken der Zeugin festgestellt worden.

Ich will den gegen eine größere Bande angeführten Gründen nur noch einen hinzufügen, dieser eine aber fällt, wenigstens für meine Begriffe, entscheidend ins Gewicht. Unter den vorliegenden Umständen einer ungeheuer großen Belohnung und völliger Straffreiheit kann keinen Moment angenommen werden, daß ein Mitglied einer Bande gemeiner Strolche oder irgendwelcher

Kerle überhaupt seine Schuldgenossen nicht verraten haben sollte. Jeder einzelne solch einer Bande ist weniger auf die Belohnung oder die Straffreiheit versessen als ängstlich, verraten zu werden. Er verrät schnell und ohne Besinnen, damit er selbst nicht verraten werde. Daß das Geheimnis nicht aufgedeckt worden, ist der allerbeste Beweis dafür, daß es eben wirklich ein Geheimnis ist. Die Schrecken dieser dunklen Tat sind außer Gott nur einem oder zwei lebenden Wesen bekannt.

Lassen Sie uns nun die mageren, doch einwandfreien Früchte unserer langen Analyse zusammenzählen. Wir sind dahin gekommen, entweder einen tötlichen Unfall unter dem Dache der Frau Deluc oder einen im Dickicht an der Barrière du Roule begangenen Mord anzunehmen — einen Mord, den ein Liebhaber oder wenigstens ein intimer und geheimer Freund der Verstorbenen begangen. Dieser Freund ist von dunkler Hautfarbe. Diese Farbe, der ‚Henkel' am Tragband und der ‚Seemanns-Knoten', mit dem die Hutbänder zusammengebunden waren, deuten auf einen Seemann. Sein Verhältnis zu der Verstorbenen, einem verwegenen, aber nicht verworfenen Mädchen, kennzeichnete ihn als über den gemeinen Matrosen stehend. Hierin bestärken uns die gut und überzeugend geschriebenen Mitteilungen, die den Zeitungen zugegangen sind. Der Umstand jener ersten Entführung legt den Gedanken nahe, diesen Seemann mit jenem vom ‚Mercure' erwähnten ‚Marine-Offizier', der damals das Mädchen zu unrechtem Tun verleitet, zu identifizieren.

Und hierher paßt nun sehr gut die auffallende Tatsache, daß jener Mann mit der dunklen Gesichtsfarbe bisher nicht wieder aufgetaucht ist. Ich möchte nochmals bemerken, daß er von dunkler Gesichtsfarbe ist — sie muß

ſchon außergewöhnlich dunkel ſein, da ſie das einzige Merkmal bildet, das ſowohl Valence als Frau Deluc für den Betreffenden anzugeben wiſſen. Aber warum iſt dieſer Mann abweſend? Wurde er von der Bande gemordet? Und wenn, wieſo waren nur Spuren des Mädchens zu finden? Der Tatort für beide Morde muß natürlich als ein und derſelbe angenommen werden. Und wo iſt ſeine Leiche? Die Mörder hätten ſich doch wahrſcheinlich beider Leichen in gleicher Weiſe entledigt. Man könnte aber ſagen, der Mann lebt und meldet ſich nicht, aus Angſt, daß ihm der Mord zur Laſt gelegt werde. Dieſe Betrachtung könnte ihm jetzt — zu ſo ſpäter Zeit — gekommen ſein, nachdem ausgeſagt worden, daß man ihn mit Marie geſehen hat, ſie hätte aber zur Zeit der Tat keine Bedeutung gehabt. Der erſte Impuls eines Unſchuldigen hätte doch ſein müſſen, die Untat anzuzeigen und zur Feſtſtellung der Mordbuben mitzuwirken. Dieſe Klugheit hätte ihn gerettet. Er war mit dem Mädchen geſehen worden. Er hatte mit ihr in einem öffentlichen Fährboot den Fluß gekreuzt. Die Denunzierung der Mörder hätte ſelbſt einem Idioten als ſicherſtes und einziges Mittel erſcheinen müſſen, ſich ſelbſt vom Verdacht zu reinigen. Wir können nicht annehmen, daß er an den Ereigniſſen jener Sonntagnacht erſtens unſchuldig ſei und zweitens auch von der Greueltat nichts wiſſe. Dennoch iſt nur unter ſolchen Umſtänden die Tatſache zu erklären, daß er — falls er am Leben — die Denunzierung der Mörder unterließ.

Und welche Mittel beſitzen wir, die Wahrheit zu ergründen? Wir werden ſehen, wie dieſe Mittel während unſeres Fortſchreitens ſich multiplizieren und klarere Geſtalt annehmen. Wir müſſen die Geſchichte der erſten

Entführung bis zu Ende verfolgen, müssen das ganze Leben und Treiben des ‚Offiziers', seine gegenwärtige Tätigkeit, sein Tun und Lassen zur Zeit des Mordes in Erfahrung bringen. Wir müssen die der ‚Abendzeitung' zugegangenen Zuschriften, sowohl Stil wie Handschrift, sorgfältig miteinander und mit den schon früher der ‚Morgenzeitung' zugegangenen vergleichen, die so heftig darauf bestanden, daß Mennais der Schuldige sei. Und all dies getan, müssen wir diese sämtlichen Schreiben mit der wohlbekannten Handschrift jenes Offiziers vergleichen. Wir müssen versuchen, aus Frau Deluc und ihren Knaben sowie dem Omnibuskutscher Valence etwas mehr über die äußere Erscheinung und das Benehmen des ‚Mannes mit der dunklen Gesichtsfarbe' herauszubekommen. Es muß klug gestellten Fragen gelingen, von diesem oder jenem Informationen über diesen speziellen Punkt oder auch über andere zu erhalten — Informationen, von denen die Leute selbst nicht einmal wissen mögen, daß sie sie besitzen.

Doch wenden wir uns nun dem Boot zu, das der Bootsknecht am Montagmorgen, am dreiundzwanzigsten Juni, aufgriff und das, ohne daß die wachhabenden Beamten etwas bemerkten und ohne Steuerruder kurz vor Auffindung der Leiche vom Zollgebäude wieder verschwunden war. Mit genügender Um- und Vorsicht müssen wir unfehlbar das Boot ausfindig machen; denn nicht nur, daß der Bootsmann, der es aufgriff, es identifizieren kann, — wir haben auch das Steuerruder als Beweis. Einer mit einem ruhigen Gewissen hätte wohl kaum das Steuerruder eines Segelbootes so ohne weiteres im Stich gelassen. Und hier lassen Sie mich eine Frage aufwerfen. Über die Auffindung des Bootes wurde nichts

bekanntgegeben; es wurde ſtillſchweigend am Zollgebäude angekettet und ebenſo heimlich wieder fortgeholt. Wie aber konnte ſein Beſitzer, ohne Mitteilung erhalten zu haben, ſchon am Dienstagmorgen wiſſen, wo am Montag das Boot aufgegriffen worden war, wenn wir nicht annehmen, daß der Betreffende mit der Seine-Schiffahrt Beſcheid wußte, daß dauernde perſönliche Beziehungen ihm hier die Kenntnis aller lokalen Geſchehniſſe ſofort verſchafften?

Als ich davon ſprach, wie der einſame Mörder ſeine Laſt zum Ufer ſchleifte, erwähnte ich ſchon die Möglichkeit, daß er ſich ein Boot verſchafft habe. Das iſt ſehr wahrſcheinlich der Fall geweſen. Die Leiche durfte den ſeichten Waſſern am Ufer nicht anvertraut werden. Die eigentümlichen Wunden auf Rücken und Schultern des Opfers ſtammen von den Bodenrippen eines Bootes. Daß die Leiche ohne Belaſtung gefunden wurde, trägt zu meiner Anſicht bei. Wäre ſie vom Ufer aus ins Waſſer geworfen worden, ſo wäre eine Belaſtung gewiß nicht unterblieben. Wir können uns das Fehlen einer ſolchen nur ſo erklären, daß der Mörder es verſäumt hatte, ſich, ehe er vom Ufer abſtieß, mit Ballaſt zu verſehen. Als er die Leiche dem Waſſer übergab, wird er zweifellos das Verſäumnis bemerkt haben; doch da war nichts mehr zur Hand. Man wollte lieber die Gefahr auf ſich nehmen, als noch einmal ans fluchbeladene Ufer zurückkehren. Als er ſich ſeiner unheimlichen Laſt entledigt hatte, trieb es den Mörder zur Stadt zurück. An dunkler, geeigneter Stelle ſprang er ans Land. Aber das Boot — würde er es feſtgelegt haben? Er wird es zu eilig gehabt haben, um ſich um ſo etwas zu kümmern. Und außerdem, hätte er es am Landungsplatz verankert, ſo hätte er damit ſelbſt Zeugnis gegen ſich abgelegt. Sein natürlicher Gedanke mußte ſein,

so weit wie möglich alles von sich zu werfen, was zu seinem Verbrechen in Beziehung stand. Er wird nicht nur eilends vom Landungsplatz entflohen sein, sondern auch das Boot nicht dort zurückgelassen haben; er wird es in den Fluß zurückgestoßen haben. — Weiter. Am Morgen wird der Schurke von unaussprechlichem Entsetzen erfaßt, als er das Boot an einem Orte angekettet findet, den er täglich aufzusuchen pflegt — den aufzusuchen vielleicht zu seiner Pflicht gehört. In der folgenden Nacht bringt er das Boot fort — ohne es gewagt zu haben, das Steuerruder einzufordern. Wo ist nun dieses steuerlose Boot? Es wird eine unserer ersten Aufgaben sein, das ausfindig zu machen. Sowie wir eine Spur davon entdecken, beginnt unser Erfolg zu tagen. Dies Boot wird uns mit einer Schnelligkeit, über die sogar wir selbst erstaunen werden, zu ihm führen, der es in jener unheilvollen Sonntagnacht benutzte. Klarer und klarer wird eins sich aus dem anderen ergeben, und der Mörder wird gefunden sein." —

(Aus Gründen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, die aber vielen Lesern klar sein werden, haben wir uns die Freiheit genommen, aus dem in unsere Hände gelegten Manuskript hier das fortzulassen, was sich auf die Verfolgung des von Dupin gegebenen Fingerzeiges bezieht. Wir halten es für ratsam, nur kurz zu erwähnen, daß der erwünschte Erfolg erzielt wurde und daß der Präfekt, wenn auch widerwillig, den Bedingungen seines mit dem Chevalier geschlossenen Vertrages nachkam. Herrn Poes Erzählung schließt mit den hier folgenden Bemerkungen. — Die Redaktion*.)

* Der Zeitschrift, in der die Erzählung ursprünglich veröffentlicht wurde.

Man wird verſtehen, daß ich von ſeltſamem Zuſammentreffen ſpreche und von nichts weiter. Was ich oben über dieſen Gegenſtand geſagt, muß genügen. In meinem eignen Herzen lebt kein Glaube an Übernatürliches. Daß Natur und Gott zweierlei iſt, wird kein denkender Menſch verneinen. Daß letzterer, der die erſtere geſchaffen hat, dieſe nach Wunſch meiſtern und ändern kann, ſteht ebenfalls außer Frage. Ich ſage „nach Wunſch", denn es handelt ſich hier um den Wunſch und nicht, wie eine unſinnige Logik meinte, um die Macht. Nicht daß die Gottheit ihre Geſetze nicht ändern könnte, ſondern wir beleidigen ſie, indem wir die Notwendigkeit einer Änderung überhaupt vorausſetzen. Von vornherein ſind ihre Geſetze ſo beſchaffen, daß ſie alle Möglichkeiten, die je im Schoße der Zukunft ruhen konnten, umfaſſen. Bei Gott iſt alles Jetzt.

Ich wiederhole alſo, daß ich jene Dinge nur als Zuſammentreffen erwähne. Und ferner: Man wird aus meinem Bericht erſehen, daß zwiſchen dem Schickſal der unſeligen Mary Cecilia Rogers, ſoweit man dieſes Schickſal kennt, und dem einer gewiſſen Marie Rogêt bis zu einem beſtimmten Punkt eine Parallele beſteht, deren wunderſame Genauigkeit die Vernunft verwirren könnte. Ich ſage, alles dies wird man ſehen. Möge man aber auch nicht einen Augenblick annehmen, daß es meine verſteckte Abſicht geweſen ſei, im weiteren Verlauf dieſer Geſchichte und in der Wiedergabe der Aufdeckung ihres Geheimniſſes dieſe Parallele zu verlängern oder etwa anzudeuten, daß die in Paris zur Entdeckung des Mörders einer Griſette angewandten Maßnahmen nun in einem ähnlichen Falle unbedingt ein ähnliches Reſultat zeitigen würden.

Denn hinsichtlich dieser letzteren Annahme sollte man bedenken, daß die unbedeutendste Abweichung in den Einzelheiten der beiden Fälle zu den bedeutsamsten Fehlschlüssen führen könnte, da sie den Lauf der beiden Geschehnisse ganz voneinandertreiben würde, gleichwie in der Arithmetik ein an sich unwesentlicher Fehler schließlich durch die Macht der Multiplikation an allen Enden ein Resultat zeitigt, das von der Richtigkeit ungeheuer abweicht. Und was die erstere Annahme anlangt, so müssen wir im Auge behalten, daß gerade die Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf die ich hingewiesen, jeden Gedanken an die weitere Ausdehnung der Parallele verbietet: — verbietet mit einer Positivität, die um so strenger ist, als diese Parallele bereits lang und genau verlaufen ist. Dies ist einer jener sonderbaren Sätze, die scheinbar einer höchst unmathematischen Denkweise entspringen, auf die aber gerade nur der Mathematiker einzugehen weiß. Nichts zum Beispiel ist schwerer, als den Durchschnittsleser zu überzeugen, daß man beim Würfelspiel, nachdem einer zweimal hintereinander die Sechs geworfen hat, die höchste Wette darauf eingehen kann, daß derselbe Spieler die Sechs nicht zum drittenmal werfen wird. Der Verstand kann im allgemeinen einen Grund dafür nicht einsehen. Es scheint unmöglich, daß die beiden erledigten Würfe, die schon ganz der Vergangenheit angehören, auf den Wurf Einfluß haben könnten, der noch in der Zukunft liegt. Die Aussichten auf einen Wurf der Sechs scheinen genau dieselben zu sein, wie sie jederzeit gewesen — das heißt, abhängig nur von den verschiedenen anderen Würfen, die mit dem Würfel gemacht werden können. Und dies ist eine Betrachtung, die so einleuchtend ist, daß Versuche, sie zu widerlegen, weit öfter einem

ſpöttiſchen Lächeln als achtungsvoller Aufmerkſamkeit begegnen. Den hierin enthaltenen Irrtum — ein großer unheilvoller Irrtum — darzulegen, kann ich innerhalb der mir hier gezogenen Grenzen nicht verſuchen, und dem philoſophiſch Denkenden braucht er nicht dargetan zu werden. Es mag genügen, hier zu ſagen, daß er ein Glied einer endloſen Kette von Irrtümern iſt, die auf dem Wege der Vernunft entſtehen, weil dieſe den Trieb hat, im Kleinen der Wahrheit nachzuſpüren.

WASSERGRUBE UND PENDEL

Impia tortorum longas hic turba furores
Sanguinis innocui, non satiata, aluit.
Sospite nunc patria, fracto nunc funeris antro,
Mors ubi dira fuit, vita salusque patent.

Inſchrift für ein Markttor, das für den Platz des Jakobiner-Hauſes in Paris beſtimmt war.

Ich war krank — erſchöpft und todkrank infolge der langen Todesangſt —, und als man mir die Feſſeln löſte und mir erlaubte niederzuſitzen, fühlte ich, daß mir die Sinne ſchwanden. Das Urteil, das entſetzliche Todesurteil war der letzte Ausſpruch, den meine Ohren deutlich vernahmen. Hiernach ſchmolzen die Stimmen der Richter in ein traumhaftes, ununterbrochenes Summen zuſammen, das in meiner Seele die Vorſtellung eines Kreislaufs erweckte — vielleicht weil es an das Sauſen eines Mühlrades erinnerte. Das dauerte nur kurze Zeit, denn bald hörte ich nichts mehr. Doch ſah ich noch eine Zeitlang — aber in welch ſeltſamer, ſchrecklicher Verzerrtheit erſchien mir alles! Ich ſah die Lippen der ſchwarzgekleideten Richter. Sie erſchienen mir weiß — weißer als das Blatt, auf das ich dieſe Worte ſchreibe — und dünn bis zur Groteske; dünn und grauſam feſt geſchloſſen, dünn in unbeweglicher Härte, in ſtrenger Verachtung aller Menſchenleiden. Ich ſah, daß Ausſprüche,

die mein Schickſal bedeuteten, noch immer über dieſe Lippen kamen, ſah, wie ſie ſich im Sprechen des Todesurteils verzerrten. Ich ſah ſie die Silben meines Namens bilden, und ich ſchauderte, weil kein Laut zu hören war. Ich ſah auch für ein paar Augenblicke wahnſinnigen Schreckens das leiſe, kaum wahrnehmbare Schwanken der ſchwarzen Stoffe, mit denen die Wände des Gemachs bekleidet waren; und dann fiel mein Blick auf die ſieben hohen Kerzen auf dem Tiſch. Zuerſt blickten ſie mitleidig drein und glichen ſchlanken weißen Engeln, die mich retten würden. Doch dann — ganz plötzlich — wurde mein Geiſt todmüde, jeder Nerv in mir erbebte, als hätte ich den Draht einer galvaniſchen Batterie berührt; die Engelsgeſtalten wurden gleichgültige Geſpenſter, deren Kopf eine Flamme war, und ich ſah, daß von ihnen keine Hilfe kommen konnte. Und dann ſtahl ſich in meine Seele gleich einem vollen tröſtenden Akkord der Gedanke, wie köſtlich die Ruhe im Grabe ſein müſſe. Der Gedanke kam ſanft und verſtohlen, und es dauerte lange, bis er in voller Klarheit vor mir ſtand; doch gerade, als mein Geiſt ihn ganz begriff, ihn gleichſam innig fühlte, verſchwanden wie durch Zauberſchlag die Richter vor meinen Blicken; die hohen Kerzen verſanken ins Nichts, ihre Flammen loſchen aus; ſchwarze Finſternis ſiegte; alle Empfindungen gingen unter in einem tollen, raſenden Sturz — als falle die Seele in den Hades. Dann war meine Welt nur Schweigen und Stille und Nacht.

Ich lag in Ohnmacht, doch kann ich nicht ſagen, daß mein Bewußtſein geſchwunden war. Wieviel davon noch blieb, verſuche ich nicht zu enträtſeln oder zu beſchreiben; doch war nicht alles geſchwunden. Im tiefſten Schlummer — nein! im Delirium — nein! in Ohnmacht

und Betäubung — nein! im Tode — nein! selbst im Grabe ist nicht alles Bewußtsein geschwunden. Sonst gäbe es keine Unsterblichkeit. Aus dem tiefsten Schlummer erwachend, zerreißen wir das Spinngewebe eines Traumes; aber eine Sekunde später — so zart ist das Gewebe oft — wissen wir schon nicht mehr, daß wir geträumt. Bei dem Erwachen aus einer Ohnmacht gibt es zwei Stadien: zuerst das Gefühl geistigen oder seelischen — dann das Bewußtsein körperlichen Daseins. Es ist wahrscheinlich, daß wir, falls es uns gelänge, im zweiten Zustand die Eindrücke des ersten zurückzurufen, diese Eindrücke voll fänden von Erinnerungen aus dem Abgrund des Jenseits. Und dieser Abgrund ist — was? Wie sollen wir seine Schatten von denen des Grabes unterscheiden? Wenn nun aber die Eindrücke dessen, was ich den ersten Zustand nannte, nicht willkürlich hervorgerufen werden können, kommen sie nicht — nach langer Pause oft — ungerufen und uns befremdend? Wer nie in Ohnmacht lag, der gehört nicht zu denen, die oft in der Kohlenglut seltsame Paläste und merkwürdig bekannte Gesichter erschauen; gehört nicht zu denen, die in der Luft düstere Visionen erblicken, die der Menge verborgen bleiben; gehört nicht zu denen, die über den Duft einer neuen Blume tiefsinnig grübeln; gehört nicht zu denen, deren Hirn sich nach dem geheimnisvollen Sinn irgendeiner musikalischen Strophe abmüht, die nie vorher ihre Aufmerksamkeit erregte.

Bei meinen häufigen bewußten Anstrengungen, mich zu erinnern, bei meinen gewaltsamen Mühen, irgendein Merkmal aus dem Zustand scheinbaren Nichtseins, in den meine Seele entglitten, ins klare Bewußtsein herüberzuretten, gab es Augenblicke, in denen ich ein Gelingen

träumte; es gab kurze, sehr kurze Momente, in denen ich Erinnerungen heraufbeschwor, die mir in der hellen Vernunft späteren völligen Wachseins als unbedingt jenem Zustand scheinbarer Bewußtlosigkeit entstammend erschienen. Diese Schatten eines Erinnerns reden undeutlich von hohen Gestalten, die mich aufhoben und schweigend abwärts trugen, hinab — hinab — und tiefer hinab, bis ein furchtbares Schwindelgefühl mich erfaßte bei dem bloßen Gedanken der Unendlichkeit des Niedergleitens. Sie reden auch von dumpfem Schreckgefühl im Herzen, weil dieses Herz so unnatürlich still war. Dann kommt ein Empfinden völliger Unbewegtheit aller Dinge, als ob die, die mich trugen — ein gespenstischer Zug — in ihrem Abwärtsdringen die Grenzen des Grenzenlosen überschritten hätten und nun ausruhten von der Mühsal ihres Werks. Hiernach erinnere ich mich an ein flach ausgestrecktes Liegen, an feuchten Dunst; und dann ist alles Wahnsinn — Wahnsinn eines Bewußtseins, das sich mit dem Unfaßbaren, dem Verbotenen abmüht.

Ganz plötzlich empfand meine Seele wieder Bewegung und Klang: die stürmischen Schläge des Herzens — und in den Ohren ihren Widerhall. Dann eine Pause, in der alles nichts war. Dann wieder Klang und Bewegung und Gefühl, ein Prickeln durch den ganzen Körper. Dann das bloße Bewußtsein des Daseins, ohne jeglichen Gedanken — ein Zustand, der lange dauerte. Dann, ganz plötzlich, das D e n k e n und schaudernder Schrecken und ernstliches Mühen, meine wahre Lage zu erfassen. Dann ein gieriges Verlangen, in Fühllosigkeit zurückzusinken. Dann ein hastiges Neuerwachen der Seele und ein erfolgreicher Versuch zur Bewegung. Und nun ein volles Erinnern an das Verhör, an die Richter, an die düsteren Wandbehänge, an

den Urteilsſpruch, an die Ohnmacht. Dann völliges Vergeſſen alles Folgenden: alles deſſen, was ein ſpäterer Tag und eifriges Bemühen mir unklar wieder ins Gedächtnis rief.

Bis dahin hatte ich die Augen nicht geöffnet. Ich fühlte, daß ich ungefeſſelt auf dem Rücken lag. Ich ſtreckte die Hand aus, und ſie fiel ſchwer auf etwas Feuchtes und Hartes. Da ließ ich ſie viele Minuten liegen, während ich verſuchte, mir vorzuſtellen, wo und was ich wohl ſei. Ich hätte gern die Augen geöffnet, aber ich wagte es nicht. Ich fürchtete den erſten Blick auf meine Umgebung. Es war nicht Furcht, etwas Entſetzliches zu erblicken, ſondern das Grauen, nichts zu ſehen. Endlich, mit wilder Verzweiflung im Herzen, öffnete ich ſchnell die Augen. Meine ſchlimmſten Ahnungen beſtätigten ſich. Schwarze, ewige Nacht umgab mich. Die Dichtigkeit der Finſternis laſtete auf mir und ließ mich erſtarren. Die Luft war unerträglich dumpf. Ich lag immer noch ſtill und ſtrengte mich an, meine Vernunft in Gang zu bringen. Ich rief mir den Verlauf der Gerichtsverhandlung ins Gedächtnis zurück und verſuchte von da aus meine jetzige Lage abzuleiten. Das Urteil war geſprochen, und es ſchien mir, als ſei ſeitdem eine lange Zeit vergangen. Dennoch nahm ich keinen Augenblick an, daß ich tot ſei. Solch ein Vorſtellung iſt, was auch darüber geſchrieben ſein mag, völlig unvereinbar mit dem wirklichen Leben. Doch wo und in welcher Verfaſſung war ich? Ich wußte, die zum Tode Verurteilten endeten in einem Autodafé, und ein ſolches war in der Nacht, die meiner Verurteilung folgte, abgehalten worden. War ich in den Kerker geführt worden, um die nächſte Hinopferung abzuwarten, die erſt in einigen Monaten ſtattfinden würde? Das konnte nicht ſein. Es

war geradezu ein Mangel an Opfern gewesen. Auch entsann ich mich, daß mein Kerker, wie alle Gefängniszellen in Toledo, einen Steinboden hatte und nicht ganz ohne Lichtzutritt war.

Ein fürchterlicher Gedanke trieb plötzlich mein Blut in Wogen zum Herzen, und für kurze Zeit sank ich von neuem in Bewußtlosigkeit. Als ich mich erholt hatte, sprang ich sofort auf die Füße; jeder Nerv in mir zuckte. Ich streckte die Arme in die Höhe und rundum nach allen Seiten. Ich fühlte nichts und fürchtete dennoch, einen Schritt zu machen, aus Angst, an die Mauern eines Grabes zu stoßen. Der Angstschweiß brach mir aus allen Poren und stand in großen kalten Tropfen auf meiner Stirne.

Die Angst der Ungewißheit wurde schließlich unerträglich, und ich bewegte mich vorsichtig mit ausgebreiteten Armen vorwärts; meine Augen drangen fast aus ihren Höhlen; so gierig hoffte ich, einen schwachen Lichtstrahl zu erhaschen. Ich machte viele Schritte vorwärts, doch noch immer war alles Finsternis und Leere. Ich atmete freier. Es war offenbar, daß meiner wenigstens nicht das scheußlichste Geschick harrte.

Und nun, während ich mich vorsichtig weiter tastete, drängten sich tausend unbestimmte Gerüchte über die Schrecken von Toledo meinem Gedächtnis auf. Seltsame Geschichten waren über die Kerker in Umlauf — unwahr hatte ich sie immer genannt — aber sie waren furchtbar und so grausig, daß man nur im Flüstertone davon reden konnte. Hatte man mich für den Hungertod in dieser ewigen unterirdischen Nacht bestimmt; oder welches vielleicht noch gräßlichere Schicksal erwartete mich? Daß das Ende Tod sein würde, und zwar ein Tod von mehr als

gewöhnlicher Bitternis, ſchien mir, der ich den Charakter meiner Richter kannte, gewiß. Die Art und die Stunde des Sterbens waren das einzige, was mich noch beſchäftigte und beunruhigte.

Meine ausgeſtreckten Hände fanden endlich ein feſtes Hemmnis. Es war eine Mauer — ſehr glatt, ſchlüpfrig und kalt. Ich folgte ihr mit all der mißtrauiſchen Vorſicht, die gewiſſe Berichte uralter Begebenheiten in mir erweckt hatten. Dieſes Vorgehen brachte mir aber keinen Aufſchluß über den Umfang meines Kerkers; denn ich konnte, ohne es zu wiſſen, ſeinen ganzen Umkreis umſchritten haben und wieder am Ausgangspunkt angelangt ſein — ſo glatt und gleichmäßig ſchien die Mauer. Ich ſuchte daher nach dem Meſſer, das ſich in meiner Taſche befunden hatte, als man mich in das Unterſuchungszimmer geführt; es war fort. Man hatte meine Kleider gegen eine Umhüllung aus grober Wolle vertauſcht. Ich hatte beabſichtigt, die Klinge in irgendeinen feinen Spalt des Mauerwerks zu ſtoßen, um ſo einen Ausgangspunkt feſtzuſtellen. Dies war übrigens nicht ſo ſchwierig, als es mir anfangs in meiner Sinnesverwirrung erſchien. Ich riß ein Stückchen von meinem Kleiderſaum und legte den Fetzen in voller Länge rechtwinklig zur Mauer auf den Boden. Wenn ich meinen Weg rund um mein Gefängnis machte, mußte ich ſelbſtredend bei Vollendung des Umkreiſes wieder auf den Fetzen ſtoßen. So dachte ich wenigſtens. Aber ich hatte weder mit der Ausdehnung des Kerkers noch mit meiner eigenen Schwäche gerechnet. Der Boden war feucht und ſchlüpfrig. Ich war eine Zeitlang vorwärts getappt, als ich ſtrauchelte und fiel. Meine ungeheure Müdigkeit zwang mich, ausgeſtreckt liegen zu bleiben, und bald befiel mich in dieſer Lage der Schlaf.

Als ich erwachte und den Arm ausſtreckte, fand ich neben mir ein Stück Brot und einen Krug Waſſer. Ich war zu erſchöpft, um über dieſen Umſtand nachzudenken; ſofort aß und trank ich gierig. Bald darauf vollendete ich meinen Rundgang in dem Gefängnis und kam nach vieler Mühe wieder bei dem Wollfetzen an. Bis zu dem Augenblick, da ich hinfiel, hatte ich zweiundfünfzig Schritte gezählt, und als ich nun meinen Gang fortſetzte, zählte ich achtundvierzig, bis ich bei meinem Zeichen wieder ankam. Das ergab zuſammen hundert Schritt, und indem ich je zwei Schritt als einen Meter rechnete, ſchloß ich, daß mein Kerker einen Umfang von fünfzig Meter habe. Doch ich hatte eine Menge Winkel in der Mauer gefunden und konnte mir daher keine Vorſtellung über die Form der Gruft bilden — denn eine Gruft war es nach meinem Dafürhalten.

Ich fand wenig Sinn — jedenfalls keine Hoffnung — in dieſen Nachforſchungen, aber eine unbeſtimmte Neugier veranlaßte mich, ſie fortzuſetzen. Ich verließ die Wand und beſchloß, den Raum zu durchqueren. Zuerſt ging ich mit äußerſter Vorſicht voran, denn obgleich der Boden anſcheinend aus feſtem Material war, war er doch äußerſt ſchlüpfrig. Endlich aber faßte ich Mut und zögerte nicht, ſicher auszuſchreiten, wobei ich mich bemühte, in möglichſt gerader Linie hinüber zu gelangen. Auf dieſe Weiſe war ich zehn oder zwölf Schritt vorwärts gekommen, als der zerriſſene Saum meines Gewandes ſich in meinen Füßen verfing. Ich trat darauf und fiel mit voller Gewalt vornüber zu Boden.

In der erſten Verwirrung bemerkte ich nicht ſogleich einen befremdenden Umſtand, der jetzt, ein paar Sekunden ſpäter und während ich noch ausgeſtreckt da lag,

meine Aufmerkſamkeit erregte. Es war folgendes: Mein Kinn ruhte auf dem Boden des Kerkers, meine Lippen aber und der obere Teil des Kopfes, die meinem Gefühl nach tiefer lagen als das Kinn, berührten nichts. Gleichzeitig ſchien meine Stirn in klebrigen Dämpfen zu baden, und der unverkennbare Geruch verweſender Schwämme drang mir in die Naſe. Ich ſtreckte den Arm aus und ſchauderte, als ich fand, daß ich genau am Rande einer kreisrunden Schachtöffnung hingefallen war, deren Umkreis feſtzuſtellen natürlich gegenwärtig nicht in meiner Macht lag. Es gelang mir, von dem feuchten Mauerrand ein Steinchen loszubröckeln; ich ließ es in den Abgrund fallen. Viele Sekunden lang horchte ich dem Widerhall, den ſein Anſchlagen an die Seitenwände verurſachte; endlich hörte ich ein dumpfes Aufklatſchen in Waſſer, dem ein vielfältiges Echo folgte. Im ſelben Augenblick ertönte ein Geräuſch wie das raſche Öffnen und Wiederzuſchlagen einer Tür mir zu Häupten, während ein ſchwacher Lichtſchimmer durch das Dunkel huſchte und ebenſo ſchnell wieder verſchwand.

Ich erkannte, welches Los man mir zugedacht hatte, und beglückwünſchte mich zu dem rechtzeitigen Unfall, der mich rettete. Noch einen Schritt weiter vor meinem Sturz — und die Welt hätte mich nicht wiedergeſehen! Die Form der Urteilsvollſtreckung, der ich ſoeben durch einen Zufall entronnen war, entſprach ganz den mir bekannten Berichten über die Inquiſition, die ich jedoch ſtets als Erfindung und alberne Übertreibung angeſehen hatte. Ihren Opfern blieb nur die Wahl zwiſchen Sterben unter entſetzlichen Körperqualen und Sterben unter unerhörten Geiſtesſchrecken. Mich hatte man für letztere aufbewahrt. Durch lange Leiden waren meine Nerven ſo zerrüttet, daß

ich beim Klang meiner eigenen Stimme erbebte und in jeder Hinsicht ein geeignetes Objekt für die auserlesenen Martern geworden war, die man mir zugedacht.

An allen Gliedern zitternd tastete ich meinen Weg zur Mauer zurück. Ich war entschlossen, lieber dort zu sterben, als mich in die Schrecken der Grube zu wagen; meine Phantasie malte sich jetzt aus, daß ihrer viele hier im Raum verteilt seien. In anderer Seelenverfassung hätte ich vielleicht den Mut gehabt, mein Elend durch einen Sprung in solch einen Abgrund zu enden, jetzt aber war ich der Feigste der Feigen. Auch konnte ich nicht vergessen, was ich über diese Brunnen gelesen: daß das sofortige Auslöschen des Lebens keineswegs in der Absicht derer lag, die diese entsetzlichen Wassergruben angelegt hatten.

Die Seelenaufregung hielt mich viele lange Stunden wach. Schließlich aber schlief ich wieder ein. Als ich erwachte, fand ich wie vorher ein Stück Brot und einen Krug voll Wasser neben mir. Brennender Durst erfaßte mich, und ich leerte das Gefäß auf einen Zug. Dem Wasser mußte ein Schlafmittel beigemengt sein, denn kaum hatte ich es getrunken, als mich unwiderstehliche Schlafsucht befiel. Ich sank in tiefen Schlummer, in eine Art Todesschlummer. Wie lange er währte, weiß ich natürlich nicht, als ich aber wieder die Augen öffnete, waren die Dinge um mich her sichtbar. Ein seltsamer schwefliger Glanz, dessen Ursprung ich zunächst nicht feststellen konnte, gestattete mir, den Umfang und das Aussehen meines Kerkers wahrzunehmen.

In seiner Größe hatte ich mich gewaltig geirrt. Die ganze Mauerrundung umfaßte nicht mehr als fünfundzwanzig Meter. Minutenlang verursachte mir diese Tatsache eine Welt von überflüssiger Beunruhigung; wirklich ganz

überflüſſig, denn was war unter den Schrecken, die mich umgaben, bedeutungsloſer als der Umfang meiner Zelle? Doch meine Seele nahm ein merkwürdiges Intereſſe an Kleinigkeiten, und ich plagte mich ſehr, den Irrtum aufzudecken, der mich zu ſo falſcher Meſſung veranlaßt hatte. Endlich fand ich die Urſache. Bei meinem erſten Verſuch zur Erforſchung des Raumes hatte ich bis zu meinem Hinfallen zweiundfünfzig Schritt gezählt; ich mußte damals nur noch zwei oder drei Schritt von dem Wollſtreifen entfernt geweſen ſein und alſo den Umkreis beinahe vollendet gehabt haben. Dann ſchlief ich ein, und nach dem Erwachen muß ich meine Schritte rückwärts gelenkt haben, das heißt ich durchmaß nochmals die vorher bereits zurückgelegte Strecke und berechnete ſo den Umfang doppelt ſo groß, als er tatſächlich war. Meine Geiſtesverwirrung war ſchuld, daß es mir nicht auffiel, daß ich bei Beginn des Rundgangs die Mauer links, bei der Fortſetzung dagegen rechts gehabt hatte.

Auch über die Form des Gefängniſſes hatte ich mich getäuſcht. Beim Abtaſten der Mauer hatte ich viele Winkel gefunden und ſo den Eindruck großer Unregelmäßigkeit erhalten — ſo ſehr kann völlige Dunkelheit jenen täuſchen, der aus Ohnmacht oder Schlaf erwacht! Die Winkel waren nichts als leichte Vertiefungen, die der Zahn der Zeit in unregelmäßigen Zwiſchenräumen in die Mauer gefreſſen hatte. Die Grundform des Gefängniſſes war ein Viereck. Was ich zuerſt für Steinmauern gehalten, ſchien mir jetzt Eiſen oder ſonſt ein Metall zu ſein, deſſen große Platten da, wo ſie aneinandergenietet waren, die leichten Vertiefungen bildeten. Die ganze Fläche dieſer erzenen Wände war mit groben Zeichnungen bemalt, mit all den abſcheulichen und abſtoßenden Darſtellungen, wie der

Aberglaube der Mönche sie erfunden. Drohende Teufelsfratzen auf Totenskeletten und andere noch viel gräßlichere Gestalten bedeckten und verunzierten die Wände. Ich stellte fest, daß die Umrisse dieser Ungeheuerlichkeiten ziemlich klar, die Farben dagegen, anscheinend infolge der Einwirkung einer feuchten Atmosphäre, verblichen und fleckig waren. Ich betrachtete nun auch den Fußboden, der von Stein war. In seiner Mitte gähnte das runde Brunnenloch, dessen Schlund ich entronnen; es war indes nur dieses einzige im Kerker.

Nur undeutlich und mit vieler Mühe konnte ich dies alles erblicken, denn während meines Schlafes hatte sich meine Lage sehr verändert. Ich lag jetzt lang ausgestreckt auf einer Art niedrigem Holzrahmen. Ich lag auf dem Rücken und war mit einem langen Riemen, der einem Sattelgurt glich, an das Holz festgebunden. Der Riemen war mir vielemal um Leib und Glieder geschlungen und ließ nur dem Kopf und dem linken Arm so viel Bewegungsfreiheit, daß ich mich mit vieler Anstrengung aus einer irdenen Schüssel am Boden mit Nahrung versehen konnte. Ich sah zu meinem Entsetzen, daß man den Krug fortgenommen hatte; ich sage: zu meinem Entsetzen, denn ich war von unerträglichem Durst geplagt. Diesen Durst zu erwecken, schien in der Absicht meiner Peiniger zu liegen, denn das mir gebotene Mahl bestand aus scharfgewürztem Fleisch.

Aufwärts blickend betrachtete ich die Decke meines Gefängnisses. Sie war etwa dreißig bis vierzig Fuß hoch und aus demselben Material wie die Seitenwände. Auf einem der Deckenfelder erregte eine sonderbare Figur meine ganze Aufmerksamkeit. Es war eine gemalte Gestalt der Zeit, so wie sie gewöhnlich dargestellt wird, nur daß

ſie anſtatt der Sichel etwas in Händen hielt, was ich auf den erſten Blick als ein gemaltes Pendel anſah, dergleichen man oft auf alten Uhren findet. Dennoch war da etwas in der Erſcheinung des Inſtruments, was mich veranlaßte, es aufmerkſamer zu betrachten. Während ich nun ſenkrecht hinaufſtarrte — denn es befand ſich genau über mir — bildete ich mir ein, daß es ſich bewege. Eine Minute ſpäter beſtätigte ſich meine Einbildung. Seine Schwingungen waren kurz und ſelbſtredend langſam. Ich beobachtete es einige Minuten etwas ängſtlich, doch vor allem verwundert. Schließlich ermüdeten mich aber die langſamen Bewegungen, und ich wandte meine Blicke anderen Dingen zu.

Ein leiſes Geräuſch erregte meine Aufmerkſamkeit; ich ſah auf den Boden und gewahrte mehrere rieſenhafte Ratten. Sie waren aus dem Brunnen gekommen, der rechter Hand gerade meinen Blicken ſichtbar war. Noch während ich hinſtarrte, kamen ſie ſcharenweiſe und haſtig herauf, und ihre Augen ſuchten gierig nach dem Fleiſch, das ſie gerochen. Es bedurfte vieler Mühe und Aufmerkſamkeit, ſie von der Schüſſel fernzuhalten.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen ſein, vielleicht ſogar eine ganze Stunde — denn ich konnte die Zeit nur unvollkommen berechnen —, als ich meine Augen wieder aufwärts wandte. Was ich nun ſah, verwunderte und entſetzte mich. Die Schwingungen des Pendels hatten an Ausdehnung faſt um einen Meter zugenommen. Als natürliche Folge war auch die Schnelligkeit viel größer; was mich aber hauptſächlich beunruhigte, war die Tatſache, daß es ſich merklich herabgeſenkt hatte. Ich bemerkte jetzt mit namenloſem Schrecken, daß ſein unterer Teil in einem Halbmond aus blitzendem Stahl beſtand,

der von einem Horn zum andern etwa einen Fuß maß; die Hörner waren nach oben gerichtet, und die untere Kante schien scharf wie ein Rasiermesser. Das Pendel schien auch so massiv und schwer wie ein solches, denn es verdickte sich nach oben zusehends. Es hing an einem dicken Messingstab, und das Ganze zischte beim Durchschneiden der Luft.

Ich konnte nicht länger zweifeln, welche neue Todesmarter die in Grausamkeiten so erfinderischen Mönche für mich ausgewählt hatten. Es war den Knechten der Inquisition nicht entgangen, daß ich den Brunnen entdeckt hatte — den Brunnen, dessen Schrecken für mich verstockten Ketzer bestimmt gewesen — den Brunnen, diesen Höllenpfuhl, von dem das Gerücht ging, daß er das schlimmste aller ihrer Marterinstrumente sei. Dem Sturz in den Brunnen war ich durch einen bloßen Zufall entronnen, und ich wußte, daß zum Wesen dieser schauerlichen Kerkertode eine Geißelung durch immer wieder neue Schrecken gehörte. Da ich dem Sturz entgangen war, hatten meine Henker, die mich nicht etwa gewaltsam hinabstürzen würden, von jenem teuflischen Plane Abstand genommen, und es erwartete mich also eine andere, mildere Todesart. Milder! Ich mußte trotz meines Grauens über diese Bezeichnung lächeln.

Was nützt es, die langen, langen Stunden übermenschlichen Entsetzens zu schildern, in denen ich die sausenden Schwingungen des scharfen Stahles zählte! Zoll um Zoll — Linie um Linie — mit einer allmählichen Senkung, die nur in großen Zwischenräumen, die mir wie Jahre schienen, zu bemerken war — kam es herab und immer tiefer herab! Tage vergingen — es können viele Tage gewesen sein — ehe es so dicht über mich hinfegte, daß

mich ſein heißer Atem fächelte. Der Geruch des ſcharfen Stahls drang mir in die Naſe. Ich betete — ich beſchwor den Himmel, ein ſchnelleres Ende zu machen. Ich wurde toll und raſend und ſtrengte mich an, ſoviel ich konnte, um mich dem Schwung der fürchterlichen Schneide entgegenzuheben. Und dann wurde ich plötzlich ruhig und lag und lächelte auf zu dem glitzernden Tod, wie ein Kind wohl ein ſeltſames Spielzeug anlächelt.

Wieder befiel mich Bewußtloſigkeit; ſie dauerte nicht lange, denn als ich wieder zu mir kam, war keine weſentliche Senkung des Pendels zu bemerken. Sie konnte allerdings trotzdem lange gedauert haben, denn ich wußte, daß die Teufel mich beobachteten und die Schwingungen nach Willkür gehemmt haben konnten. Nach meinem Wiedererwachen fühlte ich mich — o! unausſprechlich ſchwach und elend, als hätte ich lange gehungert. Selbſt inmitten ſolcher Todesqualen verlangte die Natur ihre Rechte. Mit ſchmerzvoller Anſtrengung ſtreckte ich den linken Arm aus, ſo weit es meine Feſſeln erlaubten, und ergriff den kleinen Reſt der Speiſe, den mir die Ratten noch übrig gelaſſen hatten. Als ich ein Stückchen in den Mund ſchob, durchzuckte es mich wie eine Ahnung von Freude — von Hoffnung. Dennoch, welchen Grund hatte ich zur Hoffnung? Es war, wie ich ſagte, nur eine Ahnung, ein halber Gedanke, wie er den Menſchen manchmal überkommt, aber ich fühlte auch, daß ſich dies Empfinden zu keinem klaren Begriff formen ließ. Vergebens mühte ich mich darum; langes Leiden hatte meine Geiſteskräfte untergraben. Ich war ein Dummkopf, ein Idiot.

Die Schwingungen des Pendels liefen rechtwinklig zu meiner Körperlage. Ich ſah, daß der Halbmond beſtimmt war, mir quer durchs Herz zu ſchneiden. Er würde

den Stoff meines Kleides ſchlitzen; er würde zurückſchwingen und den Schnitt wiederholen — wieder und wieder. Ungeachtet ſeiner ſchrecklich weiten Schwingung (einige dreißig Fuß oder mehr) und der pfeifenden Gewalt im Niederſauſen, die wohl ſogar dieſe Eiſenwände zu durchſchneiden vermochte, würde das Pendel doch minutenlang nur meine Kleider ſchlitzen; und bei dieſem Gedanken hielt ich inne. Ich wagte nicht weiter zu denken. Ich prüfte ihn mit hartnäckiger Aufmerkſamkeit — als ob ich bei dem Verweilen gerade hier den Stahl aufhalten könnte. Ich zwang mich, mir den Ton auszumalen, mit dem der Halbmond das Gewand durchſchneiden würde — das eigentümlich fröſtelnde Empfinden, das das Zerſchneiden von Stoff auf unſere Nerven auszuüben pflegt. Ich grübelte über alle dieſe Kleinigkeiten, bis meine Zähne klapperten.

Nieder — langſam und ſtetig kroch es nieder! Ich fand ein wahnſinniges Vergnügen darin, die Schnelligkeit der Schwingungen nach oben und nach unten miteinander zu vergleichen. Nach rechts — nach links — auf und ab — mit dem Kreiſchen einer verdammten Seele! Los auf mein Herz mit dem ſchleichenden Schritt des Tigers! Ich lachte und heulte abwechſelnd, je nachdem die eine oder andere Vorſtellung in mir die Oberhand gewann.

Nieder — nieder ohne Erbarmen! Nur noch drei Zoll über meiner Bruſt ſauſte es dahin. Ich mühte mich wild — raſend — um meinen linken Arm ganz frei zu bekommen; er war nur vom Ellbogen bis zur Hand frei. Letztere konnte ich mit großer Anſtrengung vom Teller neben mir zum Munde führen, weiter aber nicht. Hätte ich die Gurte über dem Ellbogen ſprengen können, ſo würde ich das Pendel erfaßt und verſucht haben, es zum

Stehen zu bringen. Gerade so gut hätte ich versuchen können, eine Lawine aufzuhalten!

Nieder — unaufhaltsam — unerbittlich nieder! Der Atem versagte mir, und ein Krampf schüttelte mich bei jeder Schwingung. Meine Augen folgten der Aufwärtsbewegung mit dem Eifer sinnlosester Verzweiflung; sie schlossen sich krampfhaft beim Niedersausen, obgleich Tod eine unaussprechliche Erlösung gewesen wäre. Und dennoch erbebte ich in jedem Nerv bei dem Gedanken, welch eines geringen Sinkens der Maschinerie es noch bedurfte, um den scharfen, gleißenden Stahl durch meine Brust zu treiben. Es war *Hoffnung*, die meine Nerven erschauern — meinen Körper zusammenzucken ließ. Es war Hoffnung — Hoffnung, die über die Foltern triumphierte — die selbst den zum Tode Verurteilten in den Kerkern der Inquisition von neuem Leben raunt.

Ich sah, daß weitere zehn oder zwölf Schwingungen den Stahl nun tatsächlich in Berührung mit meinen Kleidern bringen würden, und bei dieser Beobachtung überkam meinen Geist ganz plötzlich die klare, gesammelte Ruhe der Verzweiflung. Zum ersten Male seit vielen Stunden oder vielleicht Tagen *dachte* ich. Ich gewahrte jetzt, daß die Riemen oder Gurte, die mich umschlangen, aus einem einzigen Stück bestanden. Ich war nirgends mit einem besonderen Seile festgebunden. Der erste Schnitt des rasiermesserscharfen Halbmonds würde also meine gesamten Fesseln derart lösen, daß ich sie mit Hilfe meiner linken Hand abwinden konnte. Doch wie gefahrvoll war in diesem Fall die Schärfe des Stahls! Die Folge des geringsten Aufbäumens war der Tod. War übrigens anzunehmen, daß meine Marterknechte jene Möglichkeit nicht vorausgesehen und ihr vorgebeugt hatten? War es

wahrſcheinlich, daß die Feſſeln gerade an der Stelle meine Bruſt kreuzten, die das Pendel berühren würde? Beſorgt, meine ſchwache und, wie es ſchien, letzte Hoffnung zerſtört zu ſehen, hob ich den Kopf ſo hoch, daß ich meine Bruſt deutlich überblicken konnte. Die Gurte umwanden Glieder und Körper nach allen Richtungen — nur nicht in der Schnittbahn des zerſtörenden Pendels!

Kaum war mein Kopf in ſeine frühere Lage zurückgeſunken, als in meiner Seele etwas aufleuchtete, was ich nicht anders bezeichnen kann, als daß ich es die zweite Hälfte jenes vorerwähnten Gedankens an Befreiung nenne, der mir damals, als ich die Speiſe an die Lippen führte, nur unklar vorgeſchwebt. Jetzt hatte ſich der ganze Gedanke klar geformt — zaghaft, unſicher, kaum faßbar — aber dennoch klar und ganz. Ich begann ſofort mit der Willenskraft der Verzweiflung an ſeine Ausführung zu gehen.

Seit vielen Stunden wimmelten die Ratten um den niedrigen Holzrahmen, auf dem ich lag. Sie waren wild, frech, zudringlich, ihre roten Augen glühten mich an, als warteten ſie nur darauf, daß ich mich nicht mehr rührte, um über mich herzufallen. An welche Nahrung, dachte ich, mochten ſie im Brunnenloch gewöhnt geweſen ſein?

Trotz aller meiner Anſtrengungen, ſie davon abzuhalten, hatten ſie den Inhalt meines Speiſenapfes bis auf einen geringen Reſt aufgezehrt. Ich hatte die Hand unausgeſetzt über dem Napf hin und her geſchwenkt, und ſchließlich hatte die unbewußte Gleichmäßigkeit der Bewegung dieſe ihrer Wirkung beraubt. In ſeiner Habgier hatte das Ungeziefer häufig ſeine ſcharfen Zähne in meine Finger geſchlagen. Mit den Stückchen des fettigen und

ſtark gewürzten Fleiſches, das mir noch geblieben, rieb ich nun die Gurte überall da ein, wo ſie mir erreichbar waren; dann zog ich die Hand zurück und lag atemlos ſtill.

Zuerſt waren die raubgierigen Tiere darüber, daß die Bewegung der Hand aufgehört hatte, verblüfft und erſchreckt. Sie flohen in Scharen zurück; viele eilten zum Brunnen. Doch nur für einen Augenblick. Ich hatte nicht umſonſt auf ihre Gefräßigkeit gerechnet. Als ſie bemerkten, daß ich regungslos verharrte, ſprangen ein oder zwei der kühnſten auf den Holzrahmen und ſchnüffelten an den Gurten. Dies ſchien das Signal zu einem allgemeinen Sturm. Aus dem Brunnen ergoß es ſich in neuen Schwärmen. Sie klammerten ſich ans Holz, ſtürzten darüber her und ſprangen zu Hunderten auf mich herauf. Das gleichmäßige Schwingen des Pendels ſtörte ſie nicht im mindeſten. Seinen Streichen ausweichend, befaßten ſie ſich mit den eingefetteten Gurten; ſie ſtürmten mich, ſie ergoſſen ſich auf mich in immer neuen Scharen; ſie krochen über meinen Hals; ihre kalten Lippen ſuchten die meinen; der immer zunehmende Druck erſtickte mich faſt. Ein Ekel, für den es keine Worte gibt, hob meine Bruſt und legte ſich wie eiſige Klammern um mein Herz. Doch ich fühlte: noch eine Minute — und der Kampf war zu Ende! Deutlich empfand ich, wie ſich die Feſſeln lockerten. Ich wußte, daß ſie an mehr als einer Stelle ſchon zernagt ſein mußten. Mit übermenſchlicher Willenskraft lag ich ſtill.

Ich hatte mich in meiner Berechnung nicht geirrt, ich hatte nicht umſonſt ausgehalten. Ich fühlte endlich, daß ich *frei* war. Die Gurte hingen in Fetzen um meinen Leib. Aber das ſchwingende Pendel berührte ſchon meine Bruſt. Es hatte den Stoff meines Kleides geſchlitzt. Es

hatte das Hemd durchschnitten. Zwei weitere Schwingungen machte es, und ein stechender Schmerz zuckte mir durch alle Nerven. Aber der Augenblick der Befreiung war gekommen. Auf einen schnellen Wink mit der Hand jagten meine Befreier entsetzt von dannen. Ruhig und vorsichtig, mich seitwärts zusammenkrümmend, entglitt ich langsam den umschlingenden Bändern und dem Bereich der stählernen Schneide. Für den Augenblick wenigstens *war ich frei*.

Frei! — Und in den Klauen der Inquisition! Ich war kaum von meinem hölzernen Marterbett auf den Steinboden der Zelle getreten, als die Bewegung der Höllenmaschine aufhörte und ich gewahrte, wie sie von irgendeiner unsichtbaren Kraft zur Decke emporgezogen wurde. Das war eine Lehre, die mir verzweifelt zu Herzen ging. Jede meiner Bewegungen wurde offenbar überwacht. Frei! — Ich war nur einer Todesart entgangen, um nun vielleicht Schlimmeres als Tod zu finden. Bei diesem Gedanken prüften meine angstvollen Blicke die Eisenwände, die mich einschlossen. Irgend etwas Ungewöhnliches — eine Veränderung, die ich zunächst nicht genau feststellen konnte — hatte unverkennbar hier stattgefunden. Viele Minuten lang quälte ich mich in tiefer Versonnenheit mit vergeblichen Vermutungen. In dieser Zeit gewahrte ich zum erstenmal die Quelle des schwefligen Scheines, der meine Zelle erhellte. Er drang aus einem Spalt von etwa eines halben Zolles Breite, der am Boden der Kerkerwände um den ganzen Raum lief und so Wände und Fußboden völlig trennte. Ich versuchte natürlich vergeblich, durch diese Fuge hinunterzuspähen.

Als ich mich nach diesem Versuch wieder erhob, begriff ich auf einmal die geheimnisvolle Veränderung des

Raumes. Ich erwähnte schon, daß die Konturen der auf den Wänden befindlichen Darstellungen deutlich hervortraten, daß aber die Farben verblaßt und unklar schienen. Diese Farben erstrahlten jetzt von Augenblick zu Augenblick in immer stärker werdendem Glanze, der den gespenstischen Teufelsfratzen ein Aussehen gab, das auch stärkere Nerven als meine angegriffen haben dürfte. Seltsam gespensterhafte Augen glotzten mich von tausend Seiten an — Augen, die vorher gar nicht dagewesen waren — und glühten im schauerlichen Glanze eines Feuers, das hinter den Wänden flammen mußte, so sehr ich mir auch einzureden suchte, es bestände nur in meiner Einbildung.

Einbildung! Bei jedem Atemzug drang in meine Nase der Dunst von glühendem Eisen. Ein erstickender Geruch beherrschte den ganzen Raum. Immer tiefer erglühten die tausend Augen, die meines Todeskampfes harrten. Ein satteres Karmin ergoß sich über die blutigen Gemälde. Ich keuchte. Ich rang nach Atem. An der Absicht meiner Peiniger war nicht zu zweifeln — o erbarmungslose, o satanische Menschen! Ich flüchtete vor dem glühenden Metall in die Mitte der Zelle. Gegenüber der Vernichtung durch das Feuer, die meiner wartete, erschien mir der Gedanke an die Kühle des Brunnens wie lindernder Balsam. Ich eilte an seinen gefahrvollen Rand; ich spähte gespannt hinunter. Der Glutschein von der glühenden Decke erleuchtete seine verborgensten Winkel. Dennoch — eine verzweifelte Minute lang — sträubte sich mein Geist, den Sinn dessen zu erfassen, was ich da unten sah. Doch endlich zwang — wand es sich in meine Seele — brannte es sich ein in meinen schaudernden Verstand. O entsetzliches Begreifen! O wortloser Ekel! —

O Grauen über alles Maß! — „Alle andern Schrecken, nur nicht dieſe!" ächzte ich und ſtürzte ſchreiend vom Brunnenrande fort; ich vergrub das Geſicht in die Hände und weinte bitterlich.

Die Hitze nahm raſch zu, und wiederum hob ich den Blick, halb wahnſinnig, zur Decke. Eine neue Veränderung hatte ſich vollzogen — eine Veränderung in der Form der Zelle. Wie vorher war es vergeblich, daß ich mich bemühte, den Vorgang zu begreifen und einzuſehen, was damit beabſichtigt war. Doch nicht lange ließ man mich in Zweifel. Zweimal war ich dem Tode entronnen, die Rachſucht der Inquiſitoren war aufs äußerſte angeſtachelt, man zögerte nicht, mich nun gewaltſam mit dem König der Schrecken bekannt zu machen. Der Raum war quadratiſch geweſen. Jetzt ſah ich, daß zwei ſeiner Eiſenecken ſpitzwinklig, die andern folglich ſtumpfwinklig geworden waren. Die ſchreckliche Veränderung ging mit leiſem Knarren immer weiter vorwärts. Einen Augenblick ſpäter hatte der Raum die Geſtalt eines ſchiefen Vierecks. Aber die Bewegung hielt hier nicht inne — ich hoffte und wünſchte dies nicht einmal. Ich hätte die rotglühenden Wände an meine Bruſt ziehen mögen wie ein Gewand ewiger Ruhe. „Tod!" ſagte ich. „Willkommen jeder Tod, nur nicht der im Brunnen!" Narr, der ich war! Mußte ich nicht wiſſen, daß es der einzige Zweck des brennenden Eiſens war, mich in den Brunnen zu drängen? Konnte ich denn der Glut Widerſtand leiſten? Und wenn ich es gekonnt — mußte ich nicht ſeiner preſſenden Kraft nachgeben? Und jetzt — enger und immer enger ſchob ſich das Viereck zuſammen mit einer Schnelligkeit, die mir keine Zeit zum Überlegen ließ. Seine Mitte und alſo auch ſein weiteſter Raum bildete

ſich genau über dem gähnenden Abgrund. Ich wich zurück — aber die ſchließenden Wände preßten mich Schritt um Schritt vorwärts. Endlich gab es für meinen wunden, zuckenden Körper keinen Zoll Raum mehr auf dem feſten Boden. Ich kämpfte nicht länger, aber die Todesangſt meiner Seele ſchrie auf in einem einzigen, langen, lauten, verzweifelten Schrei. Ich fühlte, wie ich auf dem Brunnenrande wankte — ich wandte die Augen ab —

Ein verworrenes Geräuſch wie von Menſchenſtimmen! Ein lauter Ton wie gewaltiger Trompetenſtoß! Ein Dröhnen und Krachen wie tauſendfacher Donner! Die feurigen Wände wichen zurück! Ein Arm packte den meinigen, als ich ohnmächtig in den Abgrund zu fallen drohte. Es war der Arm des Generals Laſalle. Die franzöſiſche Armee war in Toledo eingezogen. Die Inquiſition befand ſich in den Händen ihrer Feinde.

DAS SCHWATZENDE HERZ

Wahr iſt es: nervös, entſetzlich nervös war ich damals und bin es noch. Warum aber müßt ihr durchaus behaupten, daß ich wahnſinnig ſei? Mein nervöſer Zuſtand hatte meinen Verſtand nicht zerrüttet, ſondern geſchärft, hatte meine Sinne nicht abgeſtumpft, ſondern wachſamer gemacht. Vor allem hatte ſich mein Gehörſinn wunderbar fein entwickelt. Ich hörte alle Dinge im Himmel und auf Erden. Ich hörte viele Dinge in der Hölle. Und das ſollte Wahnſinn ſein? Hört zu und merkt auf, wie ſachlich, wie ruhig ich die ganze Geſchichte erzählen kann.

Ich kann nicht ſagen, wann der Gedanke mich zum erſtenmal überfiel. Er war urplötzlich da und verfolgte mich Tag und Nacht. Ein wichtiges Motiv war nicht vorhanden. Haß war nicht vorhanden. Ich liebte den alten Mann. Er hatte mir nie etwas zuleid getan. Er hatte mir nie eine Kränkung zugefügt. Nach ſeinem Geld trug ich kein Verlangen. Ich glaube, es war ſein Auge. Ja, das war es! Eins ſeiner Augen glich vollſtändig dem Auge eines Geiers — ein blaſſes, blaues Auge mit einem Häutchen darüber. Wann immer es mich anblickte, erſtarrte mir das Blut. Und ſo — nach und nach — immer zwingender — ſetzte ſich der Gedanke

in mir fest, dem alten Mann das Leben zu nehmen und mich auf diese Weise für immer von dem Auge zu befreien.

Nun merkt wohl auf! Ihr haltet mich für verrückt. Verrückte erwägen nichts. Aber mich hättet ihr sehen sollen! Ihr hättet sehen sollen, wie klug ich vorging — mit wie viel Vorsicht — mit wie viel Umsicht — mit wie viel Heuchelei ich zu Werke ging! Ich war nie freundlicher zu dem alten Mann als während der ganzen Woche, bevor ich ihn umbrachte. Und jede Nacht gegen Mitternacht drückte ich auf seine Türklinke und öffnete die Tür — o, so leise! Und dann, wenn der Spalt weit genug war, daß ich den Kopf hindurchstecken konnte, hielt ich eine verdunkelte, ganz geschlossene Laterne ins Zimmer; sie war ganz geschlossen, so daß kein Lichtschein herausdrang. Und dann folgte mein Kopf. O, ihr hättet gelacht, wenn ihr gesehen hättet, wie geschickt ich ihn vorstreckte! Ich bewegte ihn ganz langsam vorwärts, um nicht den Schlaf des alten Mannes zu stören. Ich brauchte eine Stunde dazu, den Kopf so weit durch die Öffnung zu schieben, daß ich den Alten in seinem Bette sehen konnte. Ha! wäre ein Wahnsinniger wohl so weise vorgegangen? Und dann, wenn ich meinen Kopf glücklich im Zimmer hatte, öffnete ich vorsichtig die Laterne — o, so vorsichtig! Ganz sachte, denn die Scharniere kreischten, öffnete ich sie so weit, daß ein einziger feiner Strahl auf das Geierauge fiel. Und das tat ich sieben Nächte lang, jede Nacht gerade um Mitternacht. Aber ich fand das Auge immer geschlossen, und so war es unmöglich, das Werk zu vollenden; denn es war nicht der alte Mann, der mich ärgerte, sondern sein Scheelauge. Und jeden Morgen, wenn der Tag anbrach, ging ich kühn zu ihm hinein und

ſprach mit ihm. Ich nannte ihn munter und herzlich beim Namen und fragte ihn, ob er eine gute Nacht verbracht habe. Ihr ſeht, er hätte wirklich ein ſehr ſchlauer alter Mann ſein müſſen, um zu vermuten, daß ich allnächtlich um zwölf Uhr, während er ſchlief, zu ihm hereinſah.

In der achten Nacht ging ich beim Öffnen der Tür mit ganz beſonderer Vorſicht zu Werke. Der Minutenzeiger einer Uhr rückt gewiß ſchneller voran als damals meine Hand. Niemals vor dieſer Nacht hatte ich die Größe meiner Macht, meines Scharfſinns ſo gefühlt. Ich konnte kaum meinen Triumph unterdrücken. Da war ich nun hier und öffnete ganz ſacht, ganz allmählich die Tür — und ihm träumte nicht einmal von meinem geheimen Tun und Denken. Ich kicherte bei dieſem Gedanken, und vielleicht hörte er mich, denn er rührte ſich — wie erſchreckt. Jetzt könntet ihr denken, ich ſei zurückgefahren. Aber nein! Sein Zimmer war ganz dunkel, denn er hatte die Fenſterladen aus Furcht vor Einbrechern feſt geſchloſſen; es war pechſchwarz. Und ich wußte alſo, daß er das Öffnen der Tür nicht ſehen konnte, und ich fuhr fort, ſie langſam, langſam aufzumachen.

Ich war mit dem Kopf im Zimmer und machte mich daran, die Laterne zu öffnen; da glitt mein Daumen an dem Blechverſchluß ab, und der alte Mann ſchrak im Bett empor und ſchrie: „Wer iſt da?"

Ich verhielt mich ganz ſtill und ſagte nichts. Eine volle Stunde lang rührte ich kein Glied, und in dieſer ganzen Zeit hörte ich nicht, daß er ſich wieder niederlegte. Er ſaß noch aufrecht im Bett und horchte; geradeſo, wie ich Nacht um Nacht auf das Ticken der Totenuhren in den Stubenwänden gehorcht habe.

Da hörte ich ein leises Ächzen, und ich wußte, das war das Ächzen tödlichen Entsetzens. So stöhnte nicht Schmerz und nicht Kummer — o nein! es war das Grauen! Das war der dumpfe, erstickte Laut, der aus den Tiefen der Seele kommt, wenn das Grauen sie gepackt hält. Ich kannte gut diesen Laut. In mancher Nacht, wenn alle Welt schlief, in mancher Mitternacht war er aus meiner eignen Brust heraufgequollen und hatte mit seinem schrecklichen Klang das Entsetzen, das mich von Sinnen brachte, noch vermehrt.

Ich sage, ich kannte gut diesen ächzenden Laut. Ich wußte, was der alte Mann fühlte, und ich bemitleidete ihn, obschon ich innerlich kicherte. Ich wußte, daß er wach lag, schon seit dem ersten schwachen Geräusch, das ihn aufgeschreckt hatte. Seitdem war seine Angst von Minute zu Minute gewachsen. Er hatte versucht, sie als grundlos anzusehen, aber es gelang ihm nicht. Er hatte sich gesagt, „es ist nur eine Maus, die durchs Zimmer läuft" oder „es ist nur eine Grille, die ein einziges Mal gezirpt hat". Ja, er hatte versucht, sich mit diesen Vermutungen zu beruhigen; aber es war alles vergebens gewesen. Alles war vergebens gewesen, weil der nahende Tod schon vor ihn hingetreten war und sein Opfer mit schwarzem Schatten umhüllte. Und die dunkle Gewalt des unsichtbaren Schattens war es, die ihn — obschon er weder sah noch hörte — die ihn fühlen ließ, daß mein Kopf im Zimmer war.

Nachdem ich lange Zeit sehr geduldig gewartet hatte, ohne doch zu hören, daß er sich wieder niederlegte, beschloß ich endlich, einen kleinen — einen winzig kleinen Spalt der Laterne zu öffnen. Ich begann also — ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie bedachtsam, wie leise — die Laterne zu öffnen, bis schließlich ein einziger

matter, ſpinnfadenfeiner Strahl herausdrang und auf das Geierauge fiel.

Es war offen, weit offen, und ich wurde raſend, als ich drauf hinſtarrte. Ich ſah es mit vollkommener Deutlichkeit: nichts als ein ſtumpfes Blau mit einem ekelhaften Schleier darüber. Ich erſchauerte bis ins Mark. Aber ich konnte von des alten Mannes Geſicht und Geſtalt nichts weiter ſehen, denn ich hatte den Strahl wie inſtinktiv ganz genau auf die verfluchte Stelle gerichtet.

Und nun — habe ich euch nicht geſagt, daß das, was ihr für Wahnſinn haltet, nur eine Überfeinerung der Sinne iſt? — nun, ſage ich, vernahm mein Ohr ein leiſes, dumpfes, ſchnelles Geräuſch, ein Geräuſch wie das Ticken einer Uhr, die man mit einem Tuch umwickelt hat. Auch dieſen Laut kannte ich gut. Es war des alten Mannes Herz, das ſo ſchlug. Es ſteigerte meine Wut, wie das Schlagen einer Trommel den Soldaten zu mutigerem Vorgehen anreizt.

Aber ſelbſt jetzt bezwang ich mich und blieb ſtill. Ich atmete kaum. Ich hielt die Laterne regungslos. Ich verſuchte den Strahl ſo beſtändig wie möglich auf das Auge zu heften. Inzwiſchen ſteigerte ſich das hölliſche Trommeln des Herzens. Es wurde jede Minute ſchneller und ſchneller und lauter und lauter. Das Entſetzen des alten Mannes muß furchtbar geweſen ſein. Das Klopfen wurde lauter, ſage ich, lauter von Minute zu Minute! — Hört ihr mich wohl? Ich habe euch geſagt, daß ich nervös ſei, und das bin ich. Und nun, in ſo toter Nachtſtunde, in dieſem alten Hauſe, das ſo grauenhaft ſchweigſam war, erweckte dies eine, ſeltſame Geräuſch in mir ein maßloſes Entſetzen. Doch noch einige Minuten länger bezwang ich mich und ſtand ſtill. Aber das Klopfen wurde lauter und

lauter! Ich dachte, das Herz müsse zerspringen. Und nun faßte mich eine neue Angst: das Geräusch könnte von einem Nachbarn vernommen werden!

Da war des Alten Stunde gekommen! Mit einem lauten Geheul riß ich die Blendlaterne auf und sprang ins Zimmer. Er schrie auf — nur ein einziges Mal! Im Augenblick zerrte ich ihn auf den Boden hinunter und zog das schwere Federbett über ihn. Dann lächelte ich, froh, die Tat so weit vollbracht zu sehen. Aber noch viele Minuten hörte ich den erstickten Laut des klopfenden Herzens. Das kümmerte mich jedoch nicht. Das konnte nicht durch die Wände hindurch gehört werden. Endlich hörte es auf. Der alte Mann war tot. Ich entfernte das Bett und untersuchte den Leichnam. Ja, er war tot — tot wie ein Stein. Ich legte ihm meine Hand aufs Herz und ließ sie minutenlang da liegen. Kein Schlag war zu spüren. Er war endgültig tot. Sein Auge würde mich nicht mehr belästigen.

Solltet ihr mich noch immer für wahnsinnig halten, so werdet ihr eure Anschauung sicher ändern, wenn ich euch schildere, welch kluge Vorsichtsmaßregeln ich ergriff, um den Leichnam zu verbergen. Die Nacht schwand hin, und ich arbeitete eilig, aber in großer Stille.

Aus dem Fußboden des Zimmers hob ich drei Dielen heraus und bereitete darunter dem Toten sein Grab. Dann legte ich die Bretter wieder an Ort und Stelle. So geschickt, so sorgfältig tat ich dies, daß kein menschliches Auge — nicht einmal das seine — irgend etwas Auffallendes hätte bemerken können. Da gab es nichts wegzuwaschen — keinen Fleck irgendwelcher Art — nicht das kleinste Blutströpfchen. Dafür war ich viel zu bedachtsam vorgegangen.

Als ich mit dieſer Arbeit fertig wurde, war es vier Uhr — noch immer ſchwarz wie Mitternacht. Als die Turmuhr die Stunde anſchlug, pochte es am Haustor. Ich ging leichten Herzens hinunter, um zu öffnen — denn was hatte ich jetzt zu fürchten? Es traten drei Männer herein, die ſich ſehr liebenswürdig als Polizeibeamte vorſtellten. Ein Nachbar hatte in der Nacht einen Schrei vernommen; man hatte Verdacht gefaßt, hatte dem Polizeiamt Mitteilung gemacht, und ſie, die drei Beamten, waren abgeſandt worden, um nach der Urſache zu forſchen.

Ich lächelte — denn was hatte ich zu fürchten? Ich hieß die Herren willkommen. Den Schrei, ſagte ich, hätte ich ſelbſt ausgeſtoßen, in einem Traum. Der alte Mann ſei abweſend, ſei aufs Land gereiſt, bemerkte ich. Ich führte die Beſucher durchs ganze Haus. Ich bat ſie, ſich umzuſehen — gut umzuſehen. Ich führte ſie ſchließlich in ſein Zimmer. Ich zeigte ihnen ſeine Wertſachen vollzählig und unberührt. Begeiſtert über meine Gewiſſensruhe brachte ich Stühle herbei und erſuchte die Herren, ſich hier von ihrer Ermüdung zu erholen, während ich, im Bewußtſein meines vollſtändigen Sieges, voll ausgelaſſener Kühnheit meinen eigenen Stuhl genau dorthin ſtellte, wo unter den Dielen der Leichnam des Opfers ruhte.

Die Beamten waren zufrieden. Mein Benehmen hatte ſie überzeugt. Ich war ungewöhnlich aufgeräumt. Sie ſaßen alſo, und während ich fröhlich Antwort gab, plauderten ſie von privaten Angelegenheiten. Aber nicht lange, da fühlte ich, daß ich erbleichte, und ich wünſchte ſie fort. Mein Kopf ſchmerzte, und ich glaubte, Ohrenſauſen zu haben; aber noch immer ſaßen ſie da und plauderten.

Das Sauſen wurde deutlicher; — es hörte nicht auf und wurde immer deutlicher. Ich ſprach noch unbefangener, um das ſeltſame Gefühl loszuwerden. Aber es blieb und nahm an Deutlichkeit zu — bis mir endlich klar wurde, daß das Geräuſch nicht in den Ohren ſelbſt war.

Zweifellos: jetzt wurde ich ſehr bleich; — aber ich redete noch eifriger und mit erhobener Stimme. Doch das Geräuſch wurde lauter — und was konnte ich tun? Es war ein leiſes, dumpfes, ſchnelles Geräuſch — ein Geräuſch, wie das Ticken einer Uhr, die man mit einem Tuch umwickelt hat. Ich rang nach Atem — und dennoch — die Beamten hörten es noch immer nicht. Ich ſprach ſchneller — heftiger; aber das Geräuſch wuchs beſtändig. Ich ſtand auf und redete gereizt und zornig; meine Stimme war ſchrill, und ich geſtikulierte wild. Aber das Geräuſch wuchs beſtändig. Warum gingen ſie denn nicht? Ich lief mit wuchtigen Schritten auf und ab, als ob mich die Reden der Männer in Wut gebracht hätten. Aber das Geräuſch nahm fortwährend zu. O Gott! Was konnte ich tun? Ich ſchäumte — ich raſte — ich fluchte! Ich ergriff den Stuhl, auf dem ich geſeſſen hatte und kratzte damit auf den Dielen hin und her. Aber das Geräuſch erhob ſich über alles und nahm fortgeſetzt zu. Es wurde lauter — lauter — lauter! Und immer noch plauderten die Männer freundlich und lächelten. War es möglich, daß ſie nicht hörten? Allmächtiger Gott! — nein, nein! Sie hörten! — ſie argwöhnten! — ſie wußten! Sie trieben Spott mit meinem Entſetzen! — Das war es, was ich dachte, und das denke ich noch. Aber alles andere war beſſer als dieſe Pein. Alles war erträglicher als dieſer Hohn. Ich konnte dies heuchleriſche Lächeln nicht länger ertragen. Ich fühlte, daß ich hinausſchreien mußte —

oder ſterben! — Und jetzt — wieder! — horch! lauter! lauter! lauter! lauter! —

„Schurken!“ kreiſchte ich, „verſtellt euch nicht länger! Ich bekenne die Tat! — Reißt die Dielen auf! — Hier, hier! — Es iſt das Schlagen dieſes fürchterlichen Herzens.“

DER GOLDKÄFER

Holla, holla! der Burſche tanzt wie toll!
Es hat ihn die Tarantula gebiſſen.
All in the Wrong

Vor vielen Jahren ſtand ich in nahen Beziehungen zu einem Herrn William Legrand. Er entſtammte einer alten Hugenottenfamilie und war einſt wohlhabend geweſen; durch allerlei Unglücksfälle aber war ſein Vermögen zuſammengeſchmolzen, ſo daß er nur noch das Nötigſte hatte. Um Demütigungen auszuweichen, verließ er Neu-Orleans, die Heimat ſeiner Väter, und ließ ſich auf Sullivans Inſel nahe bei Charleſton in Südkarolina nieder.

Dieſe Inſel iſt recht merkwürdig. Sie beſteht faſt ganz aus Seeſand und iſt etwa drei Meilen lang. Ihre Breite beträgt nirgends mehr als eine Viertelmeile. Vom Feſtlande iſt ſie durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt, der ſich durch eine Wildnis von Schilf und Schlamm mühſam ſeinen Weg ſucht und ein Lieblingsaufenthalt des Marſchhuhns iſt. Die Vegetation iſt, wie ſich denken läßt, ſpärlich und zwerghaft. Größere Bäume gibt es nicht; doch findet ſich am Weſtende, da, wo Fort Moultrie ſteht, die ſtachlige Zwergpalme. Auch einige Holzhäuſer ſtehen hier, Sommerwohnungen von Charleſtoner Bürgern, die dem Staub und dem Fieber zu entfliehen trachten. Der ganze übrige Teil der Inſel, mit Ausnahme des harten weißen Strandes, iſt dicht bewuchert von der wohlriechenden Myrte, die bei engliſchen Gärtnern ſehr

gesucht ist. Der einzelne Strauch erreicht hier oft eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß und bildet ein undurchdringliches Buschwerk, das die Luft in weitem Umkreis mit Wohlgerüchen tränkt.

Mitten in diesem Myrtendickicht, nicht weit von der einsamen Ostküste der Insel, hatte Legrand sich eine kleine Hütte gezimmert, die er damals bewohnte, als ich ihn rein zufällig kennen lernte. Wir wurden bald zu Freunden, denn der Einsiedler gewann mir Achtung und Interesse ab. Ich fand in ihm einen gebildeten Mann von hervorragenden Geistesgaben, nur war er sehr menschenscheu und abwechselnd krankhaften Anfällen von Begeisterung und von Schwermut unterworfen. Er hatte viele Bücher bei sich, von denen er aber selten Gebrauch machte. Sein Hauptvergnügen war Fischen und Jagen; doch schlenderte er auch gern am Strand entlang, um Muscheln zu suchen, oder durchforschte das Myrtendickicht nach seltenen Insekten. Von letzteren besaß er eine Sammlung, um die selbst ein Swammerdam ihn beneidet hätte. Bei seinen Wanderungen begleitete ihn in der Regel ein alter Neger namens Jupiter, der von der Familie seines Herrn, als diese noch wohlhabend gewesen, die Freiheit erhalten hatte, aber weder durch Drohungen noch Versprechungen zu bestimmen gewesen war, die Fürsorge für seinen jungen „Massa Will" aufzugeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verwandten Legrands dem Neger diese Halsstarrigkeit eingegeben hatten, weil es ihnen gut schien, den exzentrisch veranlagten jungen Mann behütet und überwacht zu sehen.

Sullivans Insel liegt auf einem Breitengrad, auf dem ein strenger Winter selten ist und man nur ausnahmsweise einmal eines wärmenden Feuers bedarf. Mitte

Oktober 18.. aber hatten wir einen sehr frostigen Tag. Gegen Sonnenuntergang bahnte ich mir meinen Weg durchs immergrüne Buschwerk zur Hütte meines Freundes, den ich seit Wochen nicht besucht hatte. Ich wohnte damals in Charleston, das neun Meilen von der Insel entfernt liegt, und die Reiseverbindungen waren jenerzeit nicht so bequem wie heutzutage. Als ich die Hütte erreicht hatte, klopfte ich wie gewöhnlich an, und als ich keine Antwort bekam, nahm ich den Schlüssel aus dem mir bekannten Versteck, schloß auf und trat ein. Im Kamin brannte ein kräftiges Feuer — eine mir keineswegs unwillkommene Überraschung. Ich warf den Überzieher ab, rückte mir einen Lehnstuhl an die knisternden Scheite und erwartete geduldig die Heimkehr meiner Wirte.

Sie kamen bald nach Dunkelwerden und begrüßten mich herzlich. Jupiter grinste von einem Ohr bis zum andern, während er sich anschickte, uns ein paar Marschhühner zum Abendessen zu bereiten. Legrand hatte einen seiner Begeisterungsanfälle — ich kann es nicht anders nennen. Er hatte eine unbekannte zweischalige Molluske gefunden, die eine neue Gattung bildete, und mehr noch: er hatte mit Jupiters Hilfe einen Käfer eingefangen, den er für etwas ganz Neues hielt, worüber er aber noch am andern Morgen meine Meinung hören wollte.

„Und warum nicht schon heute?" fragte ich und wärmte meine Hände über der Flamme; in meinem Innern wünschte ich alle Käfer der Welt zum Teufel.

„Ja, wenn ich doch nur gewußt hätte, daß Sie kommen!" sagte Legrand. „Aber es ist so lange her, seit ich Sie sah, und wer hätte ahnen können, daß Sie gerade heute abend mich besuchen würden? Auf dem Heimweg begegnete mir Leutnant G. von der Festung, törichterweise

lieh ich ihm den Käfer; so werden Sie denselben vor morgen früh nicht sehen können. Übernachten Sie hier! Bei Sonnenaufgang lasse ich den Käfer dann durch Jup holen. Sie können sich gar nichts Schöneres denken!"

„Als was — den Sonnenaufgang?"

„Unsinn! Nein — den Käfer. Er ist von leuchtender Goldfarbe — etwa so groß wie eine Walnuß — mit zwei jetschwarzen Punkten an einem Ende des Rückens und einem einzigen größeren am andern Ende. Die Fühlhörner sind —"

„Kein bißchen Horn an ihm, Massa Will, sag's Ihnen nochmal," fiel hier Jupiter ein; „Tier ist ein Goldkäfer, schwer Gold, jedes bißchen ganz Gold, außen und innen, Flügel und alles — nie im Leben ich habe so schweren Käfer in Hand gehalten."

„Nun, nehmen wir an, du habest recht, Jup," erwiderte Legrand ernsthafter, als es mir nötig schien, „ist das aber ein Grund, daß du die Hühner anbrennen läßt? Die Farbe" — hier wandte er sich zu mir — „vermag allerdings Jupiters Ansicht zu bestätigen. Noch nie haben Sie etwas Strahlenderes gesehen als die Flügel dieses Tieres — doch darüber können Sie erst morgen urteilen. Einstweilen will ich Ihnen einen Begriff von seiner Gestalt geben." Mit diesen Worten setzte er sich an einen kleinen Tisch, auf dem sich Tinte und Feder befanden; Papier fehlte. Er suchte in einer Schublade danach, konnte aber keins finden.

„Tut nichts," sagte er schließlich, „dies hier tut es auch." Und er zog aus der Westentasche einen Fetzen, den ich für sehr schmutziges Propatriapapier hielt, und entwarf darauf eine flüchtige Federzeichnung.

Währenddeſſen nahm ich meinen Platz beim Feuer wieder ein, denn mir war noch immer kalt. Als er die Zeichnung fertig hatte, reichte er ſie mir, ohne aufzuſtehen. Kaum hatte ich ſie in der Hand, als draußen ein lautes Knurren ertönte, dem ein Kratzen an der Tür folgte; Jupiter öffnete, und ein großer Neufundländer, der Legrand gehörte, ſtürmte herein, legte die Pfoten auf meine Schultern und überhäufte mich mit Liebkoſungen, denn ich hatte ihn bei meinen Beſuchen ſtets gut behandelt. Als er ſich beruhigte, blickte ich auf das Papier und war, die Wahrheit zu ſagen, nicht wenig verwirrt über das, was mein Freund da hingemalt hatte.

Nachdem ich es minutenlang betrachtet hatte, ſagte ich: „Der Käfer iſt in der Tat ſeltſam, das muß ich zugeben; er iſt mir gänzlich neu — habe nie dergleichen geſehen — es ſei denn ein Schädel, ein Totenkopf, denn damit allein hat er Ähnlichkeit."

„Ein Totenkopf!" wiederholte Legrand. „Nun ja, mag ſein, daß er auf dem Papier etwas davon hat. Die zwei oberen ſchwarzen Punkte ſehen wie Augen aus, wie? Und der längere unten wie ein Mund — und die Form des Ganzen iſt oval."

„Vielleicht liegt es daran", ſagte ich. „Doch, Legrand, ich fürchte, Sie ſind kein Zeichenkünſtler. Ich muß warten, bis ich den Käfer ſelber geſehen habe, ehe ich mir eine Vorſtellung von ihm machen kann."

„Sonderbar," ſagte er, ein wenig verletzt, „ich zeichne ganz gut — habe jedenfalls vortreffliche Lehrer gehabt und darf mir wohl auch ſchmeicheln, nicht gerade ein Dummkopf zu ſein."

„Ja, mein lieber Freund, dann haben Sie wohl einen Scherz beabſichtigt?" ſagte ich. „Dies hier iſt ein ganz

gut gezeichneter Schädel, ja, ich kann wohl sagen, ein meisterhaft gezeichneter Schädel — und Ihr Skarabäus muß der merkwürdigste Käfer von der Welt sein, wenn er ihm gleicht; er könnte geradezu unheimliche Vorahnungen erwecken. Ich nehme an, Sie werden den Käfer Scarabaeus caput hominis oder so ähnlich benennen; es gibt eine ganze Reihe derartiger Namen in der Naturgeschichte. Doch wo sind die Fühlhörner, von denen Sie sprachen?"

„Die Fühlhörner!" sagte Legrand in übertrieben gereiztem Ton; „Sie müssen sie doch sehen, die Fühlhörner. Ich habe sie in natürlicher Größe wiedergegeben, und ich meine, das genügt für ihre Erkennbarkeit."

„Nun, nun," erwiderte ich, „mag sein; ich sehe sie aber nicht." Und ich gab ihm ohne weitere Worte das Papier zurück, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Ich war aber über die Wendung der Dinge sehr überrascht. Seine schlechte Laune beunruhigte mich; was konnte ich dafür, daß die Fühlhörner nicht zu sehen waren und daß das Ganze eine verblüffende Ähnlichkeit mit der üblichen Zeichnung eines Totenschädels hatte?

Verdrießlich nahm er das Papier entgegen und hatte offenbar die Absicht, es zu zerknittern und ins Feuer zu werfen, als ein zufälliger Blick auf die Zeichnung ihn plötzlich davon abhielt. Sein Gesicht wurde glühend rot und gleich darauf unheimlich bleich. Minutenlang starrte er unbeweglich auf das Blatt in seinen Händen. Endlich stand er auf, nahm eine brennende Kerze vom Tisch und setzte sich in der hintersten Ecke des Zimmers auf einen Schiffskoffer. Dort prüfte er das Blatt von neuem mit ängstlicher Aufmerksamkeit, indem er es nach allen Seiten drehte und wendete. Er sagte aber nichts, und sein

Benehmen verwunderte mich sehr; ich hielt es jedoch für ratsam, seine üble Laune nicht durch irgendeine Bemerkung zu verschlimmern. Er nahm jetzt ein Notizbuch aus seiner Rocktasche, legte das Papier sorgsam hinein und verschloß beides in einem Schreibpult. Sein Benehmen wurde nun ruhiger, aber seine vorherige Begeisterung war ganz verschwunden; doch schien er weniger mürrisch als nachdenklich. Je mehr es Nacht wurde, desto mehr versank er in Träumerei, aus der kein Scherzwort ihn erwecken konnte. Es war meine Absicht gewesen, die Nacht hier in der Hütte zu verbringen, wie ich es früher gelegentlich getan hatte; bei der trüben Stimmung meines Gastgebers schien es mir aber ratsamer, mich zu empfehlen. Er drängte mich nicht zum Bleiben; doch als ich ging, schüttelte er mir die Hand noch herzlicher als sonst. —

Es war etwa einen Monat später, und in der Zwischenzeit hatte ich von Legrand nichts gesehen, als ich in Charleston den Besuch seines Dieners Jupiter erhielt. Der gute alte Neger war in auffallend gedrückter Stimmung, und ich fürchtete, daß meinem Freund irgendein Unglück zugestoßen sei.

„Nun, Jup," sagte ich, „was gibt's? Wie geht es deinem Herrn?"

„Ja, ehrlich, Massa, ihm nicht so wohlgehn, als sollte sein."

„Nicht wohl? Das betrübt mich sehr. Worüber klagt er?"

„Da! Das ist's! Ihm klagt nie über nichts — aber ihm sehr krank sein über alles das."

„Sehr krank? — Warum hast du das nicht gleich gesagt! Muß er zu Bett liegen?"

„Nein, nicht das. Nicht finden ich, was sein. Das sein gerade das Schlimme. Mein Herz sein sehr schwer geworden über armen Massa Will."

„Ich wollte, ich könnte dich verstehen, Jupiter. Du sagst, dein Herr ist krank. Hat er dir nicht gesagt, was ihm fehlt?"

„Ach, Massa, nicht wert die Sache, daß ihm darüber Kopf verlieren. Massa Will sagen, ihm gar nichts fehlen — aber warum dann so herumgehen mit Kopf nach unten und dann halt stehen — und so weiß wie Gans? Und dann Wort halten ganze Zeit..."

„Was halten, Jupiter?"

„Wort halten mit Figuren auf Tafel — ganz sehr komische Figuren — nie gesehen haben ich. Ich dir sagen, Massa, ihm sein viel gefährlich. Ich müssen immer viel acht haben über ihm. Einmal Massa mir fort — früh mit Sonne — und fort sein ganzes Tag. Ich mir geschnitten haben großes Stock und wollen schlagen, wann ihm zurückkommen. Aber ich solches Narr — nachher nicht haben gekonnt — ihm so elend aussehen."

„Wie? — Was? — Nun ja, ich meine, du solltest nicht gar zu streng gegen den armen Jungen sein — nicht schlagen, Jupiter — er kann es nicht gut vertragen. Aber hast du gar keine Ahnung, was die Ursache ist für diese Krankheit — oder vielmehr für dieses veränderte Benehmen? Ist irgend etwas Unangenehmes geschehen, seit ich euch zuletzt sah?"

„Nein, Massa, da sein gewesen nichts Schlimmes *seitdem* — es waren *vorher*, ich fürchten — es waren an das Tag, wo du bei uns waren."

„Wie? Was willst du damit sagen?"

„Nun, Massa, ich meinen das Käfer. Da, nun wissen du!"

„Das — was?"

„Das Käfer — ich wissen ganz gewiß, Massa gebissen sein wo am Kopf von das Goldkäfer."

„Und was für einen Grund hast du für deine Annahme, Jupiter?"

„Klauen genug, Massa, und Maul auch. Ich nie haben gesehen so ein verdammtes Käfer — es stoßen und beißen alles, was ihm nahe kommen. Massa Will es packen — aber schnell wieder loslassen — das waren die Zeit, wo es ihm gebissen. Ich selbst nicht haben wollen gucken auf Maul von das Käfer oder sonst — und nicht haben wollen fassen mit meines Finger — aber es packen mit Papier, das da sein gelegen. Ich das Käfer wickeln in Papier und stopfen ihm dann Stückchen in Maul. So wir haben gemacht."

„Und du meinst also, daß dein Herr wirklich von dem Käfer gebissen worden sei und daß der Biß ihn krank gemacht habe?"

„Ich nicht meinen — ich wissen. Warum über Gold so viel träumen, wann ihm nicht gebissen von das Goldkäfer? Ich schon viel gehört über das von Goldkäfer."

„Doch woher weißt du, daß er von Gold träumt?"

„Woher ich wissen? Ja, weil ihm sprechen davon im Schlaf — daher ich wissen."

„Nun, Jup, vielleicht hast du recht; doch welch glücklichem Umstand muß ich die Ehre deines heutigen Besuches zuschreiben?"

„Was sagen Massa?"

„Bringst du mir irgendwelche Botschaft von Herrn Legrand?"

„Nein, Massa, ich bringen das hier." Und hier überreichte Jupiter mir ein Briefchen, das so lautete:

„Mein lieber —!

Warum habe ich Sie so lange nicht gesehen? Ich hoffe doch, daß Sie nicht etwa über irgendeine kleine Schroffheit von mir beleidigt sind. Doch nein, das ist unwahrscheinlich.

Seit ich Sie zuletzt sah, habe ich viel Grund zu Besorgnis. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, weiß jedoch kaum, wie ich es sagen soll, noch ob ich es überhaupt sagen soll.

Ich bin seit einigen Tagen nicht ganz wohl, und der gute alte Jup quält mich fast unerträglich mit seiner wohlgemeinten Überwachung. Ist es zu glauben: er hatte neulich einen großen Stock geschnitten, um mich durchzuprügeln, weil ich ihm ausgerissen war und den Tag solo in den Bergen auf dem Festland verbrachte. Ich glaube tatsächlich, daß nur mein schlechtes Aussehen mir die Prügel ersparte.

Ich habe seit unserem letzten Beisammensein nichts Neues für meine Sammlung gefunden.

Wenn Sie können, kommen Sie mit Jupiter herüber — machen Sie es irgendwie möglich. Sie müssen kommen! Ich möchte Sie noch heute abend in wichtiger Angelegenheit sprechen. Ich versichere Ihnen, daß sie von größter Wichtigkeit ist.

Stets der Ihre

William Legrand"

Im Ton dieses Briefes lag etwas, das mir große Unruhe machte. Sein ganzer Stil wich stark von Legrands

ſonſtiger Schreibweiſe ab. Was war es nur, wovon er träumte? Von welch neuer Grille war wohl ſein leicht erregbares Hirn erfaßt? Welche Angelegenheit „von größter Wichtigkeit" konnte er zu erledigen haben? Jupiters Bericht über ihn prophezeite mir nichts Gutes. Ich befürchtete, die andauernd unglücklichen Verhältniſſe meines Freundes hätten dieſen ſchließlich um den Verſtand gebracht. Ich bereitete mich alſo ohne Zögern vor, den Neger zu begleiten.

Als wir den Strand erreichten, ſah ich unten im Boot, das uns zur Inſel hinüberführen ſollte, eine Sichel und zwei Spaten liegen, alle drei Gegenſtände anſcheinend ganz neu.

„Was ſollen die Sachen, Jup?" fragte ich.

„Es ſein Sichel und Spaten, Maſſa."

„Sehr richtig; aber was ſollen ſie da?"

„Sein das Sichel und Spaten, was ich kaufen muſſen für Maſſa — ich haben verteufelt viel Geld dafür geben."

„Aber im Namen von allem, was geheimnisvoll iſt, was will denn dein Maſſa Will mit Sichel und Spaten?"

„Das ſein mehr, als ich wiſſen — und der Teufel holen mich, wenn es nicht auch mehr ſein, als Maſſa ſelbſt wiſſen. Aber es ſein alles von das Käfer kommen."

Da ich ſah, daß von Jupiter, deſſen ganzer Verſtand von „das Käfer" eingenommen zu ſein ſchien, keine befriedigende Antwort zu erlangen war, ſtieg ich in das Boot und hißte das Segel. Ein guter ſtarker Wind brachte uns bald in die kleine Bucht nördlich von Fort Moultrie, und nach einem Marſch von etwa zwei Meilen kamen wir bei der Hütte an. Es war gegen drei Uhr nachmittags. Legrand hatte uns mit Spannung erwartet. Er

griff meine Hand mit so heftigem Druck, daß es mich beunruhigte und in meinem vorgefaßten Verdacht bestärkte. Sein Gesicht war geisterhaft bleich, und seine tiefliegenden Augen leuchteten in unnatürlichem Glanz. Nach einigen Erkundigungen über sein Befinden fragte ich, da ich nichts Besseres zu sagen wußte, ob er den Skarabäus inzwischen von Leutnant G. zurückerhalten habe.

„O ja!" erwiderte er heftig errötend, „ich bekam ihn am nächsten Morgen. Nichts könnte mich je veranlassen, mich von diesem Käfer zu trennen. Wissen Sie, daß Jupiter mit dem Käfer ganz recht hatte?"

„Inwiefern?" fragte ich mit einer traurigen Ahnung im Herzen.

„In seiner Meinung, daß der Käfer wirklich ganz von Gold sei." Er sagte dies mit tiefernster Miene, und ich fühlte mich unsagbar erschüttert.

„Dieser Käfer soll mein Glück machen!" fuhr er mit triumphierendem Lächeln fort. „Er soll mich in mein Erbgut wieder einsetzen. Ist es da ein Wunder, wenn ich ihn preise? Da Fortuna für gut befunden hat, ihn mir zu schenken, brauche ich ihn nur richtig anzuwenden, um zu dem Gold zu kommen, zu dem er der Wegweiser ist. Jupiter, bring mir den Skarabäus!"

„Was? Das Käfer, Massa? — Ich mögen lieber nicht ihn anrühren. Massa müssen selbst holen."

Hierauf erhob sich Legrand mit ernster, würdiger Miene und brachte mir das Tier aus seinem Glasbehälter. Es war ein prächtiger Skarabäus und damals den Naturforschern noch unbekannt — also natürlich in wissenschaftlicher Hinsicht von großem Werte. Er hatte zwei runde schwarze Flecken am oberen und einen länglichen

am unteren Ende des Rückens. Die Flügel waren außerordentlich hart und glänzend und erschienen durchaus wie poliertes Gold. Das Gewicht des Insekts war sehr bedeutend, und wenn ich alles in Betracht zog, so konnte ich Jupiters Ansicht kaum verurteilen; was ich aber von Legrands Zustimmung dazu denken sollte, konnte ich beileibe nicht sagen.

„Ich schickte nach Ihnen," sagte er in bedeutungsvollem Ton, nachdem ich die Untersuchung des Käfers beendet hatte, „ich schickte nach Ihnen, damit ich Ihren Rat und Beistand erhielte bei Verfolgung des vom Schicksal und vom Käfer angedeuteten Glückswegs."

„Mein lieber Legrand," rief ich, ihn unterbrechend, „Sie sind sicherlich leidend und sollten lieber irgendein Mittel dagegen anwenden. Gehen Sie doch ins Bett, und ich will ein paar Tage bei Ihnen bleiben, bis Sie es überwunden haben. Sie fiebern, und —"

„Fühlen Sie meinen Puls!" sagte er.

Ich fühlte ihn und fand, um die Wahrheit zu sagen, auch nicht das leiseste Anzeichen von Fieber.

„Aber Sie könnten krank sein, auch ohne Fieber zu haben. Erlauben Sie mir dies eine Mal, Ihnen Vorschriften zu machen. Vor allem gehen Sie zu Bett; ferner —"

„Sie irren sich," fiel er ein; „ich fühle mich so wohl, als ich es bei der Aufregung, unter der ich leide, nur irgend sein kann. Wenn Sie mich wirklich gesund wünschen, so werden Sie diese Aufregung von mir nehmen."

„Und wie kann dies geschehen?"

„Sehr einfach. Jupiter und ich unternehmen eine Wanderung in die Hügel auf dem Festland und brauchen bei dieser Fahrt die Hilfe irgendeines Menschen, in den wir Vertrauen setzen dürfen. Da sind Sie der einzige.

Ob wir nun Erfolg haben oder nicht — die Aufregung, in der Sie mich sehen, wird geschwunden sein."

„Es liegt mir daran, Ihnen gefällig zu sein", erwiderte ich; „doch wollen Sie damit sagen, daß dieser hölliſche Käfer zu Ihrem Ausflug in die Berge in irgendwelcher Beziehung ſteht?"

„Allerdings."

„Dann, Legrand, muß ich Ihnen ſagen, daß ich bei einem ſo unſinnigen Vorhaben keine Rolle übernehmen kann."

„Tut mir leid — ſehr leid — denn dann müſſen wir es allein verſuchen."

Allein verſuchen! Der Mann iſt verrückt, dachte ich. — „Doch halt! Wie lange gedenken Sie fortzubleiben?"

„Vorausſichtlich die ganze Nacht. Wir werden ſogleich aufbrechen und jedenfalls bei Sonnenaufgang zurück ſein."

„Und wollen Sie mir auf Ehre verſprechen, daß Sie heimkehren und meinem Rat wie dem Ihres Arztes folgen wollen, ſobald dieſe Grille vorüber und die Käfergeſchichte — großer Gott! — zu Ihrer Befriedigung erledigt iſt?"

„Ja, ich verſpreche es! — Und nun laſſen Sie uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Mit ſchwerem Herzen begleitete ich meinen Freund. Wir brachen gegen vier Uhr auf — Legrand, Jupiter, der Hund und ich. Der Neger ſchleppte Sichel und Spaten; er hatte darauf beſtanden, alles zu tragen, mehr aus Beſorgnis, jegliches Werkzeug aus dem Bereiche ſeines Herrn fernzuhalten, als aus übertriebenem Pflichteifer oder Liebenswürdigkeit. Er war äußerſt mürriſch, und „das verfluchte Käfer!" waren die einzigen Worte, die

ihm auf der Wanderung entschlüpften. Ich selbst war mit ein paar Blendlaternen bepackt, während Legrand sich mit dem Skarabäus begnügte, der an einem Bindfaden baumelte, den er mit der Miene eines Zauberers im Gehen hin und her schwenkte. Als ich diesen letzten klaren Beweis von der Geistesverwirrung meines Freundes gewahrte, konnte ich kaum die Tränen zurückhalten. Ich hielt es jedoch für das beste — wenigstens vorläufig, bis ich energischere Maßregeln mit Aussicht auf Erfolg anwenden konnte —, seinen Wahn zu dulden. Inzwischen versuchte ich, freilich ganz vergeblich, ihn über den Zweck der Expedition auszuhorchen. Nachdem er mich dahin gebracht hatte, ihn zu begleiten, schien er nicht gewillt, sich über unwichtige Dinge zu unterhalten, und ließ sich auf alle meine Fragen zu keiner anderen Antwort herbei als: „Abwarten!"

Wir kreuzten die Bucht mit Hilfe eines Bootes, erklommen die Höhe am Ufer des Festlandes und schritten in nordwestlicher Richtung fort, durch eine wüste und einsame Gegend, wo keine Menschenseele zu erspähen war. Legrand ging mit großer Sicherheit voran und blieb nur hie und da einen Augenblick stehen, um gewisse Wegzeichen, die er bei früherer Gelegenheit selbst gemacht zu haben schien, zu befragen.

In dieser Weise zogen wir etwa zwei Stunden dahin, und die Sonne ging gerade unter, als wir in eine Gegend gelangten, die noch unendlich viel trauriger war als die bisher durchwanderte. Es war eine Art Hochebene nahe dem Gipfel eines fast unersteigbaren Berges, der von unten bis oben dicht bewaldet war und hie und da riesige Felsblöcke trug, die lose auf dem Boden zu liegen und am Hinabrollen ins Tal lediglich durch die Bäume

verhindert zu ſein ſchienen, an deren Stämmen ſie lehnten. Tiefe, nach allen Richtungen ſich hinziehende Schluchten gaben der Landſchaft einen noch düſtereren, ernſten Charakter.

Die natürliche Plattform, zu der wir emporgeklommen, war dicht mit Brombeergeſtrüpp überwuchert, durch das wir uns ohne die Hilfe der Sichel nicht hätten hindurchdrängen können. Auf Anordnung ſeines Herrn machte Jupiter ſich daran, uns einen Weg zu einem ungeheuren Tulpenbaum zu bahnen, der in Geſellſchaft von acht bis zehn Eichen auf der Höhe der Ebene ſtand. Der Tulpenbaum überragte ſie alle, überbot auch an Mächtigkeit und Laubfülle, an Ausſpannung der Äſte und Majeſtät der Erſcheinung alle anderen Bäume, die ich je geſehen. Als wir dieſen Baum erreichten, wandte ſich Legrand an Jupiter mit der Frage, ob er wohl den Baum erklimmen könne. Der Alte ſchien durch dieſe Frage nicht wenig verblüfft und gab zunächſt keine Antwort. Schließlich trat er an den rieſigen Stamm heran, ging langſam um ihn herum und betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Als er damit fertig war, ſagte er nur: „Ja, Maſſa. Jup erklettern jedes Baum, was geſehen im Leben."

„Dann alſo hinauf mit dir — ſo ſchnell als möglich; es wird bald nicht mehr hell genug ſein, um das zu ſehen, um was es ſich hier handelt."

„Wie weit ich muſſen hinaufgehen?" fragte Jupiter.

„Klettere nur zuerſt den Stamm hinauf, und dann werde ich dir ſagen, welchen Weg du nehmen mußt — und hier — halt! — nimm den Käfer mit dir."

„Das Käfer, Maſſa Will? — Das Goldkäfer?" ſchrie der Neger, entſetzt zurückweichend. „Warum das tote

Käfer muſſen hinauf auf das Baum? — Verdammt, wenn ich das tun!"

„Wenn du dich fürchteſt, Jup, — ſo ein großer ſtarker Neger, wie du biſt —, einen harmloſen kleinen Käfer in der Hand zu halten, ſo kannſt du ihn hier am Strick tragen. Aber wenn du ihn nicht auf irgendeine Weiſe hinauf bringſt, zwingſt du mich, dir mit der Schaufel hier den Schädel einzuſchlagen."

„Was Maſſa denn haben?" ſagte Jup, der ſich augenſcheinlich ſchämte und nachgiebiger wurde. „Immer wollen Streit machen mit altes Nigger. Alles geweſen nur Spaß. Ich das Käfer fürchten? Was mich kümmern das Käfer!"

Mit dieſen Worten ergriff er behutſam das äußerſte Ende der Schnur und begann den Baum zu erklettern, wobei er das Tier ſo weit von ſeinem Körper abhielt, wie dies nur möglich war.

Der Tulpenbaum, Liriodendron tulipiferum, der prächtigſte Waldbaum Amerikas, hat, ſolange er jung iſt, einen eigentümlich glatten Stamm, der ſich oft zu bedeutender Höhe erhebt, bevor er Seitenäſte anſetzt; in reiferen Jahren aber wird die Rinde riſſig und uneben, während viele kurze Äſte ſich vom Stamm abzweigen. So war in dieſem Falle der Aufſtieg nicht ſo ſchwierig, wie es den Anſchein hatte. Indem Jupiter ſich mit Armen und Knien ſo feſt wie möglich an die koloſſale Säule anpreßte und mit den Händen und nackten Zehen kleine Vorſprünge geſchickt benutzte, wand er ſich, nachdem er ein- oder zweimal beinahe abgeſtürzt wäre, ſchließlich bis in die erſte große Gabelung hinauf und meinte nun, er habe ſeine Aufgabe großartig erfüllt. Die Gefahr der Sache war jetzt tatſächlich beinahe vorüber, obgleich der

Kletterer sich sechzig bis siebzig Fuß über dem Erdboden befand.

„Welchen Weg muſſen ich weitergehen, Maſſa Will?" fragte er.

„Bleibe auf dem stärksten Aſt — dem auf dieſer Seite hier", ſagte Legrand.

Der Neger gehorchte ihm ſofort und anſcheinend mühelos, bis keine Spur ſeiner ſtämmigen Geſtalt mehr durch das dichte Laubwerk hindurch zu ſehen war. Plötzlich erſchallte von droben ein Hallo-Ruf.

„Wieviel weiter ich noch muſſen gehn?"

„Wie weit biſt du oben?" fragte Legrand.

„Sehr viel weit", antwortete der Neger. „Ich ſehen den Himmel von über das Baum."

„Kümmere dich nicht um den Himmel, ſondern beachte, was ich ſage. Blicke am Stamm entlang hinab und zähle die Hauptäſte auf dieſer Seite; wie viele haſt du unter dir?"

„Eins — zwei — drei — vier — finf — ich haben finf große Aſte unter mir auf dieſes Seite."

„Dann geh noch einen Aſt höher."

Nach einigen Minuten erſcholl die Stimme wiederum und zeigte an, daß der ſiebente Aſt erreicht ſei.

„Jetzt, Jup," rief Legrand, erſichtlich ſehr aufgeregt, „wünſche ich, daß du auf deinem Aſt ſo weit als irgend möglich hinauskriechſt. Wenn du irgend etwas Sonderbares ſiehſt, ſo laß es mich wiſſen."

Hiermit war auch der letzte Zweifel, den ich vielleicht noch an meines Freundes Verrücktheit gehabt haben mochte, endgültig abgetan. Während ich darüber nachſann, was da am beſten zu tun ſei, ertönte Jupiters Stimme von neuem.

„Ich haben Angſt, auf dieſes Aſt ſehr viel weit vorzugehen — ſein faſt ganz ein totes Aſt.“

„Sagteſt du, es ſei ein toter Aſt, Jupiter?“ rief Legrand mit bebender Stimme.

„Ja, Maſſa, — ſein tot wie ein Türnagel — ganz tot für ganzes Leben.“

„Was in des Himmels Namen ſoll ich tun?“ fragte Legrand in höchſter Verzweiflung.

„Tun?“ ſagte ich, erfreut über dieſe Gelegenheit zum Eingreifen. „Ja, heimgehen und ſich ins Bett legen. Kommen Sie jetzt! Seien Sie gut! Es wird ſpät, und überdies denken Sie an Ihr Verſprechen!“

„Jupiter,“ rief er, ohne mich im geringſten zu beachten, „hörſt du mich?“

„Ja, ich hören Maſſa Will ganz deutlich.“

„Dann prüfe alſo das Holz ſorgfältig mit deinem Meſſer und ſieh, ob du es für ſehr morſch hältſt.“

„Holz morſch, ganz beſtimmt,“ erwiderte der Neger nach kurzer Pauſe, „aber nicht ſo ſehr morſch, als eigentlich ſein mußten. Ich können ein wenig allein auf das Aſt hinausrutſchen. Das ſein möglich.“

„Allein? — Was meinſt du damit?“

„Ho, ich meinen das Käfer. Sein ſehr ſchweres Käfer. Wann ich laſſen ihm grade hinunterfallen, dann werden das Aſt mit Gewicht von bloß ſo ein Nigger nicht brechen.“

„Du verfluchter Schurke!“ ſchrie Legrand erleichtert. „Was ſoll das heißen, daß du ſolche Dummheiten redeſt! Wenn du den Käfer fallen läßt, breche ich dir das Genick. Paß auf, Jupiter; hörſt du mich?“

„Ja, Maſſa. Nicht nötig haben, ſo viel auf armes Nigger zu ſchimpfen.“

„Gut, alſo höre! — Wenn du dich auf dem Aſt ſo weit, als du es für möglich hältſt, hinauswagen willſt, ohne den Käfer fallen zu laſſen, ſo will ich dir, ſowie du wieder herunterkommſt, einen Silberdollar zum Geſchenk machen.“

„Ich wollen es tun, Maſſa — ja, ganz gewiß!“ antwortete der Neger ſchnell. — „Ich ſein faſt am Ende jetzt.“

„Am Ende?!“ ſchrie Legrand heraus. „Willſt du ſagen, du ſeieſt ganz am Ende des Aſtes?“

„Bald ganz am Ende, Maſſa — o, o, o — oha! — Gott ſein mir gnädig! — Was ſein das hier auf das Baum?“

„Nun,“ rief Legrand hocherfreut, „was iſt es?“

„Ho — nichts als ein Schädel — einer haben ſein Kopf gelaſſen auf Baum, und die Krähen haben abmachen jedes bißchen Fleiſch.“

„Ein Schädel, ſagſt du! — Gut, prächtig! Wie iſt er am Aſt befeſtigt? Womit wird er oben gehalten?“

„Ich muſſen nachſehen, Maſſa. — Ho, ſein ganz ſeltſames Anfeſtigung — auf mein Wort! Da ſein großes dickes Nagel durch Schädel, das ihm feſtmachen auf das Baum!“

„Alſo, Jupiter, paß auf. Tu genau, was ich dir ſage. — Hörſt du?“

„Ja, Maſſa.“

„Aufgepaßt! Suche das linke Auge von dem Schädel.“

„Ho — ſein gut das — kein Auge nicht da ſein überhaupt nicht.“

„Deine verwünſchte Dummheit! — Kannſt du deine rechte Hand von der linken unterſcheiden?“

„Ja, ich wiſſen das — wiſſen gut alles darüber — ſein mein linkes Hand, mit das ich hacken Holz.“

„Stimmt! Du biſt linkshändig. Und dein linkes Auge iſt auf derſelben Seite wie deine linke Hand. Ich hoffe, du kannſt nun das linke Auge des Schädels finden — oder vielmehr die Stelle, wo es geweſen iſt. Haſt du's gefunden?"

Lange Pauſe.

Endlich fragte der Neger: „Sein linkes Auge von das Schädel auf ſelbes Seiten wie linkes Hand von das Schädel? Weil Schädel nichts ein bißchen haben von Hand. Aber tun nichts — ich haben jetzt finden linkes Auge! Was ſollen ich tun damit?"

„Laß den Käfer hindurchfallen, ſo weit als der Strick reicht. Aber ſei vorſichtig und laß den Strick nicht aus der Hand."

„Alles das fertig, Maſſa Will. Sehr viel leichtes Ding, das Käfer ſtecken durch das Loch. Maſſa müſſen ihm ſehn von unten."

Während dieſer Unterhaltung konnte man von Jupiters Geſtalt nicht das geringſte ſehen; aber der Käfer, den er herunterhängen ließ, wurde jetzt mit dem Ende der Schnur ſichtbar und glitzerte in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die unſeren hohen Standort noch trafen, wie eine glatte Goldkugel. Der Skarabäus hing frei zwiſchen dem Aſtwerk und würde, wenn man ihn fallen gelaſſen hätte, vor unſern Füßen niedergefallen ſein.

Legrand nahm ſogleich die Sichel zur Hand und mähte genau unter dem Inſekt einen Kreis von drei bis vier Ellen Durchmeſſer ſauber ab. Dann befahl er Jupiter, den Strick fallen zu laſſen und herunterzukommen. Genau an der Stelle, wo der Käfer hingefallen war, trieb er einen Pflock in die Erde und zog ein Bandmaß

aus der Tasche. Er befestigte das eine Ende desselben an der Stelle des Baumstammes, die dem Pflock zunächst lag, rollte das Band auf, bis es an den Pflock reichte, und zog es in der durch die beiden Punkte an Baum und Pflock gegebenen Richtung noch fünfzig Fuß weiter, wobei Jupiter das Brombeergestrüpp mit der Sichel beiseite räumte. An dem so erhaltenen Punkt wurde ein zweiter Pflock eingetrieben und von diesem Mittelpunkt aus ein Kreis von etwa vier Fuß Durchmesser beschrieben. Indem Legrand nun einen Spaten ergriff und mir wie Jupiter einen reichte, ersuchte er uns, so schnell als möglich zu graben.

Ich muß gestehen, daß ich an solcher Betätigung niemals Gefallen gefunden hatte und sie auch jetzt von Herzen gern zurückgewiesen hätte; denn die Nacht kam heran, und ich fühlte mich durch die bisherigen Strapazen schon sehr ermüdet. Aber ich sah keine Möglichkeit zum Ausweichen und fürchtete, durch meine Weigerung meines armen Freundes Seelenruhe zu stören. Wahrhaftig, hätte ich auf Jupiters Hilfe rechnen können, so würde ich mit dem Versuch nicht gezögert haben, den Irrsinnigen gewaltsam heimzuschleppen! Doch kannte ich den alten Neger zu gut, als daß ich hätte hoffen können, er werde mich unter irgendwelchen Umständen bei einem Angriff auf seinen Herrn unterstützen. Ich zweifelte nicht, daß dieser von dem im Süden häufig grassierenden Aberglauben an vergrabene Schätze angesteckt und in seinem Wahn durch den Fund des Skarabäus, vielleicht auch durch Jupiters hartnäckige Behauptung, der Käfer sei von echtem Gold, bestärkt worden sei. Ein zum Irrsinn veranlagter Geist mußte durch solche Gedanken leicht verwirrt werden können — besonders wenn sie mit lang

gehegten Lieblingsideen in Einklang ſtanden —, und dann rief ich mir auch des armen Jungen Worte ins Gedächtnis zurück: der Käfer ſei ihm der Wegweiſer zu einem neuen Vermögen. Das Ganze ärgerte und beunruhigte mich ſehr; zuletzt beſchloß ich aber, aus der Not eine Tugend zu machen — gutwillig zu graben und dadurch möglichſt ſchnell den Träumer durch Augenſchein von der Haltloſigkeit ſeiner Anſchauungen zu überzeugen.

Die Laternen wurden angezündet, und wir alle begannen mit einem Eifer zu graben, der einer vernünftigeren Sache würdig geweſen wäre. Wie der Lichtſchein ſo auf uns und unſere Werkzeuge fiel, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, welch romantiſches Bild wir boten und wie unheimlich und verdächtig unſere Arbeit einem zufälligen Beobachter erſcheinen müßte.

Ununterbrochen arbeiteten wir zwei Stunden lang. Es wurde wenig geſprochen, und nur das Gebell des Hundes, der unſer Tun mit lebhafter Anteilnahme verfolgte, ſtörte uns etwas. Das Vieh wurde ſchließlich ſo laut, daß wir fürchteten, es könne Vagabunden, die ſich etwa in der Nähe befänden, auf uns aufmerkſam machen. Richtiger geſagt, war das nur Legrands Beſorgnis — ich ſelbſt würde mich über jede Unterbrechung gefreut haben, die es mir ermöglicht hätte, den Abenteurer heimzubringen. Der Hund wurde endlich durch Jupiter, der mit zorniger Entſchloſſenheit aus der Grube herausſtieg, auf ſinnreiche Weiſe zum Schweigen gebracht: der Neger band ihm mit ſeinen Hoſenträgern das Maul zu. Darauf nahm er kichernd ſeine Arbeit wieder auf.

Nach Verlauf der zwei Stunden hatten wir eine Tiefe von fünf Fuß erreicht, und noch immer konnte man nichts

von einem Schatz entdecken. Eine allgemeine Ruhepause trat ein, und ich begann zu hoffen, die Posse sei zu Ende. Trotz seiner sichtlichen Enttäuschung aber machte sich Legrand, nachdem er sich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, von neuem ans Werk. Wir hatten schon den ganzen Kreis von vier Fuß Durchmesser ausgegraben, und jetzt erweiterten wir den Umkreis ein wenig und gruben noch zwei Fuß tiefer. Noch immer war nichts zu finden.

Der Goldsucher, mit dem ich tiefes Mitleid hatte, kletterte nun mit dem Ausdruck bitterster Enttäuschung aus der Grube heraus und begann langsam und widerwillig seinen Rock wieder anzuziehen, den er zu Beginn der Arbeit abgeworfen hatte. Noch immer sagte ich kein Wort. Auf ein Zeichen seines Herrn raffte Jupiter das Handwerkszeug zusammen. Nachdem dies geschehen und dem Hund die Maulbinde wieder abgenommen worden war, wandten wir uns in tiefstem Schweigen zum Gehen.

Wir hatten kaum zwölf Schritte heimwärts gemacht, als Legrand sich mit einem lauten Fluch auf Jupiter stürzte und ihn beim Kragen packte. Der erstaunte Neger riß Mund und Augen auf, ließ die Spaten fallen und sank in die Knie.

„Du Schurke!" zischte Legrand durch die Zähne. „Du höllischer schwarzer Schuft! — Sprich, sag' ich dir! — Antworte mir auf der Stelle und ohne Ausweichen — wo — welches ist dein linkes Auge?"

„O — mein Hals, Massa Will! — Sein das hier nicht mein linkes Auge ganz gewiß?" heulte der entsetzte Jupiter, indem er die Hand auf sein rechtes Sehorgan legte und sie dort mit verzweifelter Hartnäckigkeit fest

anpreßte, wie in wahnsinniger Angst, sein Herr könne es ihm ausreißen wollen.

„Ich dachte es mir! — Ich wußte es! — Hurra!" jubelte Legrand, den Neger loslassend, und führte einen wahren Freudentanz auf — sehr zum Erstaunen seines Dieners, der sich von den Knien erhoben hatte und abwechselnd von seinem Herrn zu mir und von mir zu seinem Herrn blickte.

„Kommt, wir müssen zurück!" sagte letzterer; „das Spiel ist noch nicht verloren." Und er schritt wieder zum Tulpenbaum voran.

„Jupiter," sagte er, als wir am Fuß des Stammes angekommen waren, „komm her! War der Schädel mit dem Gesicht nach außen oder nach dem Stamm zu auf den Ast genagelt?"

„Das Gesicht waren außen, Massa, — daß Krähen gut können kommen an Augen ohne alles Mühe."

„Schön also. War es dies Auge oder das, durch das du den Käfer niederließest?" — und Legrand tippte Jupiter auf jedes Auge.

„Waren dies Auge, Massa, — linkes Auge — ganz wie Massa haben sagen", und der Neger zeigte auf sein rechtes Auge.

„Das genügt. Wir müssen es noch einmal versuchen."

Hier nahm mein Freund, in dessen Wahnsinn ich nun gewisse Anzeichen von Methode zu sehen glaubte, den Pflock, der die Stelle markierte, wo der Käfer niedergefallen war, und steckte ihn etwa drei Zoll weiter nach Westen in den Boden. Nun zog er das Bandmaß von der Stelle des Stammes, die dem Pflock zunächst lag, über diesen hinaus und wie vorher in gerader Linie fünfzig Fuß weiter. So wurde ein Punkt gefunden, der einige

Ellen von dem entfernt war, bei dem wir mit dem Graben begonnen hatten.

Rund um diese neue Stelle wurde nun ein Kreis gezogen, der etwas größer war als der vorige, und wieder begannen wir mit den Spaten zu arbeiten. Ich war furchtbar müde; aber mein Widerwillen gegen die mir auferlegte Mühe war jetzt geschwunden, obschon ich den Wechsel in meiner Anschauung nicht begriff. Mich überkam ein unerklärlicher Eifer — ja, geradezu eine Begeisterung. Vielleicht war in dem seltsamen Betragen Legrands so etwas wie Bedachtsamkeit und Umsicht, das auf mich Eindruck machte. Ich grub eifrig weiter und ertappte mich hie und da dabei, wie ich geradezu mit Erwartung nach dem erträumten Schatze ausspähte, der meinen unglücklichen Gefährten um den Verstand gebracht hatte.

Als wir etwa anderthalb Stunden gearbeitet hatten und jene merkwürdige Spannung mich wieder besonders stark beherrschte, wurden wir von neuem durch ein wildes Geheul unseres Hundes gestört. Seine Unruhe war beim erstenmal wohl nichts als Spielerei oder Laune gewesen, jetzt aber nahm sie einen ernsten und drohenden Ton an. Als Jupiter wiederum versuchte, ihm das Maul zuzubinden, leistete er rasenden Widerstand, sprang in die Grube und warf mit seinen Klauen wütend die Erde auf. In wenigen Sekunden hatte er einen Haufen menschlicher Knochen bloßgelegt, die zwei vollständige Skelette bildeten; dazwischen lagen mehrere Metallknöpfe und Reste vermoderten Wollstoffes. Ein oder zwei Spatenstiche förderten die Klinge eines spanischen Messers zutage, und beim Weitergraben kamen drei bis vier verstreute Gold- und Silbermünzen ans Licht.

Beim Anblick dieſer Münzen wurde Jupiter von ganz unbändiger Freude erfaßt, die Mienen ſeines Herrn aber drückten geradezu Enttäuſchung aus. Er eiferte uns jedoch an, die Arbeit fortzuſetzen, und die Aufforderung war kaum ergangen, als ich ſtolperte und vornüber hinfiel: ich war mit der Schuhſpitze in einem Eiſenring hängen geblieben, der halb verſteckt im weichen Boden lag.

Wir ſchafften jetzt im Ernſt, und nie habe ich zehn Minuten größerer Aufregung durchlebt. In dieſer Zeit hatten wir glücklich eine längliche Holzkiſte bloßgelegt, deren tadelloſer Zuſtand und auffallende Feſtigkeit den Schluß zuließen, daß ſie einem künſtlichen Verſteinerungsprozeß — vermutlich mit Queckſilberchlorid — unterworfen worden war.

Dieſe Kiſte war drei und einen halben Fuß lang, drei Fuß breit und zwei und einen halben Fuß tief. Sie war durch ſchmiedeeiſerne genietete Bänder, die das Ganze wie mit Gitterwerk umfaßten, feſt verwahrt. Auf jeder Seite der Kiſte befanden ſich ziemlich oben drei Eiſenringe — im ganzen ſechs — an denen ſie von ſechs Perſonen bequem und ſicher getragen werden konnte. Unſere äußerſten gemeinſamen Anſtrengungen erzielten nur eine geringe Verſchiebung des Koffers aus ſeiner Lage. Wir ſahen ſogleich die Unmöglichkeit, ein ſo großes Gewicht herauszuheben. Glücklicherweiſe beſtand der einzige Verſchluß des Deckels in zwei Schiebebolzen. Dieſe zogen wir bebend in atemloſer Erwartung auf. In einem Augenblick lag ein Schatz von unberechenbarem Werte ſchimmernd vor uns. Als die Strahlen der Laternen in die Grube fielen, flammte von einem Durcheinander von Gold und Juwelen ein gleißendes Funkeln auf, das uns faſt blendete.

Ich will nicht versuchen, zu beschreiben, mit welchen Gefühlen ich hinunterstarrte; Staunen war natürlich vorherrschend. Legrand schien vor Aufregung erschöpft und sagte nur wenig. Jupiters Antlitz wurde minutenlang so tödlich bleich, wie die Natur der Dinge dies einem Negergesicht erlaubt. Er schien betäubt — vom Blitz getroffen. Plötzlich sank er in der Grube in die Knie, wühlte die nackten Arme bis zu den Ellenbogen ins Gold und ließ sie da ruhen, als genieße er die Wonnen eines Bades. Endlich, nach einem tiefen Seufzer, rief er wie im Selbstgespräche aus:

„Und das alles sein kommen von das Goldkäfer! O das hübsches Goldkäfer! Das armes kleines Goldkäfer, was ich haben schimpfen so sehr viel bös! — Mussen du dich nicht schämen, Nigger? — Sagen mir das!"

Es wurde schließlich nötig, daß ich Herrn wie Diener mahnte, den Schatz schleunigst wegzuschaffen. Es wurde spät, und wir mußten uns beeilen, um alles vor Tagesanbruch bergen zu können. Wie das geschehen sollte, war allerdings schwer zu sagen, und viel Zeit wurde durch Beratungen verschwendet — so wirr waren alle unsere Gedanken. Endlich erleichterten wir die Kiste um zwei Drittel ihres Inhaltes, wonach es uns mit einiger Mühe gelang, sie aus dem Loch zu heben. Die herausgenommenen Gegenstände wurden unter das Brombeergesträuch gelegt, und der Hund, dem Jupiter einschärfte, keinesfalls von der Stelle zu weichen noch vor unserer Rückkehr einen Laut von sich zu geben, mußte als Wächter zurückbleiben. Dann eilten wir mit unserer Kiste heim und langten glücklich, doch nach ungeheuerer Anstrengung, morgens ein Uhr in der Hütte an. Ermattet, wie wir waren, konnten wir unmöglich sogleich weiter-

arbeiten. Wir ruhten bis zwei und hielten unſer Nachtmahl. Dann brachen wir wieder nach dem Feſtland auf, mit drei großen Säcken verſehen, die ſich glücklicherweiſe im Hauſe vorgefunden hatten. Kurz vor vier trafen wir bei der Grube ein, verteilten den Reſt der Beute möglichſt gleichmäßig unter uns drei und machten uns, ohne die Löcher wieder zuzuſchütten, von neuem auf den Heimweg. Wir erreichten die Hütte, gerade als die erſten ſchwachen Strahlen der Morgenſonne im Oſten die Baumſpitzen röteten, und legten zum zweiten Male unſere goldene Bürde nieder.

Wir waren jetzt völlig erſchöpft, doch viel zu aufgeregt, um wirklich Ruhe zu finden. Nach drei bis vier Stunden unruhigen Schlafes erhoben wir uns wie auf Verabredung, um unſeren Schatz zu unterſuchen.

Die Kiſte war bis zum Rand gefüllt geweſen, und wir verbrachten den ganzen Tag und den größten Teil der folgenden Nacht mit der Sichtung ihres Inhalts, der offenbar ohne Ordnung zuſammengehäuft worden war. Nachdem wir alles ſorgfältig ſortiert, ſahen wir uns im Beſitze eines Reichtums, der unſere erſten Vermutungen bei weitem übertraf. An barem Gelde gab es mehr als hundertfünfzigtauſend Dollar — wenn wir die Münzen, ſo gut es ging, nach dem jetzigen Wert berechneten. Nicht ein Silberſtückchen war zu finden; es waren ausſchließlich alte ausländiſche Goldmünzen — franzöſiſches, ſpaniſches und deutſches Geld nebſt ein paar engliſchen Guineen und einigen Spielmarken, wie wir ſolche nie vorher geſehen hatten. Da gab es mehrere ſehr große und ſchwere Goldſtücke, die ſo abgenutzt waren, daß wir ihre Inſchriften nicht mehr entziffern konnten. Amerikaniſches Geld war gar nicht vorhanden.

Den Wert der Juwelen abzuschätzen, war schwieriger für uns. Da gab es Diamanten — einige davon außerordentlich groß und schön — hundertundzehn im ganzen, und nicht einer gehörte zu den kleinen; achtzehn Rubinen von erstaunlichem Feuer; dreihundertundzehn Smaragden, alle wunderschön; einundzwanzig Saphire und einen Opal. Diese Steine waren sämtlich aus ihren Fassungen gebrochen und lose in die Kiste geworfen worden. Die Fassungen selbst, die wir aus dem anderen Gold herausſuchten, schienen mit dem Hammer zusammengeschlagen zu sein, als sollte dadurch eine Identifikation unmöglich gemacht werden. Außerdem gab es eine Menge reingoldener Schmucksachen; an zweihundert massive Ringe und Ohrringe; prächtige Ketten, an dreißig, wenn ich mich recht erinnere; dreiundachtzig sehr große und schwere Kruzifixe; fünf goldene Weihrauchbecken von größtem Wert; eine umfangreiche goldene Punschbowle mit Weinlaubornamenten und bacchantischen Figuren; zwei wunderbar fein ziselierte Schwertgriffe und viele andere kleine Dinge, deren ich mich im einzelnen nicht mehr entsinnen kann. Das Gewicht dieser Wertsachen betrug mehr als dreihundertundfünfzig Pfund, und in diese Berechnung habe ich hundertsiebenundneunzig prächtige goldene Uhren nicht mit eingeschlossen, worunter sich drei befanden, deren jede fünfhundert Dollar wert war. Viele von ihnen waren sehr alt und, da das Werk mehr oder weniger vom Rost gelitten hatte, als Zeitmesser nicht mehr brauchbar — doch alle waren mit Juwelen besetzt und hatten sehr wertvolle Gehäuse. Wir schätzten in jener Nacht den gesamten Inhalt der Kiste auf anderthalb Millionen Dollar, und bei der späteren Veräußerung des Geschmeides und der Juwelen (einige wenige Dinge hatten

wir für unseren Gebrauch zurückbehalten) fand es sich, daß wir den Schatz noch viel zu gering bewertet hatten.

Als wir endlich unsere Prüfung beendet hatten und die erste große Aufregung vorüber war, ließ sich Legrand, der sah, daß ich vor Ungeduld nach einer Erklärung des wunderbaren Rätsels brannte, zu einer umständlichen Schilderung aller damit verknüpften Einzelheiten herbei.

„Sie werden sich", sagte er, „der Nacht erinnern, da ich Ihnen die flüchtige Skizze reichte, die ich von dem Skarabäus gemacht hatte. Sie werden sich ferner entsinnen, daß ich sehr ärgerlich über Sie wurde, als Sie behaupteten, daß meine Zeichnung eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Totenschädel habe. Als Sie dies zum erstenmal sagten, glaubte ich, Sie scherzten; nachher aber rief ich mir die charakteristischen Flecke auf dem Rücken des Insekts ins Gedächtnis zurück und gestand mir selbst, daß Ihre Bemerkung nicht so ganz unbegründet sei. Dennoch ärgerte mich die Verspottung meiner Zeichenkunst, denn ich gelte als leidlich guter Zeichner. Als Sie mir daher das Pergamentstückchen reichten, wollte ich es zerknittern und ärgerlich ins Feuer werfen."

„Das Papierstückchen meinen Sie", sagte ich.

„Nein. Es hatte viel Ähnlichkeit mit Papier, und zuerst hielt ich es auch für Papier; doch als ich darauf zu zeichnen begann, merkte ich sogleich, daß es ein Fetzen feinsten Pergamentes war. Sie werden sich erinnern: es war ganz schmutzig. Nun, als ich es gerade zu zerknittern begann, fiel mein Blick auf die Skizze, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich tatsächlich genau an der Stelle, wo ich den Käfer hingezeichnet zu haben glaubte, das Abbild eines Totenkopfes gewahrte. Einen Augenblick war ich zum Nachdenken viel zu verblüfft. Ich

wußte, daß meine Zeichnung im einzelnen sehr abweichend von diesem Bilde gewesen war — obgleich man eine gewisse Ähnlichkeit der Umrißlinie zugeben mußte. Ich nahm sofort ein Licht, setzte mich in den fernsten Winkel des Zimmers und machte mich daran, das Pergament genauer zu prüfen. Als ich das Blatt herumdrehte, sah ich auf der Rückseite meine eigene Skizze, genau so, wie ich sie gemacht hatte. Mein erster Gedanke nun war lediglich der des Erstaunens über die wirklich sonderbare Übereinstimmung der Umrisse — über das merkwürdige Zusammentreffen, das in der Tatsache lag, daß sich genau unter meiner Zeichnung des Skarabäus auf der anderen Seite des Pergaments, ohne daß ich es wußte, das Bild eines Schädels befunden habe und daß dieser Schädel nicht nur im Umriß, sondern auch im Umfang so ganz meinem Käferbild ähnlich gewesen sein sollte. Ich sage, die Wunderlichkeit dieses Zusammentreffens verblüffte mich eine Zeitlang vollständig. Das ist fast immer die Wirkung solcher Zufälle. Der Geist müht sich, Beziehungen aufzudecken — eine Kette von Ursachen und Wirkungen — und leidet, da dies ihm unmöglich ist, unter zeitweiser Lähmung. Als ich mich aber von dieser Betäubung erholte, dämmerte allmählich in mir eine Überzeugung auf, die mich noch weit mehr überraschte als jenes zufällige Zusammentreffen. Ich begann mich klar und bestimmt zu erinnern, daß *keine* Zeichnung auf dem Pergament gewesen war, als ich darauf meine Skizze des Skarabäus machte. Fester und fester wurde diese Überzeugung in mir, da ich mit Sicherheit wußte, daß ich auf der Suche nach der reinsten Stelle zuerst die eine und dann die andere Seite geprüft hatte. Wäre der Schädel damals dagewesen, so hätte er meinen Augen

unmöglich entgehen können. Hier war also wirklich ein Geheimnis, das ich mir nicht erklären konnte; aber schon damals glühte in den entlegensten, geheimsten Kammern meines Intellekts eine schwache Ahnung von jener Wahrheit auf, welche das Abenteuer der letzten Nacht so glänzend erwiesen hat. Sofort stand ich auf, verwahrte sorgfältig das Pergament und verschob jedes weitere Nachsinnen, bis ich allein sein würde.

Als Sie gegangen waren und Jupiter fest schlief, ging ich von neuem und mit mehr Methode an die Untersuchung der Sache. Zunächst überlegte ich, wie ich in den Besitz des Pergamentes gekommen war. Der Ort, wo wir den Skarabäus gefunden hatten, lag auf der Küste des Festlandes, ungefähr eine Meile östlich von der Insel, und war nur wenig über den Wasserstand der Flutzeit erhöht. Als ich das Tier ergriff, kniff es mich so heftig in den Finger, daß ich es wieder fallen ließ. Der vorsichtige Jupiter aber, auf den das Insekt zugekrochen kam, sah sich nach einem Blatt oder dergleichen um, womit er es anfassen könnte. Da fiel sein Blick — und auch der meinige — auf das Pergamentstückchen, das ich damals für Papier hielt. Es lag fast ganz im Sand begraben, und nur ein Eckchen schaute hervor. Nicht weit von der Stelle, wo wir es fanden, erblickte ich die Überreste eines Langbootes. Das Wrack mußte schon lange da gelegen haben, denn die Hölzer waren kaum noch als Schiffsmaterial erkennbar.

Jupiter hob also das Pergamentstück auf, wickelte den Käfer hinein und gab es mir. Bald darauf machten wir uns wieder auf den Heimweg und begegneten Leutnant G. Ich zeigte ihm das Insekt, und er bat mich um die Erlaubnis, es nach dem Fort mitnehmen zu

dürfen. Da ich einwilligte, ließ er es in die Westentasche gleiten — ohne das Pergament, das ich, solange er den Käfer betrachtet hatte, in der Hand gehalten. Vielleicht fürchtete er, ich könne noch anderer Sinnesart werden, und hielt es für das beste, den Schatz gleich in Sicherheit zu bringen. Sie wissen ja, wie begeistert er naturgeschichtliche Studien treibt. Gleich darauf mußte ich wohl, ohne es selbst zu wissen, das Pergament in die Tasche gesteckt haben.

Sie wissen wohl noch, daß ich an jenem Abend an den Tisch trat und mich dort nach einem Stückchen Papier umsah, um darauf den Käfer zu skizzieren; es lag aber keins da. Ich suchte im Fach, fand jedoch auch hier keins. Ich griff in meine Taschen, in der Hoffnung, irgendeinen alten Brief zu finden, als meine Hand das Pergament fühlte. Ich erzähle Ihnen deshalb so genau die Einzelheiten, wie es in meinen Besitz gekommen ist, weil gerade diese Einzelheiten besonderen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Sicher werden Sie mich für sehr phantastisch halten — aber schon hatte ich gewisse Beziehungen gefunden. Ich hatte zwei Glieder einer langen Kette zusammengefügt: da lag das Wrack eines Bootes und nicht weit davon ein Pergament — *nicht ein Papier* — mit einem darauf abgebildeten Schädel. Sie werden natürlich fragen: wo sind denn die Beziehungen? Ich erwidere: der Schädel oder Totenkopf ist das wohlbekannte Wappenbild des Piraten. Die Flagge mit dem Totenkopf wird bei jedem Kampf gehißt.

Ich habe gesagt, daß der Fetzen Pergament und nicht Papier war. Pergament ist dauerhaft — fast unzerstörbar. Dinge von geringer Bedeutung werden selten dem

Pergamente anvertraut, da es zum einfachen Schreiben oder Zeichnen längſt nicht ſo bequem iſt wie Papier. Dieſe Erwägung brachte mich dahin, dem Wappenbild des Piraten auf einem Pergamentblatt eine beſondere Bedeutung unterzulegen. Ich verſäumte auch nicht, die Form des Pergamentes zu prüfen. Obſchon eine ſeiner Ecken irgendwie zerſtört worden war, konnte man ſehen, daß das urſprüngliche Format länglich geweſen war. Es war tatſächlich gerade ſo ein Blatt, wie man es für ein Memorandum gewählt haben mochte — für ein Dokument, das lange erhalten bleiben und ſorgſam aufbewahrt werden ſollte."

„Aber," warf ich ein, „Sie ſagen doch auch, der Schädel ſei nicht auf dem Pergament geweſen, als Sie die Zeichnung des Käfers machten. Wie können Sie denn da irgendwelche Beziehungen zwiſchen dem Boot und dem Totenkopf aufſtellen — da der letztere, wie ſie ſelbſt zugeben, zu einer Zeit gezeichnet ſein muß (Gott allein mag wiſſen, wie und von wem), als Ihre Skizze des Skarabäus ſchon fertig war?"

„Ja, hierauf beruhte gerade das ganze Geheimnis; obgleich ich, einmal bei dieſem Punkte angelangt, alles Folgende verhältnismäßig leicht enträtſelte. Meine Schlüſſe waren ſo folgerichtig, daß ſie nur zu einem einzigen Reſultat führen konnten. Ich ſchloß zum Beiſpiel ſo: Als ich den Käfer zeichnete, war kein Totenkopf auf dem Pergament ſichtbar; als ich die Zeichnung fertig hatte, gab ich ſie Ihnen und hielt Sie feſt im Auge, bis Sie ſie zurückgaben. Sie zeichneten alſo nicht den Schädel, und ſonſt war niemand da, der es hätte tun können. Es war alſo nicht durch Menſchenhand geſchehen — und dennoch war es geſchehen!

Als ich in meinen Überlegungen so weit gekommen war, versuchte ich mit aller Kraft meines Erinnerungsvermögens mich in den in Frage stehenden Abend zurückzuversetzen — und das gelang mir auch. Der Tag war kalt gewesen (o seltener und glücklicher Zufall!), und ein Feuer brannte im Kamin. Ich war von der Anstrengung des Tages ermüdet und saß am Tisch; Sie aber hatten sich einen Stuhl zum Feuer gerückt. Gerade als ich Ihnen das Pergament gereicht hatte und Sie es betrachten wollten, kam Wolf, der Neufundländer, herein und sprang an Ihnen empor. Mit der linken Hand streichelten Sie ihn und wehrten ihn ab, während Ihre Rechte, die das Pergament hielt, lässig auf den Knien und nahe bei der Glut lag. Einen Augenblick dachte ich, die Flamme habe das Blatt ergriffen, und wollte Sie warnen, doch ehe ich reden konnte, hatten Sie das Blatt wieder höher gehoben und sahen es an.

Wenn ich alle diese Einzelheiten in Betracht zog, zweifelte ich keinen Moment, daß Hitze die Kunst gewesen war, die den Totenkopf, den ich da auf dem Pergament sah, ans Licht gebracht hatte. Sie wissen ja wohl, daß es chemische Präparate gibt und seit uralten Zeiten gegeben hat, mit deren Hilfe es möglich ist, auf Papier oder Pergament zu schreiben, so daß die Schriftzeichen nur durch Einwirkung von Feuerhitze sichtbar werden. Manchmal wird Saflor verwendet, das in Königswasser aufgelöst und mit dem vierfachen Gewicht Wasser verdünnt eine grüne Tinte ergibt; eine rote erhält man, wenn man Kobalt in Salpetergeist auflöst. Diese Tinten verschwinden, nachdem sie abgekühlt sind, auf längere oder kürzere Zeit, werden aber bei Einwirkung von Hitze wieder sichtbar.

Ich unterſuchte nun den Totenkopf mit der größten Sorgfalt. Seine äußeren Linien, die Linien, die dem Rande des Blattes am nächſten kamen, waren weit deutlicher zu ſehen als die anderen. Es war klar, daß die Erhitzung unvollkommen oder ungleichmäßig vorgenommen worden war. Ich zündete ſogleich ein Feuer an und ſetzte das ganze Pergament gleichmäßig der Hitze aus. Zunächſt war die einzige Wirkung ein ſtärkeres Hervortreten der blaſſen Schädelzeichnung; als ich aber das Experiment fortſetzte, erſchien an der dem Totenkopf diagonal entgegengeſetzten Ecke des Blattes das Bild eines Tieres, das ich zuerſt für eine Geiß hielt. Bei näherem Zuſehen aber fand ich, daß es ein Zicklein vorſtellte."

„Ha ha," lachte ich, „eigentlich habe ich keinen Grund, Sie auszulachen — anderthalb Millionen ſind etwas zu Ernſtes, um darüber zu lachen — aber Sie wollen doch da nicht etwa Ihrer Kette ein drittes Glied anfügen — Sie wollen doch nicht eine beſondere Beziehung zwiſchen Ihrem Piraten und einer Ziege herausfinden? Denn Piraten ſcheinen mir mit Ziegen durchaus nichts zu tun zu haben — dieſe gehören vielmehr ins Bereich der Landwirtſchaft."

„Aber ich ſagte Ihnen doch, das Bild ſei *nicht* das einer Ziege geweſen."

„Schön — alſo ein Zicklein — das iſt doch ſo ziemlich dasſelbe."

„So ziemlich, aber nicht ganz", ſagte Legrand. „Sie haben vielleicht von einem gewiſſen Kapitän Kidd* gehört. Sofort hielt ich das Tierbild für eine Art ſcherzhaftes Familienwappen und hieroglyphiſches Namenszeichen, weil ſein Platz auf dem Pergament das

* Kid (engliſch) heißt Zicklein.

vermuten ließ. Der Totenkopf in der diagonal gegenüberliegenden Ecke schien gleicherweise so etwas wie ein Stempel oder Siegel zu sein. Da aber sonst durchaus nichts auf dem Blatt erscheinen wollte, wurde ich in meiner Annahme doch sehr erschüttert; mir fehlte der Resonanzboden zu meinem erdachten Instrument — der Text zu meinem Kontext."

„Ich verstehe; Sie erwarteten, zwischen dem Stempelbild und dem Namensbild einen Brief zu finden."

„Etwas dergleichen. Tatsache ist, daß ich eine unerklärliche Vorahnung irgendeines gewaltigen Glücksfalls hatte. Ich weiß kaum, warum. Vielleicht war es mehr ein Wunsch als ein wirklicher Glaube; aber wissen Sie auch, daß Jupiters alberne Äußerung, der Käfer sei ganz aus Gold, von merkwürdigem Einfluß auf meine Einbildungskraft war? Und dann die Reihe von Zufällen und Zusammenhängen — das war alles so sehr merkwürdig. Wissen Sie noch, welch reiner Zufall es war, daß diese Ereignisse sich gerade an dem einzigen Tag im Jahre abspielten, an dem es kalt genug gewesen war, daß man ein Feuer anzünden mußte, und daß ohne dies Feuer oder ohne das Dazwischenkommen des Hundes gerade in dem richtigen Augenblick ich niemals den Totenkopf erblickt und also auch niemals Besitzer des Schatzes geworden wäre?"

„Weiter, nur weiter! Ich bin gar zu neugierig."

„Schön also. Gewiß haben auch Sie die abenteuerlichen Geschichten gehört — die tausend dunklen Andeutungen darüber, daß Kidd und seine Genossen irgendwo an der atlantischen Küste einen Goldschatz vergraben haben sollen. Dies Gerede muß doch in einer Tatsache begründet sein; und daß es sich gar so lange

erhalten konnte, ſchien mir Beweis dafür, daß der vergrabene Schatz noch immer nicht gehoben ſei. Hätte Kidd ſeinen Raub nur eine Zeitlang verborgen und ſpäter wieder an ſich genommen, ſo wären dieſe Schatzmärchen wohl kaum in ihrer immer unveränderten Geſtalt bis auf uns gelangt. Es wird Ihnen auffallen, daß die Geſchichten alle von Goldſuchern, nicht von Goldfindern handeln. Hätte der Pirat ſein Geld wiedergefunden, ſo wäre die Sache damit erledigt geweſen. Es ſchien mir, als habe irgendein Zufall — ſagen wir mal der Verluſt eines Schriftſtückes, das genaue Angaben über den Ort des Verſtecks enthielt — ihm die Möglichkeit einer Wiederauffindung genommen und als ſei dieſer Umſtand ſeinen Spießgeſellen bekannt geworden; ſonſt hätten dieſe wohl niemals von einem vergrabenen Schatze gehört und durch ihre vergeblichen Verſuche einer Wiederauffindung und ihre diesbezüglichen Geſpräche Veranlaſſung zu den Gerüchten gegeben. Haben Sie je davon gehört, daß an der Küſte ein Schatz ausgegraben worden ſei?"

„Nein, nie."

„Daß aber Kidds geraubte Schätze enorm geweſen ſein müſſen, iſt wohl bekannt. Ich hielt es alſo für gewiß, daß ſie noch in der Erde ruhten; und es wird Sie wohl nicht weiter wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich die beſtimmte Hoffnung hegte, das auf ſo ſeltſame Weiſe in meinen Beſitz gelangte Pergament enthalte den verlorenen Bericht über den Ort, wo der Schatz verborgen liege."

„Doch was taten Sie nun?"

„Ich fachte das Feuer ſtärker an und hielt das Pergamentſtück wieder dagegen; aber es kam nichts zum

Vorschein. Da kam mir der Gedanke, die Schmutzkruste, mit der das Blatt wie überzogen war, könne mit dem Fehlschlagen meiner Erwartungen in Zusammenhang stehen; ich übergoß also das Pergament behutsam mit warmem Wasser, legte es dann, den Totenkopf nach unten, in eine zinnerne Pfanne und stellte diese auf ein glühendes Kohlenbecken. Als die Pfanne nach einigen Minuten heiß war, nahm ich das Blatt heraus und fand es zu meiner unaussprechlichen Freude hie und da mit reihenweise angeordneten Zeichen bedeckt. Wieder legte ich es in die Pfanne und ließ es noch eine Minute darin. Als ich es diesmal herausnahm, war das Ganze so, wie Sie es jetzt hier sehen."

Legrand, der inzwischen das Pergamentblatt erhitzt hatte, reichte es mir. Zwischen dem Totenkopf und der Ziege waren in roter Tinte und ungefüger Schrift folgende Zeichen zu sehen:

53 ‡ † + 305)) 6 *; 4826) 4 †.) 4 †); 806 *; 48 + 8 II 60)) 85; 1 † (; : † * 8 + 83 (88) 5 * +; 46 (; 88 * 96 * ?; 8) * † (; 485); 5 * + 2: * † (; 4956 * 2 (5 * — 4) 8 II 8 *; 4069285);) 6 + 8) 4 † †; 1 († 9; 48081; 8: 8 † 1; 48 + 85; 4) 485 + 528806 * 81 († 9; 48; (88; 4 († ? 34; 48) 4 †; 161; : 188; † ?;

„Nun," sagte ich, ihm das Blatt wieder hinreichend, „ich bin um kein Haar klüger als zuvor. Und wenn meiner nach Lösung dieses Rätsels alle Juwelenschätze Golkondas warteten — ich bin gewiß, sie nicht gewinnen zu können."

„Und doch", sagte Legrand, „ist die Lösung durchaus nicht so schwierig, wie Sie bei flüchtigem Betrachten annehmen könnten. Die Zeichen bilden, wie jeder leicht erraten wird, eine Geheimschrift — ich meine, sie

enthalten einen Sinn. Aber nach alledem, was von Kidd bekannt ist, konnte ich ihm nicht die Fähigkeit zuschreiben, eine wirklich schwer enträtselbare Geheimschrift zu erfinden. Ich nahm also ohne weiteres an, daß sie recht einfach sein müsse — doch immerhin derart, daß sie dem ungebildeten Seemann ganz unverständlich erscheinen müsse, solange der Schlüssel dazu fehlte."

„Und Sie fanden ihn wirklich?"

„Unschwer; ich habe zehntausendmal dunklere Geheimschriften enträtselt. Die Umstände und auch eine Art Neigung gaben mir ein gewisses Interesse für derlei Rätsel, und mit Recht mag es bezweifelt werden, ob menschlicher Scharfsinn ein Rätsel ersinnen könne, das menschlicher Scharfsinn nicht durch Ausdauer zu lösen vermöchte. Ja, tatsächlich, nachdem es mir gelungen war, zusammenhängende und lesbare Schriftzeichen aufzudecken, maß ich der bloßen Schwierigkeit ihrer Entzifferung kaum noch Bedeutung bei.

Im vorliegenden Falle — wie übrigens bei jeder Geheimschrift — galt die erste Frage der Sprache, in der die Schrift abgefaßt war; denn das Prinzip der Entzifferung, wenigstens soweit es die einfacheren Geheimschriften anlangt, steht mit gewissen Eigentümlichkeiten des entsprechenden Idioms im engsten Zusammenhang. Um nun die betreffende Sprache ausfindig zu machen, bleibt dem, der die Lösung versucht, nichts anderes übrig, als der Reihe nach mit jedem ihm bekannten Idiom den Versuch zu wagen. Bei der vorliegenden Schrift nun war ich durch das Namenszeichen aller Zweifel enthoben. Das Wortspiel „Kidd" ist in keiner anderen Sprache als der englischen möglich. Ohne dieses Hilfsmittel aber hätte ich meine Versuche mit Spanisch oder Französisch

eingeleitet, das heißt mit den Sprachen, die ein Pirat der spanischen Gewässer wohl am ehesten zu schreiben versteht. Wie die Dinge hier jedoch lagen, hielt ich die Schrift für englisch.

Wie Sie sehen, weisen die Zeichen keine Wortzwischenräume auf; wären solche vorhanden gewesen, so hätte ich verhältnismäßig leichte Arbeit gehabt. Dann hätte ich nämlich mit Analysieren und Vergleichen der kürzesten Wörter begonnen, und hätte ich ein Wort von nur einem Buchstaben gefunden, was ziemlich wahrscheinlich war (ein a oder I z. B.), so wäre ich der Lösung gewiß gewesen. Da aber keine Zwischenräume vorhanden waren, war mein erster Schritt, die vorherrschenden wie die am seltensten vorkommenden Buchstaben festzustellen. Nachdem ich alle gezählt, ergab sich folgende Tabelle:

Die Chiffre	8	ist	33 mal vertreten
	;		26 „
	4		19 „
	† und)		16 „
	*		13 „
	5		12 „
	6		11 „
	(		10 „
	+ und 1		8 „
	0		6 „
	9 und 2		5 „
	: und 3		4 „
	?		3 „
	II		2 „
	— und .		1 „

Nun ist im Englischen das e der am häufigsten vorkommende Buchstabe. Die weitere Reihenfolge ist so:

a o i d h n r s t u y c f g l m w b k p q x z. E iſt in ſo auffallender Weiſe vorherrſchend, daß es kaum einen Satz gibt, in dem es nicht der häufigſte Buchſtabe iſt.

So haben wir nun alſo gleich zu Anfang die Grundlage für etwas, das mehr als bloßes Erraten iſt. Wie ſolche Tabelle angewendet wird, iſt leicht erſichtlich — für die vorliegende Schrift aber werden wir ihrer Hilfe nur teilweiſe bedürfen. Da unſer vorherrſchendes Zeichen 8 iſt, ſo wollen wir damit beginnen, es als das e des Alphabetes anzuſehen. Um die Richtigkeit dieſer Annahme nachzuprüfen, wollen wir ſehen, ob 8 häufig paarweiſe ſteht — denn e findet im Engliſchen oft paarweiſe Anwendung, z. B. in Worten wie „meet“, „fleet“, „speed“, „seen“, „been“, „agree“ uſw. Hier in unſerm Fall erſcheint es nicht weniger als fünfmal paarweiſe, trotzdem die Aufzeichnung nur kurz iſt.

Nehmen wir alſo an, 8 ſei e. Nun iſt von allen Worten der engliſchen Sprache der Artikel the das häufigſte; wir wollen darum nachſehen, ob wir nicht mehrmals drei in gleicher Reihenfolge ſtehende Zeichen finden, deren letztes 8 iſt. Finden wir mehrere ſo angeordnete drei Buchſtaben, ſo iſt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß ſie das Wort the vorſtellen. Bei Nachprüfung finden wir nicht weniger als ſieben ſolcher Zeichenſtellungen, nämlich ſiebenmal die zuſammenhängenden Zeichen ;48. Wir können daher folgern, daß ; für t, 4 für h und 8 für e ſteht — was für das letzte Zeichen ſchon voll erwieſen iſt. So haben wir alſo ſchon einen großen Schritt gewonnen.

Durch Feſtſtellung eines einzigen Wortes aber haben wir einen ſehr wichtigen Punkt feſtgelegt, nämlich einige

Anfänge und Endungen anderer Worte. Sehen wir uns z. B. die Stelle an, wo die Kombination ;48 zum vorletzten Male vorkommt — fast am Ende der Aufzeichnung. Wir wissen, daß das unmittelbar daran anschließende ; den Anfang eines Wortes bildet, und von den auf das the folgenden sechs Schriftzeichen sind uns nicht weniger als fünf bekannt. Schreiben wir uns also die Buchstaben, die sie vorstellen sollen, auf, indem wir für den uns noch unbekannten einen kleinen Zwischenraum frei lassen.

t eeth

Hier können wir sofort feststellen, daß wir das the vorläufig unberücksichtigt lassen müssen, da es unmöglich einen Teil von dem mit t anfangenden Worte bilden kann. Dies ergibt sich leicht, wenn wir auf der Suche nach dem einzusetzenden Buchstaben das ganze Alphabet durchgehen. Wir sind also auf das

t ee

beschränkt, und wenn wir nun nochmals das Alphabet durchgehen, kommen wir auf das Wort tree als einzig mögliche Lesart. Wir gewinnen so einen neuen Buchstaben, dargestellt durch das Zeichen (, und die nebeneinander stehenden Worte the tree.

Wenn wir nun ein kurzes Stückchen weiterblicken, so sehen wir wieder die Kombination ;48. Setzen wir an unsere gefundenen zwei Worte die darauf folgenden Zeichen an und bilden mit dem nächsten the den Schluß.

the tree ; 4 († ? 34 the

Nach Einsetzung der uns bereits bekannten Buchstaben erhalten wir

the tree thr † ? 3h the

Lassen wir nun an Stelle der unbekannten Zeichen

entſprechenden Raum oder ſetzen wir Punkte ein, ſo leſen wir

the tree thr . . . h the

wodurch wir ſofort auf das Wort through geraten. Dieſe Entdeckung verſchafft uns wieder drei neue Buchſtaben, nämlich o, u und g, dargeſtellt durch † ? und 3.

Wenn wir jetzt die Geheimſchrift nach Zuſammenſtellung bekannter Zeichen genau durchſehen, finden wir nicht weit vom Anfang dieſe Anordnung

83(88 = egree

was offenbar der Schluß des Wortes degree ſein ſoll und uns wiederum einen Buchſtaben gibt, nämlich d, dargeſtellt durch +.

Vier Buchſtaben hinter dem Wort degree ſehen wir die Kombination

;46(;88*

Indem wir die bekannten Zeichen überſetzen und die unbekannten wie vorher durch Punkte markieren, leſen wir dies:

th . rtee .

eine Zuſammenſtellung, die ſofort auf das Wort thirteen führt und uns wiederum zwei neue Zeichen erklärt: 6 = i und * = n.

Wenden wir uns nun dem Anfang der Geheimſchrift zu, ſo finden wir die Kombination

53††+

Wie vorher überſetzend erhalten wir

. good

was uns den erſten Buchſtaben als a erkennen läßt und die erſten beiden Worte als

A good

Nun ist es Zeit, daß wir unsern Schlüssel, soweit wir ihn entdeckt haben, zu einer Tabelle formulieren, um Irrtümer zu vermeiden. Sie wird so aussehen:

5 = a
+ = d
8 = e
3 = g
4 = h
6 = i
* = n
† = o
(= r
; = t

Wir haben also nicht weniger als zehn der wichtigsten Buchstaben festgestellt, und es ist wohl unnötig, die einzelnen Abschnitte der Auflösung weiterhin zu entwickeln. Ich habe genug gesagt, um Sie zu überzeugen, daß Geheimschriften solcher Art leicht enträtselbar sind, und Ihnen einen Einblick in das anzuwendende Verfahren zu geben. Behalten Sie aber immer im Auge, daß die uns vorliegende Geheimschrift zu den allereinfachsten ihrer Art gehört. Es bleibt nun nur noch übrig, Ihnen die vollständige Übersetzung der Pergamentnotiz zu geben. Hier ist sie:

A good glass in the bishop's hostel in the devil's seat forty-one degrees and thirteen minutes northeast and by north main branch seventh limb east side shoot from the left eye of the death's-head a bee line from the tree through the shot fifty feet out.*

* Deutsch: Ein gut Glas in des Bischofs Haus in des Teufels Sitz einundvierzig Grad und dreizehn Minuten nordöstlich und gen Nord Hauptast siebenter Arm Ostseite schieße durch linkes Auge des Totenkopfs eine Meßschnur von dem Baum durch den Schuß fünfzig Fuß hinaus.

„Aber", sagte ich, „das Rätsel scheint noch geradeso unentwirrbar wie vorher. Wie ist es möglich, aus all diesem Kauderwelsch von devil's seats, death's-heads und bishop's hotels einen Sinn herauszutüfteln?"

„Ich gestehe," erwiderte Legrand, „daß die Sache noch immer bedenklich aussieht, wenn man sie nur oberflächlich betrachtet. Mein erstes Bemühen war, das Ganze in die vom Schreiber gemeinten Einzelsätze zu zerlegen."

„Sie meinen, es zu interpunktieren?"

„Ungefähr ja."

„Wie aber konnten Sie das bewerkstelligen?"

„Ich sagte mir, daß der Schreiber mit der Fortlassung jeglicher Interpunktion einen besonders schlauen Trick beabsichtigte, um die Entzifferung der Geheimschrift zu erschweren. Nun wird aber ein nicht allzu durchtriebener Kopf sich sicherlich durch Übertreibung der Sache verraten; wenn er beim Niederschreiben einen Gedanken erledigt hat, dies also durch eine Lücke oder einen Punkt angezeigt werden müßte, so wird er sicherlich gerade hier seine Zeichen mehr als nötig aneinanderrücken. Wenn Sie das Manuskript prüfen, so werden Sie mit Leichtigkeit fünf solcher ungewöhnlich zusammengedrängten Stellen wahrnehmen. Diesem Wink folgend, trennte ich die Sache so:

A good glass in the bishop's hostel in the devil's seat — forty-one degrees and thirteen minutes — northeast and by north — main branch seventh limb east side — shoot from the left eye of the death's-head — a bee line from the tree through the shot fifty feet out.

„Selbst diese Trennung", sagte ich, „läßt mich im Dunkeln."

„Auch mich ließ es zunächſt im Dunkeln", erwiderte Legrand; „mehrere Tage lang bemühte ich mich in der Gegend von Sullivans Island vergeblich um Auskunft über irgendein Gebäude, das den Namen Bishop's Hotel führe; den veralteten Ausdruck hostel hatte ich natürlich fallen laſſen. Da ich durchaus keine Auskunft erhalten konnte, wollte ich gerade den Umkreis meines Forſchungsgebietes erweitern und überhaupt ſyſtematiſcher vorgehen, als es mir eines Morgens ganz plötzlich in den Sinn kam, daß dies Bishops Hostel mit einer alten Familie namens Bessop zuſammenhängen könne, die in langvergangener Zeit etwa vier Meilen nordwärts von der Inſel einen Herrenſitz gehabt hatte. Ich begab mich alſo in die Pflanzungen hinüber und ſetzte dort meine Nachfrage unter den älteſten Negern fort. Endlich erzählte eine bejahrte Frau, daß ſie von ſo einem Ort wie Bessop's Castle reden gehört habe und daß ſie auch glaube, mich hinführen zu können; es ſei aber weder ein Schloß noch eine Schenke, ſondern ein hoher Fels.

Ich bot ihr eine gute Belohnung an, und nach einigem Zögern willigte ſie ein, mich zu der Stelle hinzuführen. Wir fanden ſie ohne viel Schwierigkeit, und ich entließ das Weib und machte mich daran, den Platz zu unterſuchen. Das ‚Schloß' beſtand aus einer unregelmäßigen Anhäufung von Klippen und Felſen — deren einer ſowohl durch ſeine beſondere Höhe als auch durch ſeine freie Lage und ſeltſame Form bemerkenswert war. Ich kletterte auf ſeinen Gipfel und war nun recht im Zweifel, was fernerhin zu tun ſei.

Während ich ſo nachſann, fielen meine Blicke auf einen ſchmalen Vorſprung an der Oſtſeite des Felſens,

etwa ein Meter unter der höchsten Spitze, auf der ich stand. Dieser Vorsprung hatte eine Ausladung von etwa achtzehn Zoll, und seine Breite betrug nur einen Fuß, während eine Vertiefung in dem ihn überragenden Felsstück dem Ganzen eine gewisse Ähnlichkeit mit den tieflehnigen Sesseln lieh, wie sie bei unsern Altvordern gebräuchlich waren. Ich zweifelte nicht, den im Manuskript erwähnten ‚Teufelssitz' gefunden zu haben, und vermeinte nun auch das ganze Geheimnis in Händen zu halten.

Das ‚gut Glas' konnte sich, wie ich wußte, nur auf ein Teleskop beziehen; denn das Wort ‚Glas' wird von Seeleuten kaum je in anderem Sinn angewendet. Ich sah also gleich, daß hier ein Teleskop vonnöten war, sowie zu seiner Anwendung ein fester Standort, der nicht die geringste Abweichung zuließe. Ich wußte nun ferner, daß die Bezeichnungen ‚einundvierzig Grad und dreizehn Minuten' und ‚nordöstlich und gen Norden' Richtungsangaben zur Einstellung des Glases bedeuteten. Mächtig aufgeregt durch diese Entdeckungen eilte ich heim, holte ein Teleskop und kehrte auf den Felsen zurück.

Ich ließ mich auf den Vorsprung hinabgleiten und fand, daß man nur an einer einzigen Stelle sich sitzend auf ihn niederlassen konnte. Diese Tatsache bestätigte meine vorgefaßte Meinung. Ich suchte nun das Glas einzustellen. Natürlich konnten die Worte ‚einundvierzig Grad und dreizehn Minuten' sich nur auf die Höhenlage über dem sichtbaren Horizont beziehen, da die Stelle am Horizont schon durch die Worte ‚nordöstlich und gen Nord' fest bezeichnet war. Diese letztere Richtung gewann ich ohne jede Schwierigkeit mit Hilfe meines

Taſchenkompaſſes. Ich ſuchte nun, ſo gut ich konnte, das Glas in einen Winkel von einundvierzig Grad zu bringen und bewegte es ganz langſam auf und nieder, bis meine Aufmerkſamkeit durch eine kreisrunde Lücke im Laubwerk eines großen Baumes, der alle andern in der Ferne überragte, gefeſſelt wurde. Im Mittelpunkt dieſer Lücke ſah ich einen weißen Fleck, konnte aber zuerſt nicht erkennen, was es war. Ich ſtellte das Teleſkop noch ſchärfer ein, blickte wieder hindurch und kam nun dahinter, daß es ein Menſchenſchädel ſei.

Bei dieſer Entdeckung hatte ich die feſte Zuverſicht, das Rätſel als gelöſt betrachten zu dürfen; denn die Angaben ‚Hauptaſt, ſiebenter Arm, Oſtſeite' konnten ſich nur auf den Standort des Schädels auf dem Baume beziehen, während ‚ſchieße durch linkes Auge des Totenkopfs' auch nur eine einzige Beziehung haben konnte, nämlich auf den vergrabenen Schatz ſelbſt. Ich ſah, daß die Vorſchrift beſagte, durch das linke Auge ſei eine Kugel hindurchzuwerfen und von der zunächſt liegenden Stelle des Stammes durch den ‚Schuß' (oder die Stelle, wo die Kugel niedergefallen) und noch fünfzig Fuß darüber hinaus eine ſchnurgerade Linie zu ziehen, was einen ganz beſtimmten Punkt ergeben mußte. Und dort — unter dieſem Punkt — ich hielt das wenigſtens für möglich — mußte ein Gut von Wert verborgen liegen."

„Alles dies", ſagte ich, „iſt durchaus klar und, obſchon geiſtreich ausgeklügelt, doch einfach und verſtändlich. Doch als Sie des ‚Biſchofs Haus' verließen — was dann?"

„Nun, nachdem ich mir die Lage des Baumes gut gemerkt hatte, ging ich nach Haus. Sowie ich aber ‚des Teufels Sitz' verlaſſen hatte, war die kreisrunde Lücke

verſchwunden, und wie ich mich auch drehte und wendete, ich konnte ſie nicht wieder entdecken. Was mir der Hauptwitz an der ganzen Sache ſchien, war die Tatſache (denn wiederholtes Experimentieren überzeugte mich, daß es Tatſache war), daß die betreffende kreisrunde Öffnung von keinem anderen Punkte ſichtbar iſt als von dem ſchmalen Vorſprung auf dem Felſengipfel. Bei dieſem Ausflug nach ‚des Biſchofs Haus' war ich von Jupiter begleitet geweſen, der zweifellos ſchon ſeit Wochen mein tiefſinniges Weſen bemerkt hatte und große Sorge trug, mich nicht allein zu laſſen. Am anderen Tage aber ſtand ich ganz früh auf, und es gelang mir, ihm auszureißen; ich begab mich in das Hügelgelände, um den Baum zu ſuchen. Nach vieler Mühe fand ich ihn. Als ich in jener Nacht heimkam, wollte mein Diener mich durchprügeln. Mit dem Reſt des Abenteuers ſind Sie ja ebenſo bekannt wie ich."

„Ich vermute," ſagte ich, „Sie verfehlten die Stelle bei unſerer erſten Nachgrabung durch Jupiters Dummheit, der den Käfer durch das rechte anſtatt durch das linke Auge des Schädels fallen ließ."

„Ganz recht. Dieſer Mißgriff ergab eine Differenz von etwa zweieinhalb Zoll im ‚Schuß', das heißt in der Stellung des Pflocks zum Baum; und hätte ſich der Schatz *unter* dem ‚Schuß' befunden, ſo wäre der Irrtum ohne Bedeutung geweſen. Aber der ‚Schuß' nebſt dem nächſten Punkt des Baumes waren lediglich zwei Punkte zur Aufſtellung einer Richtungslinie; ſo gering der Irrtum anfänglich auch geweſen, ſo ſehr vergrößerte er ſich bei Fortführung der Linie und warf uns, als wir fünfzig Fuß erreicht hatten, ganz aus der Spur. Hätte ich nicht die tiefinnerliche Überzeugung gehabt, daß

hier herum tatsächlich ein Schatz vergraben sei, so wäre alle unsere Arbeit umsonst gewesen."

„Aber Ihr großartiges Auftreten und Ihr merkwürdiges Getue mit dem Käfer, das Hinundherschwingen — wie sonderbar war dies alles! Ich war überzeugt, Sie seien verrückt. Und warum bestanden Sie darauf, statt einer Flintenkugel den Käfer durch den Schädel fallen zu lassen?"

„Ja — offengestanden ärgerte mich Ihr ewiger Argwohn in betreff meiner Gesundheit, und ich beschloß daher, Sie auf meine Weise durch ein bißchen Mystifikation zu bestrafen. Aus diesem Grunde schwenkte ich den Käfer, und aus diesem Grunde ließ ich gerade ihn vom Baum werfen. Eine Bemerkung Ihrerseits über sein großes Gewicht brachte mich auf diesen Gedanken."

„Ja, ich verstehe. Und nun ist mir noch eins unklar. Was sollen wir von den Gerippen halten, die wir in der Grube fanden?"

„Das ist eine Frage, die ich ebensowenig beantworten kann wie Sie selbst. Es gibt jedoch nur eine einzige einleuchtende Erklärung — ist es auch noch so gräßlich, der entsetzlichen Vermutung, die ich aufstellen will, Glauben zu schenken. Es ist klar, daß Kidd — wenn eben, was ich nicht bezweifle, er es war, der den Schatz vergrub — ich sage, es ist klar, daß er Helfer bei der Arbeit gehabt haben muß. Nach Beendigung der Arbeit mag er es aber für ratsam gehalten haben, alle Mitwisser des Geheimnisses beiseite zu schaffen. Vielleicht genügten wenige Beilhiebe, während seine Mithelfer in der Grube tätig waren — vielleicht war auch ein Dutzend nötig — wer kann es sagen?"

DIE SCHWARZE KATZE

Daß man den ſo unheimlichen und doch ſo natürlichen Geſchehniſſen, die ich jetzt berichten will, Glauben ſchenkt, erwarte ich nicht, verlange es auch nicht. Ich müßte wirklich wahnſinnig ſein, wenn ich da Glauben verlangen wollte, wo ich ſelbſt das Zeugnis meiner eigenen Sinne verwerfen möchte. Doch wahnſinnig bin ich nicht — und ſicherlich träume ich auch nicht. Morgen aber muß ich ſterben, und darum will ich heute meine Seele entlaſten. Aller Welt will ich kurz und ſachlich eine Reihe von rein häuslichen Begebenheiten enthüllen, deren Wirkungen mich entſetzt — gemartert — vernichtet haben. Ich will jedoch nicht verſuchen, ſie zu deuten. Mir brachten ſie die fürchterlichſte Qual — anderen werden ſie vielleicht nicht mehr ſcheinen als groteske Zufälligkeiten. Es iſt wohl möglich, daß ſpäter einmal irgendein beſonderer Geiſt ſich findet, der meine anſcheinend phantaſtiſchen Berichte als nüchterne Selbſtverſtändlichkeiten zu erklären vermag — ein klarer und ſcharfer Geiſt, weniger exaltiert als ich, der in den Umſtänden, die ich mit bebender Scheu enthülle, nichts weiter ſieht als die einfache Folge ganz natürlicher Urſachen und Wirkungen.

Seit meiner Kindheit galt ich als ein weichherziger, anſchmiegſamer Menſch. Ja, meine hingebende Herzlichkeit

trat so offen hervor, daß sie oft den Spott meiner Kameraden herausforderte. Da ich eine ganz besondere Zuneigung für die Tiere empfand, beglückten mich meine Eltern gern mit allerlei Lieblingen. Mit diesen verbrachte ich all meine freie Zeit, und nie war ich glücklicher, als wenn ich sie fütterte und liebkoste. Diese Liebhaberei wuchs mit mir heran, und noch im Mannesalter war sie mir eine Hauptquelle meiner Freuden. Wer jemals für einen treuen und klugen Hund wahre Zärtlichkeit hegte, den brauche ich nicht auf die innige Dankbarkeit, die das Tier uns dafür entgegenbringt, hinzuweisen. In der selbstlosen und opferfreudigen Liebe eines Tieres ist etwas, das jedem tief zu Herzen gehen muß, der je Gelegenheit hatte, die armselige ‚Freundschaft' und geschwätzige Treue des ‚erhabenen' Menschen zu erproben.

Ich heiratete früh und war herzlich froh, in meinem Weib ein mir verwandtes Gemüt zu finden. Als sie meine Liebhaberei für allerlei zahmes Getier erkannt hatte, versäumte sie keine Gelegenheit, solche Hausgenossen der angenehmsten Art anzuschaffen. Wir besaßen Vögel, Goldfische, einen schönen Hund, Kaninchen, einen kleinen Affen und — eine Katze.

Diese letztere war ein auffallend großes und schönes Tier, ganz schwarz und erstaunlich klug. Wenn wir auf ihre Intelligenz zu sprechen kamen, gedachte meine Frau, die übrigens nicht im geringsten abergläubisch war, manchmal des alten Volksglaubens, daß Hexen oft die Gestalt schwarzer Katzen anzunehmen pflegen. Nicht, daß sie damit jemals eine ernstliche Anspielung hätte machen wollen — ich erwähne es nur, weil ich gerade jetzt daran dachte.

Die Katze war mein bevorzugter Freund und Spielkamerad. Ich selbst fütterte sie, und wo ich im Hause

ſtand und ging, war ſie bei mir. Nur ſchwer konnte ich ſie davon zurückhalten, mir auch auf die Straße zu folgen.

So beſtand und bewährte ſich unſere Freundſchaft mehrere Jahre lang. In dieſer Zeit aber hatte mein Charakter infolge meiner teufliſchen Trunkſucht — ich erröte bei dieſem Bekenntnis — eine völlige Wandlung zum Böſen durchgemacht. Ich wurde von Tag zu Tag mürriſcher, reizbarer, rückſichtsloſer gegen die Gefühle anderer. Ich erlaubte mir ſelbſt meiner Frau gegenüber rohe Worte. Schließlich ſchlug ich ſie ſogar. Meine Tiere mußten unter meiner Verkommenheit ſelbſtverſtändlich ganz beſonders leiden. Ich vernachläſſigte ſie nicht nur, ſondern mißhandelte ſie auch. Auf die Katze indeſſen nahm ich noch immer ſo viel Rückſicht, daß ich ſie nicht ebenſo ſchlecht behandelte wie die Kaninchen, den Affen und auch den Hund, die ich bei jeder Gelegenheit mißhandelte, wenn ſie mir zufällig oder aus alter Anhänglichkeit in den Weg liefen. Doch mein Leiden wuchs — denn welches Leiden iſt lebenszäher als der Hang zum Alkohol! — und endlich mußte ſelbſt die Katze, die jetzt alt und daher etwas grämlich zu werden begann, die Ausbrüche meiner Übellaunigkeit fühlen.

Eines Nachts, als ich ſchwer betrunken aus einer meiner Schnapsſpelunken nach Hauſe kam, ſchien es mir ſo, als ob die Katze mir ausweiche. Ich packte ſie — und da, wahrſcheinlich erſchreckt durch meine Heftigkeit, riß ſie mir mit den Zähnen eine leichte Schramme über die Hand. Im Augenblick geriet ich in wahnſinnige Wut. Ich war nicht mehr ich ſelbſt. Mein wahres Weſen war plötzlich entflohen, und an ſeiner Stelle ſpannte eine viehiſche, trunkene Bosheit jeden Nerv in mir. Ich nahm aus der Weſtentaſche ein Federmeſſer, öffnete es, riß das arme

Tier am Halſe empor und bohrte bedachtſam eines ſeiner Augen aus ſeiner Höhle heraus! — Die brennende Glut der Scham und kalte Schauer des Entſetzens überfallen mich jetzt, da ich jener hölliſchen Verruchtheit gedenke.

Am andern Morgen, nachdem ich meinen Rauſch verſchlafen hatte und mir die Vernunft zurückgekehrt war, empfand ich halb Grauen, halb Reue über das Verbrechen, deſſen ich mich ſchuldig gemacht hatte; aber es war nur ein ſchwaches, oberflächliches Gefühl, und meine Seele blieb unbewegt. Ich ſtürzte mich aufs neue in wüſte Ausſchweifungen, und bald war im Wein jede Erinnerung an meine Untat erſäuft.

Inzwiſchen erholte ſich die Katze langſam. Die leere Augenhöhle bot allerdings einen ſchrecklichen Anblick, aber Schmerzen ſchien das Tier nicht mehr zu haben. Wie früher ging es im Hauſe umher, floh aber, wie nicht anders zu erwarten war, in wahnſinniger Angſt davon, ſobald ich in ſeine Nähe kam. Es war mir noch immer ſo viel von meinem Gefühl geblieben, daß ich dieſe offenbare Abneigung eines Geſchöpfes, das mich vordem ſo geliebt hatte, anfangs ſchmerzlich empfand. Doch dieſes Empfinden wich bald einem anderen — der Erbitterung. Und dann kam, wie zu meiner endgültigen und unaufhaltſamen Vernichtung, noch der Geiſt des Eigenſinns hinzu. Dieſen Geiſt beachtet die Philoſophie nicht, und dennoch bin ich wie von dem Leben meiner Seele davon überzeugt, daß Eigenſinn eine der urſprünglichſten Regungen des menſchlichen Weſens iſt — eine der elementaren, primären Eigenſchaften oder Empfindungen, die dem Charakter des Menſchen ſeine Richtung geben. Wer hat nicht ſchon hundertmal eine gemeine oder dumme Handlung begangen, einzig und allein, weil er wußte, daß er eigentlich

nicht ſo handeln ſolle! Haben wir nicht eine beſtändige Neigung, das Geſetz zu übertreten, nur weil wir eben wiſſen, daß es „Geſetz“ iſt? Ich ſage, dieſer Geiſt des Eigenſinns war es, der mich endgültig umwarf. Es war jene unergründliche Gier der Seele, ſich ſelbſt zu quälen und im Trotz gegen ihre erhabene Reinheit allein um des Böſen willen das Böſe zu tun, die mich antrieb, meine Schuld an der wehrloſen Katze noch zu erweitern, ſoweit nur eben möglich. So legte ich ihr eines Morgens eine Schlinge um den Hals und knüpfte ſie an einem Baumaſt auf; ich erhängte ſie unter ſtrömenden Tränen und bitterſten Gewiſſensqualen; erhängte ſie, eben weil ich wußte, daß ſie mich geliebt hatte, und weil ich fühlte, daß ſie mir keinen Grund zu dieſer Greueltat gegeben hatte; erhängte ſie, weil ich wußte, daß ich damit eine Sünde beging — eine Todſünde, die meine unſterbliche Seele ſo befleckte, daß, wenn irgendeine Sünde nicht vergeben werden könnte, die unendliche Gnade des allbarmherzigen Gottes ſich meiner Seele nicht erbarmen könnte.

In der auf dieſe grauſame Tat folgenden Nacht wurde ich durch Feuerlärm aus dem Schlafe aufgeſchreckt. Meine Bettvorhänge brannten. Das ganze Haus ſtand in Flammen. Mit knapper Not entrannen wir, meine Frau, unſere Magd und ich, dem Feuertode. Alles wurde vernichtet. Meine ganze irdiſche Habe war dahin, und ich überließ mich von nun an haltloſer Verzweiflung.

Ich habe nicht die Schwäche, zwiſchen meiner Schandtat und dieſem Unglück einen Zuſammenhang, wie etwa Urſache und Wirkung, ſuchen zu wollen. Da ich aber eine Kette von Tatſachen anführe, ſo glaube ich, auch das allerkleinſte Glied nicht unerwähnt laſſen zu dürfen. Am Tage nach dem Brande beſichtigte ich die Trümmerſtätte.

Die Mauern waren bis auf eine eingestürzt. Dies war eine nicht sehr starke Scheidewand, ungefähr aus der Mitte des Hauses, an der das Kopfende meines Bettes gestanden war. Sie hatte die Einwirkung des Feuers hartnäckig überdauert, eine Tatsache, die ich dem Umstande zuschrieb, daß dort der Bewurf erst kürzlich erneuert worden war. Vor dieser Mauer stand eine dichte Menschenmenge, und einzelne Personen schienen eine bestimmte Stelle eingehend und aufmerksam zu untersuchen. Die Worte „sonderbar!" „seltsam!" und andere ähnliche Ausrufe erregten meine Neugier. Ich trat heran — und sah auf die helle Fläche eingedrückt das Reliefbild einer großen Katze. Der Abdruck war erstaunlich naturgetreu. Um den Hals des Tieres lag ein Strick.

Als ich zuerst diesen Höllenspuk erblickte — denn für etwas anderes konnte ich es nicht halten —, geriet ich außer mir vor Staunen und Entsetzen. Schließlich aber kam mir die Überlegung zu Hilfe. Der Garten, in dem ich die Katze erhängt hatte, lag dicht bei dem Hause. Auf den Feuerlärm hin war sofort eine Menschenmenge in den Garten eingedrungen, und irgendeiner mußte dort das Tier abgeschnitten und durch das offenstehende Fenster in mein Zimmer geworfen haben, wahrscheinlich in der guten Absicht, mich dadurch aus dem Schlaf zu wecken. Durch stürzendes Mauerwerk war das Opfer meiner Grausamkeit in die Masse des frisch aufgetragenen Bewurfs eingedrückt worden, und der Kalk dieses letzteren, in Verbindung mit der Brandglut und dem Ammoniak des Kadavers, hatte dann das Reliefbild so wunderbar geprägt, wie es nun zu sehen war.

Obgleich ich dieser eigenen, vernünftigen Erklärung bereitwillig Glauben schenkte, konnte mein Gewissen sich

nicht so leicht beruhigen, und das Ereignis lastete schwer auf meiner Seele. Monatelang beschäftigte sich meine Phantasie mit der Katze, und es erwachte in mir ein Gefühl, das beinahe Reue sein konnte. Es kam so weit, daß ich den Verlust des Tieres bedauerte und mich in den Spelunken, in denen ich mich jetzt meistens herumtrieb, nach einer anderen Katze umsah, die der gemordeten möglichst ähnlich sein und deren Platz bei mir ausfüllen sollte.

Als ich einmal in der Nacht halb stumpfsinnig vor Trunkenheit in einer ganz gemeinen Schnapskneipe saß, wurde ich plötzlich auf einen schwarzen Gegenstand aufmerksam, der oben auf einem riesenhaften Oxhoft Branntwein oder Rum, dem Hauptmöbel der dunstigen Höhle, thronte. Da ich schon einige Minuten lang stier auf die Höhe des Fasses geblickt hatte, war ich jetzt erstaunt darüber, daß ich den Gegenstand dort oben nicht schon früher bemerkt hatte. Es war eine schwarze Katze — eine sehr große — gerade so groß wie die ermordete und dieser auch in allem ähnlich — bis auf eins: die meine hatte nicht ein einziges weißes Haar am ganzen Körper, diese Katze aber hatte einen großen, allerdings nicht scharf abgegrenzten weißen Fleck, der fast die ganze Brust bedeckte.

Als ich sie berührte, erhob sie sich sofort, schnurrte laut, rieb sich an meiner Hand und schien von der Beachtung, die ich ihr schenkte, entzückt zu sein. Das war also ganz ein Geschöpf, wie ich es suchte. Ich bot dem Wirt sofort an, ihm das Tier abzukaufen; der aber erhob keinen Anspruch auf die Katze: er kenne sie gar nicht — habe sie nie vorher gesehen.

Ich liebkoste das Tier, und als ich mich zum Heimgehen anschickte, zeigte es Lust, mich zu begleiten. Das

erlaubte ich ihm. Unterwegs beugte ich mich manchmal zu ihm nieder und ſtreichelte es. In meinem Hauſe fühlte ſich die Katze ſofort heimiſch, und auch mit meiner Frau war ſie vom erſten Tage an ſehr befreundet.

In mir aber regte ſich bald eine Abneigung gegen die Katze; das war gerade das Gegenteil deſſen, was ich erwartet hatte, aber — ich weiß nicht, wie und weshalb es ſo kam — ihre aufdringliche Liebe zu mir war mir unangenehm, ja ſogar zuwider. Nach und nach ſteigerte ſich dieſes Gefühl der Abneigung und des Ekels bis zu bitterſtem Haß. Ich ging dem Vieh aus dem Wege; was mich davon zurückhielt, es zu mißhandeln, waren allein ein gewiſſes Schamgefühl und die Erinnerung an meine frühere Greueltat. Einige Wochen lang konnte ich mich noch ſo weit beherrſchen, die Katze weder zu ſchlagen noch ſonſtwie abſichtlich ſchlecht zu behandeln, aber allmählich — mit jedem Tage mehr — ſah ich ſie nur noch mit unausſprechlichem Abſcheu und floh bei ihrem unerträglichen Anblick ſo entſetzt davon wie vor dem Gifthauch der Peſtilenz.

Was meinen Haß gegen das Katzenvieh zweifellos genährt hatte, war eine Entdeckung geweſen, die ich ſofort, nachdem ich es zu mir genommen, gemacht hatte — die Entdeckung, daß es, wie die erſte Katze, um eins ſeiner Augen beraubt war. Für meine Frau hingegen, die, wie ich ſchon ſagte, jene unendliche Herzensgüte beſaß, die auch mich einſt auszeichnete und mir viel reine und harmloſe Freuden gebracht hatte, war dies nur ein Grund mehr, das Tier zu lieben.

Mit meiner Abneigung gegen die Katze ſchien deren Vorliebe für mich nur zu wachſen. Sie folgte meinen Schritten mit einer unbeſchreiblichen Beharrlichkeit, von

der man ſich kaum einen Begriff machen kann. Wenn ich mich ſetzte, kroch ſie unter meinen Stuhl oder ſprang auf meine Knie und beläſtigte mich mit ihren widerwärtigen Liebkoſungen. Wenn ich aufſtand, um fortzugehen, lief ſie mir zwiſchen die Beine, ſo daß ich in Gefahr geriet, hinzufallen, oder ſie hing ſich mit ihren langen und ſcharfen Krallen in meine Kleider und kletterte mir bis zur Bruſt herauf. Trotzdem ich mich dann ſtets verſucht fühlte, ſie mit einem Fauſtſchlag umzubringen, ſchreckte ich doch davor zurück, teils im Gedenken an mein früheres Verbrechen, hauptſächlich aber — ich will es nur gleich bekennen — aus ſinnloſer Angſt vor der Beſtie.

Dieſe Angſt war nicht gerade Furcht davor, daß mir das Tier irgendeine Verletzung zufügen könnte, aber ich wüßte auch nicht, wie ich ſie anders erklären ſollte. Ich kann nur mit Beſchämung geſtehen — ja, ſelbſt in dieſer Verbrecherzelle ſchäme ich mich deſſen —, daß die Gefühle des Schreckens und Entſetzens, die das Tier in mir hervorrief, durch ein Hirngeſpinſt, wie man ſich kaum eins närriſcher denken kann, maßlos geſteigert wurden. Meine Frau hatte mich mehr als einmal auf die Form des weißen Bruſtfleckes aufmerkſam gemacht, von dem ich bereits geſprochen habe und der das einzig ſichtbare Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen dieſer fremden und der von mir umgebrachten Katze bildete. Man wird ſich meiner obigen Beſchreibung entſinnen, wonach dieſer Fleck, obſchon er ziemlich groß war, urſprünglich nur undeutlich hervortrat; doch nach und nach, in kaum merklich fortſchreitendem Wachstum — einem Vorgang, den meine Vernunft lange Zeit als reine Augentäuſchung zu verwerfen ſtrebte — wurde dieſes Zeichen in ſcharfen Umriſſen deutlich ſichtbar. Es hatte nun die Form eines

Gegenſtandes, den ich nur mit Grauſen nenne und deſſen Abbild mich mehr als alles andere ſchreckte und entſetzte, ſo daß ich das Scheuſal am liebſten umgebracht hätte, wenn ich nur den Mut dazu hätte finden können. Es war das Bild — ſo ſei es denn herausgeſagt — eines unheimlichen, eines fürchterlichen Dinges — eines Galgens! — O ſchrecklich drohendes Werkzeug des greuelhaften Mordens — des martervollen Todes!

Und jetzt war ich wirklich elend — elend weit über alles Menſchenelend hinaus. Und ein vernunftloſes Vieh — von deſſen Geſchlecht ich eines verächtlich umgebracht hatte — ein vernunftloſes Vieh konnte mich — mich, den Menſchen, das Ebenbild Gottes — ſo unſäglich elend machen! Ach, ich kannte nicht mehr den Segen der Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht! Bei Tage ließ das Tier mich nicht einen Augenblick allein, und in der Nacht fuhr ich faſt jede Stunde aus qualvollen Angſtträumen empor, um den heißen Atem des Viehes über mein Geſicht wehen zu fühlen und den Druck ſeines ſchweren Gewichts — wie die Verkörperung eines gräßlichen Alpgeſpenſtes, das ich nicht abzuſchütteln vermochte — auf meiner Bruſt zu tragen.

Unter der Wucht ſolcher Qualen erlag in mir der ſchwache Reſt des Guten. Böſe Gedanken wurden die Vertrauten meiner Seele — ſchwarze, ekle Höllengedanken! Meine bisherige Stimmung ſchwoll an zu böſem Haß gegen alles in der Welt und gegen die ganze Menſchheit; und meiſtens war es, ach! mein ſchweigend duldendes Weib, das nun das unglückliche Opfer meiner häufigen, plötzlichen und zügelloſen Wutausbrüche wurde.

Eines Tages begleitete ſie mich irgendeines häuslichen Geſchäftes wegen in den Keller des alten Gebäudes, das

wir in unſrer Armut zu bewohnen genötigt waren. Die Katze folgte mir die Stufen der ſteilen Treppe hinab und war mir dabei ſo hinderlich, daß ich beinahe kopfüber hinuntergeſtürzt wäre. Das machte mich raſend. In ſinnloſem Zorn vergaß ich die kindiſche Furcht, die meine Hand bisher zurückgehalten hatte, ergriff eine Axt und führte einen Hieb nach dem Tier, der augenblicklich tödlich geweſen wäre, wenn er ſein Ziel getroffen hätte. Aber meine Frau fiel mir in den Arm. Dieſe Einmiſchung brachte mich in wahrhaft teufliſche Wut. Ich entwand mich ihrem Griff und ſchlug die Axt tief in ihren Schädel ein. Sie brach lautlos zuſammen.

Nachdem dieſer gräßliche Mord geſchehen war, machte ich mich ſogleich und mit voller Überlegung daran, den Leichnam zu verbergen. Ich wußte, daß ich ihn weder am Tage noch in der Nacht aus dem Hauſe ſchaffen konnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, von den Nachbarn beobachtet zu werden. Mancherlei Pläne ſchoſſen mir durch den Sinn. Zuerſt dachte ich daran, den Körper in kleine Stücke zu zerhacken und ſie durch Feuer zu vernichten. Dann beſchloß ich, ihm im Boden des Kellers ein Grab zu graben. Ich überlegte mir aber auch, ob ich ihn nicht lieber im Hof in den Brunnen werfen ſollte — oder ob ich ihn wie eine Ware in eine mit unauffälligen Aufſchriften verſehene Kiſte packen und dieſe durch einen Träger fortſchaffen laſſen ſollte. Endlich kam ich auf einen Gedanken, der mir der richtige Ausweg zu ſein ſchien: ich entſchloß mich, die Leiche im Keller einzumauern — ganz ſo, wie es alten Erzählungen zufolge die Mönche des Mittelalters mit ihren Opfern gemacht haben mochten.

Zur Ausführung gerade dieſes Planes war der Keller ſehr geeignet. Die Mauern waren leicht gebaut und erſt

kürzlich mit einem groben Mörtel beworfen worden, der infolge der Feuchtigkeit der Kellerluft noch nicht hart geworden war. Überdies war an einer der Mauern ein Vorsprung, hinter dem sich ein unbenutzter Rauchschlot oder eine Feuerstelle befand und der neuerdings wieder ausgefüllt und den übrigen Wänden des Kellers gleichgemacht worden war. Ich zweifelte nicht daran, daß es mir leicht möglich sein würde, an dieser Stelle die Ziegelsteine herauszunehmen, den Leichnam in die Höhlung hineinzubringen und die Wand wieder zuzumauern, so daß kein Mensch etwas Verdächtiges entdecken könnte.

Und diese Berechnung täuschte mich nicht. Mit Hilfe eines Brecheisens gelang es mir mühelos, die Steine zu lockern; nachdem ich den Leichnam mit aller Vorsicht aufrecht gegen die innere Wand gelehnt hatte, stützte ich ihn in dieser Stellung fest und füllte das Mauerloch ohne Schwierigkeit wieder aus, genau so, wie es zuvor gewesen war. Ich hatte mir in aller Stille Mörtel, Sand und Haar zu verschaffen gewußt und stellte daraus einen Bewurf her, der von dem der anderen Wände nicht zu unterscheiden war; mit ihm bestrich ich sehr sorgfältig die neue Vermauerung. Als ich damit fertig war, fand ich zu meiner Befriedigung, daß nun alles in Ordnung sei. Man sah der Mauer nicht im geringsten an, daß sie aufgebrochen worden war. Den Schutt am Boden hatte ich mit peinlichster Sorgfalt entfernt. Triumphierend sah ich auf mein Werk und sagte zu mir selbst: „Hier wenigstens ist deine Arbeit nicht umsonst gewesen."

Das nächste, was ich nun tat, war, mich nach der Bestie umzusehen, die so viel Elend veranlaßt hatte, denn ich hatte ihr inzwischen längst das Urteil gesprochen: sie mußte sterben! Hätte sie sich jetzt vor mir blicken lassen,

so wäre es zweifellos sofort um sie geschehen gewesen; aber es schien, als ob das verschlagene Tier, noch beunruhigt durch meinen heftigen Wutausfall, es mit Absicht vermied, mir in meiner gegenwärtigen Stimmung vor die Augen zu kommen. Es ist unmöglich, zu beschreiben oder auch nur sich vorzustellen, wie tief beruhigend das Gefühl der Erlösung war, das ich über die Abwesenheit der verhaßten Katze empfand. Auch in der Nacht ließ sie sich nicht blicken — und so schlief ich, seitdem ich sie in mein Haus gebracht hatte, wenigstens eine Nacht hindurch tief und ruhig; ja, ich schlief, selbst mit der Last des Mordes auf der Seele.

Der zweite und der dritte Tag vergingen, ohne daß mein Quälgeist zurückkehrte. Ich atmete wieder auf wie ein Befreiter. Der Schrecken hatte das Ungeheuer für immer vertrieben. Ich sollte es nie mehr erblicken! Meine Seligkeit war grenzenlos! Das Bewußtsein meiner schwarzen Tat störte mich nur wenig. Ein paar Nachfragen, die erhoben worden waren, hatte ich schlagfertig beantwortet. Selbst eine Haussuchung hatte stattgefunden — aber natürlich war nichts zu entdecken gewesen. Ich brauchte also für die Zukunft nichts mehr zu befürchten.

Am vierten Tage nach dem spurlosen Verschwinden meiner Frau kam ganz unerwartet eine Polizeikommission und begann von neuem alle Räumlichkeiten gründlich zu durchsuchen. Ich war jedoch nicht im geringsten darüber beunruhigt, da ich sicher war, daß die Leiche in ihrem geheimen Versteck nicht entdeckt werden konnte. Die Beamten forderten mich auf, sie bei der Durchsuchung zu begleiten. Sie übersahen keinen Winkel, kein Versteck. Schließlich stiegen sie zum dritten- oder viertenmal in den Keller hinab. Ich blieb ruhig wie Stein. Mein Herz schlug

ſo friedlich wie das eines Menſchen, der in Unſchuld ſchläft. Ich folgte den Herren von einem Ende des Kellers bis zum andern. Die Arme über der Bruſt verſchränkt, ging ich feſten Schrittes einher. Die Beamten waren vollkommen beruhigt und ſchickten ſich an, fortzugehen. Die Freude meines Herzens war zu groß — ich mußte ſie irgendwie äußern! Ich brannte darauf, wenigſtens ein Wort des Triumphes auszurufen, das zugleich aber auch die Herren in ihrer Überzeugung von meiner Unſchuld beſtärken ſollte.

„Meine Herren," ſagte ich, als ſie bereits wieder die Kellerſtufen emporſtiegen, „ich bin entzückt, Ihren Verdacht zerſtreut zu haben. Ich wünſche Ihnen viel Glück und ein wenig mehr Höflichkeit. Nebenbei bemerkt, meine Herren, dies — dies iſt ein ſehr gut gebautes Haus" (in dem verrückten Wunſch, irgend etwas Herausforderndes zu ſagen, wußte ich kaum, was ich überhaupt redete), „ich möchte ſagen, ein hervorragend gut gebautes Haus. Dieſe Mauern — gehen Sie ſchon, meine Herren? — dieſe Mauern ſind ſolide aufgeführt." Und hier — rein aus tollem Übermut — ſchlug ich mit einem Stock, den ich gerade bei der Hand hatte, kräftig auf die Stelle des Mauerwerks, hinter der ſich die Leiche meines einſt ſo geliebten Weibes befand.

Aber — möge Gott mir gnädig ſein und mich retten aus den Krallen des Erzfeindes! — kaum war der Schall meiner Schläge verhallt, als eine Stimme aus dem Grabe mir Antwort gab. Es war ein Schreien, zuerſt erſtickt und abgebrochen wie das Weinen eines Kindes, dann aber ſchwoll es an zu einem ununterbrochenen, durchdringenden und unheimlichen Gekreiſch, das keiner menſchlichen Stimme mehr zu vergleichen war — zu einem bald

jammervoll klagenden, bald höhnisch johlenden Geheul, wie es nur aus der Hölle kommt, wenn das Wehklagen der zu ewiger Todespein Verdammten sich mit dem Frohlocken der Höllengeister zu einem Schall vereint.

Es ist wohl überflüssig, noch davon zu sprechen, was ich in diesem Augenblick empfand. Ohnmächtig taumelte ich an die gegenüberliegende Mauer. Die Leute auf der Treppe standen regungslos, von Schreck und Entsetzen gelähmt. Im nächsten Moment aber arbeitete ein Dutzend kräftiger Hände daran, die Mauer einzureißen. Sie fiel. Der schon stark in Verwesung übergegangene und mit geronnenem Blut bedeckte Leichnam stand aufrecht vor den Augen der Männer. Auf seinem Kopf saß, mit weit aufgesperrtem rotem Rachen und dem einen glühenden Auge, die fürchterliche Katze, deren teuflische Gewalt mich zum Mörder gemacht hatte und deren Stimme mich nun den Henkern überlieferte. Ich hatte das Scheusal in das Grab mit eingemauert.

„DU BIST DER MANN“

Ich will jetzt für das Schnatterburger Rätſel den Oedipus ſpielen. Ich will euch, wie nur ich es vermag, alle Geheimniſſe aufdecken, die das Schnatterburger Wunder zuſtandebrachten — das eine, wahre, anerkannte, unwiderſprochene, unwiderlegliche Wunder, das dem Unglauben der Schnatterburger ein für allemal ein Ende bereitete und alle Materialiſten, die ſich vordem als Skeptiker aufſpielten, zum orthodoxen Glauben ihrer Großmütter bekehrte.

Dieſes Ereignis, das ich nicht in unangebracht leichtfertigem Ton ſchildern möchte, trug ſich im Sommer des Jahres 18.. zu. Herr Barnabas Schützenwerth, einer der wohlhabendſten und angeſehenſten Bürger der Stadt, wurde ſeit mehreren Tagen vermißt, und alle begleitenden Umſtände führten zu dem Verdacht, daß ihm irgendwelche Gewalt angetan worden ſei. — Herr Schützenwerth hatte Schnatterburg am Samstagmorgen in aller Frühe zu Pferde verlaſſen, mit der vorher geäußerten Abſicht, nach der etwa fünfzehn Meilen entfernten Stadt zu reiten und am Abend desſelben Tages wieder heimzukommen. Aber ſchon zwei Stunden nach dem Fortreiten kehrte das Pferd zurück, und zwar ohne Reiter, auch ohne die Satteltaſchen, die ihm beim Ausritt auf den

Rücken geschnallt gewesen waren. Dazu war das Tier verwundet und mit Schmutz bedeckt.

All das rief bei den Freunden des Vermißten natürlich große Bestürzung hervor, und als er am Sonntagmorgen noch immer nicht zurückgekommen war, machte sich die gesamte Einwohnerschaft wie ein Mann auf die Suche.

Der erste und eifrigste bei der Veranstaltung dieser Nachforschungen war aber der Busenfreund des Herrn Schützenwerth, ein Herr Charles Guterjung, oder, wie er allgemein genannt wurde, „Karlchen Guterjung". Ich habe nun nie feststellen können, ob es ein wundersames Zusammentreffen war oder ob der Name selbst einen unmerklichen Einfluß auf den Charakter ausübt; Tatsache aber ist, daß es noch nie einen Menschen mit Namen Charles gegeben hat, der nicht ein offener, männlicher, ehrenhafter, gutmütiger und freimütiger Kerl gewesen wäre, mit einer vollen, klaren Stimme, die wohltuend wirkte, und einem Blick, der einem gerade ins Gesicht sah, als wolle er sagen: „Ich habe ein reines Gewissen, fürchte keine Seele und bin ganz außerstande, eine schlechte Handlung zu begehen." Und so führen alle munteren, sorglosen Herren auf der Bühne mit ziemlicher Bestimmtheit den Namen Charles.

Karlchen Guterjung hatte, obschon er sich erst seit kaum sechs Monaten in Schnatterburg befand und kein Mensch, ehe er sich hier niederließ, etwas von ihm wußte, es mit leichter Mühe fertig gebracht, die Bekanntschaft aller ehrenwerten Leute im Städtchen zu machen. Da war kein Mann, dem ein schlichtes Wort aus seinem Munde nicht so viel wert gewesen wäre wie tausend Worte andrer, und von den Frauen läßt sich gar nicht sagen, was sie alles getan haben würden, um ihm gefällig zu sein. Und alles

das nur, weil er Charles getauft worden war und infolgedessen jenes einnehmende Gesicht besaß, das als „bester Empfehlungsbrief" sprichwörtlich geworden ist.

Ich habe schon gesagt, daß Herr Schützenwerth zu den achtenswertesten und jedenfalls reichsten Leuten in Schnatterburg gehörte; Karlchen Guterjung aber stand auf so vertrautem Fuß mit ihm, als wäre er sein eigner Bruder gewesen. Die beiden alten Herren waren Nachbarn, und wenngleich Herr Schützenwerth selten oder nie zu Karlchen hinüberging und noch nie bei ihm gespeist hatte, so hinderte das die beiden Freunde doch nicht, in der soeben dargelegten Weise einander nahe zu stehen; denn Karlchen ließ keinen Tag vergehen, an dem er nicht drei-, viermal nachsah, wie es dem Nachbar ging, und sehr häufig blieb er zum Frühstück oder Nachmittagstee und fast stets zum Mittagessen. Und es wäre wirklich nur mit Mühe festzustellen, welche Quantitäten Wein die beiden Kumpane in einer Sitzung bewältigten. Karlchens Lieblingsgetränk war Château Margaux, und es schien Herrn Schützenwerths Herz zu erfreuen, wenn er sah, wie der alte Knabe ein Quart nach dem andern davon hinunterspülte. So kam es, daß er eines Tages, als der Wein einverleibt, der Verstand aber ziemlich ausgetrieben worden war, seinem Kumpan auf den Rücken klopfte und sagte: „Höre, Karlchen, du bist, meiner Seel', der tüchtigste Kerl, der mir meiner Lebtag vorgekommen ist, und da du es liebst, den Wein derart herunterzuschütten, so will ich mich hängen lassen, wenn ich dir nicht nächstens eine große Kiste Château Margaux zum Geschenk mache. Hol mich der Teufel" — Herr Schützenwerth hatte die betrübliche Gewohnheit, zu fluchen, doch ging er glücklicherweise selten weiter als bis zu „alle Wetter" oder

„Poztausend noch einmal" — „Hol mich der Teufel," sagte er, „wenn ich nicht noch heute vormittag in die Stadt schicke und eine Doppelkiste vom Allerbesten bestelle und dir ein Geschenk damit mache — ja, das will ich! — Du brauchst kein Wörtchen zu sagen — ich will, sage ich dir, und damit ist es erledigt; du kannst sie also erwarten — sie wird eines schönen Tages eintreffen, gerade, wenn du am wenigsten daran denkst!" Ich erwähne diese kleine Freigebigkeit von seiten des Herrn Schützenwerth nur, um darzulegen, wie ein geradezu inniges Einverständnis zwischen den beiden Freunden herrschte.

Also an dem bewußten Sonntagmorgen, als es bekannt wurde, daß Herrn Schützenwerth übel mitgespielt worden sein mußte, ging das niemand so nahe wie Karlchen Guterjung. Als er hörte, daß das Pferd ohne seinen Herrn, ohne die Satteltaschen und mit Blut bedeckt zurückgekehrt sei, mit Blut, das von einer Pistolenkugel herrührte, die dem Tier, ohne es ganz zu töten, durch die Brust gegangen war — als er das alles hörte, wurde er so bleich, als sei der Vermißte sein geliebter Bruder oder Vater, und zitterte am ganzen Leibe wie im Schüttelfrost.

Zuerst war er vom Schmerz zu erschüttert, um irgend etwas planen oder unternehmen zu können, lange Zeit vermochte er Herrn Schützenwerths übrige Freunde abzuhalten, etwas in der Sache zu tun; er hielt es für das beste, abzuwarten — sagen wir ein bis zwei Wochen, oder ein bis zwei Monate —, ob sich nicht etwas herausstellen oder Herr Schützenwerth sich nicht von selbst einfinden und die Gründe auseinandersetzen würde, die ihn veranlaßt hatten, sein Pferd voraufzuschicken. Ich gebe zu, man hat diese Neigung zum Zögern, zum Aufschub sehr

oft bei Leuten beobachtet, die eine schwere Sorge drückt. Ihre Geisteskraft erlahmt, so daß sie ein Grauen vor aller Betätigung haben und nichts auf der Welt lieber tun, als still im Bett liegen und ihren „Kummer pflegen", wie die alten Damen das nennen — das heißt, über ihre Sorgen grübeln.

Nun hatten die Leute von Schnatterburg tatsächlich eine so hohe Meinung von der Weisheit und Umsicht „unseres Karlchen", daß die meisten geneigt waren, ihm zuzustimmen und nichts in der Sache zu unternehmen, bis sich „etwas herausstellen" würde, wie der brave Alte meinte; und ich glaube, man hätte sich schließlich allgemein dahin entschieden, hätte sich nicht der Neffe Herrn Schützenwerths verdächtigerweise eingemischt, ein junger Mann von liederlichen Gewohnheiten und durchaus schlechtem Charakter. Dieser Neffe, Kielfeder mit Namen, wollte hinsichtlich des „Abwartens" keine Vernunft annehmen und bestand auf einer sofortigen Suche nach „der Leiche des Ermordeten". Das war der Ausdruck, den er gebrauchte, und Herr Guterjung bemerkte sehr richtig, es sei eine „sonderbare Bezeichnung, gelinde gesagt". Auch diese Äußerung Karlchens war auf die Menge von großer Wirkung, und man hörte, wie jemand die bedeutsame Frage tat, wie es komme, daß Herr Kielfeder so genau die Umstände des Verschwindens seines reichen Onkels wissen könne, daß er sich berufen fühle, klar und unzweideutig zu behaupten, sein Onkel sei „ein Ermordeter". Darauf gab es zwischen einzelnen in der Menge allerlei Gezänk und Gestichel, besonders zwischen Karlchen und Herrn Kielfeder — obzwar dieses letztere Ereignis durchaus nichts neues war, denn in den letzten paar Monaten zeigten sich die beiden wenig gut

gesinnt. Die Dinge waren sogar so weit gediehen, daß Herr Kielfeder seines Onkels Freund zu Boden geschlagen hatte, wie er behauptete, wegen allzu großer Freiheiten, die der Besucher sich in des Onkels Haus herausgenommen habe, das der Neffe mitbewohnte. Wie es scheint, hatte Karlchen sich bei dieser Gelegenheit mit vorbildlicher Gelassenheit und christlicher Milde benommen. Er erhob sich, ordnete seinen Anzug und machte nicht den geringsten Versuch zu einer Wiedervergeltung — murmelte nur etwas wie „bei erster Gelegenheit summarische Rache nehmen" — eine natürliche und gerechtfertigte Aufwallung des Zornes, die jedoch nichts weiter besagte und zweifellos ebenso schnell vergessen wurde, wie sie geäußert worden war.

Wie diese Dinge nun auch liegen mögen (die mit dem vorliegenden Fall in keinerlei Beziehung stehen), Tatsache ist, daß die Leute von Schnatterburg durch die Überredungskunst Herrn Kielfeders endlich den Beschluß faßten, sich in der Umgegend auf die Suche nach dem vermißten Herrn Schützenwerth zu begeben. Ich sage, sie faßten zunächst den Entschluß. Nachdem beschlossen worden war, daß eine Nachforschung angestellt werden sollte, verstand es sich eigentlich von selbst, daß die Suchenden sich verteilten — das heißt, in einzelnen Trupps auszogen —, um die Umgegend gründlich abzusuchen. Ich habe jedoch vergessen, mit welchen Gründen Karlchen die Versammelten bald überzeugte, wie ganz unverständig dieser Plan sei. Jedenfalls — er überzeugte sie, alle bis auf Herrn Kielfeder, und man kam schließlich überein, daß eine sorgsame und sehr gründliche Untersuchung von den Bürgern „en masse" vorgenommen werden sollte, unter Führung von Karlchen selbst.

Was das anlangte, ſo hätte es keinen beßren Pfadfinder als Karlchen geben können, von dem alle wußten, daß er Luchsaugen beſaß; doch obſchon er ſie in alle erdenklichen heimlichen Winkel und Höhlen führte und auf Wegen, die keiner je in der Nachbarſchaft vermutet hatte, und obſchon die Nachforſchungen Tag und Nacht faſt eine Woche lang ununterbrochen fortgeſetzt wurden, ließ ſich doch keine Spur von Herrn Schützenwerth entdecken. Wenn ich ſage, keine Spur, ſo muß man das aber nicht wörtlich nehmen; denn allerdings, eine gewiſſe Spur war vorhanden. Die Hufeiſen des Pferdes (die von beſonderer Art waren) ließen die Spur des armen Mannes auf der zur Hauptſtadt führenden Landſtraße bis in etwa drei Meilen Entfernung verfolgen. Hier leitete die Spur auf einen Nebenweg im Walde — der wieder auf die Landſtraße zurückführte und etwa eine halbe Meile Abkürzung bedeutete. Der Trupp folgte den Hufſpuren auf dieſen Nebenpfad und gelangte zu einem ſumpfigen Teich, der rechts vom Weg durch Brombeergeſtrüpp faſt verborgen war, jenſeits des Teiches aber blieb die Spur verſchwunden. Man durchfiſchte den Teich zweimal mit großer Sorgfalt, fand aber nichts, und die Leute wollten ſich gerade, am Erfolg verzweifelnd, entfernen, als die Vorſehung Herrn Guterjung den Gedanken eingab, man müſſe das Waſſer ganz und gar ablaſſen. Dieſer Vorſchlag wurde eifrig begrüßt, und Karlchen erhielt manch hohes Lob ob ſeiner Weisheit und Überlegung. Da viele der Bürger Spaten bei ſich hatten, in der Erwartung, daß es vielleicht eine Leiche auszugraben gäbe, ſo wurde die Entwäſſerung des Teiches leicht und raſch bewerkſtelligt, und kaum tauchte der Boden auf, da kam in der Mitte der zurückbleibenden Schlammfläche ein ſchwarzes Wams

aus Seidenplüſch zum Vorſchein, das von faſt allen Anweſenden als das Eigentum des Herrn Kielfeder erkannt wurde. Das Wams war ſehr zerriſſen und blutbefleckt, und es gab unter den Leuten mehrere, die ſich genau erinnerten, daß ſein Beſitzer es gerade an dem Morgen, als Herr Schützenwerth den Ritt zur Stadt unternahm, getragen habe; wohingegen wieder andre auf Verlangen bereit waren, zu beſchwören, daß Herr Kielfeder das Kleidungsſtück zu einer ſpäteren Zeit als jenem denkwürdigen Tage nicht mehr angehabt habe; es war niemand aufzutreiben, der hätte ausſagen können, es ſeit Herrn Schützenwerths Verſchwinden je wieder geſehen zu haben.

Die Dinge ſtanden nun für Herrn Kielfeder ſehr bedenklich, und als unwiderlegliche Beſtätigung des Verdachtes, der ſich gegen ihn erhob, erwies ſich ſein plötzliches Erbleichen und ſeine völlige Unfähigkeit, auf die Frage, was er zu ſeiner Verteidigung zu ſagen habe, auch nur ein Wort zu erwidern. Daraufhin ließen ihn die wenigen Freunde, die ſein leichtfertiger Lebenswandel ihm noch gelaſſen hatte, wie ein Mann im Stich und ſtimmten noch lauter als ſeine bekannten Feinde für ſeine augenblickliche Verhaftung. Andrerſeits aber zeigte ſich der Edelmut des Herrn Guterjung in um ſo hellerem Licht. Er hielt eine warme und ſehr beredte Verteidigung zugunſten des Herrn Kielfeder, bei der er mehr als einmal darauf hinwies, daß er dem verwilderten jungen Mann aufrichtig vergeben, „dem Erben des ehrwürdigen Herrn Schützenwerth" die Kränkung aufrichtig vergeben habe, die er (der junge Mann), zweifellos in der Hitze der Leidenſchaft, ihm (Herrn Guterjung) zuzufügen für richtig befunden habe. Er vergebe ihm, ſo ſagte er, aus tiefſtem Herzen, und was ihn ſelbſt (Herrn Guterjung) angehe, ſo wolle er

— weit entfernt, die Verdachtsmomente auf die Spitze zu treiben, die, wie er leider zugeben müsse, wirklich gegen Herrn Kielfeder zeugten — so wolle er (Herr Guterjung) alles tun, was in seiner Macht stehe, seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um — um — um — die schlimmen Anzeichen dieser so bestürzenden Angelegenheit so viel als möglich zu dämpfen.

In diesem Stil erging sich Herr Guterjung eine halbe Stunde oder länger, sehr zum Lobe seines Verstandes und seines Gemütes. Aber solche warmherzigen Leute wissen Worte oft nicht recht zu setzen — begehen allerlei Ungeschicklichkeiten, sind in ihrem Übereifer, einem Freund zu nützen, oft etwas mal-à-propos – und tun so oft in der allerbesten Absicht mehr zu seinem Schaden, als zu seinem Vorteil.

So ging es diesmal mit Karlchens Beredsamkeit. Denn trotzdem er sich ernstlich zugunsten des Verdächtigen bemühte, hatte doch jede Silbe, die er in der bestimmten, aber unwillkürlichen Absicht äußerte, den Sprecher seinen Hörern gegenüber nicht herauszustreichen, die Wirkung, den bereits vorhandenen Verdacht gegen die Persönlichkeit, deren Sache er vertrat, zu bestärken und die Wut des Pöbels gegen den jungen Mann aufzustacheln.

Zu diesen unverantwortlichen Fehlern des Redners gehörte der Hinweis, daß der Verdächtige „der Erbe des ehrenwerten alten Herrn Schützenwerth" sei. Die Leute waren wirklich noch nicht darauf gekommen. Sie entsannen sich nur, daß der Onkel (der außer dem Neffen keinen Erben hatte) diesem vor ein bis zwei Jahren ein paarmal mit Enterbung gedroht hatte, und sie hatten diese Enterbung daher stets als eine ganz abgemachte Sache betrachtet — ein so absonderlicher Menschenschlag war die

Einwohnerschaft von Schnatterburg. Karlchens Bemerkung aber rückte diesen Punkt sofort ins wahre Licht und ließ so erkennen, daß diese Drohungen eben höchstwahrscheinlich nichts als Drohungen gewesen waren. Und daraus ergab sich natürlich sogleich die Frage nach dem „cui bono?", eine Frage, die sogar noch mehr als das Wams geeignet war, das furchtbare Verbrechen dem jungen Mann zur Last zu legen. Und hier gestatte man mir, damit ich nicht mißverstanden werde, eine kurze Abschweifung, lediglich um festzustellen, daß die so ausnehmend kurze und schlichte lateinische Bezeichnung, die ich angewendet habe, ausnahmslos falsch übersetzt und mißdeutet wird. In allen Sensationsromanen und überall — beispielsweise in denen der Mrs. Gohe (der Verfasserin von „Cecil"), einer Dame, die alle Sprachen, vom Chaldäischen bis zu den Indianersprachen, beherrscht und deren Kenntnisse „nach Bedarf" und planmäßig von einem Herrn Beckford unterstützt werden — ich sage, in allen Sensationsromanen, bei Bulwer und Dickens angefangen bis zu Turnapenny und Ainsworth, werden die zwei kleinen Worte „cui bono" als „zu welchem Zweck" ausgelegt oder (wie „quo bono") „wozu ist es gut?" Ihr wahrer Sinn ist jedoch „zu wessen Vorteil". „Cui" = für wen, „bono" = ist es von Vorteil. Es ist eine rein juristische Phrase und gerade auf solche Fälle wie den vorliegenden anwendbar, wo die Wahrscheinlichkeit der Täterschaft von der Wahrscheinlichkeit des Vorteils abhängt, der dem Betreffenden entsteht oder der aus der Vollziehung der Tat erwächst. Nun wies in vorliegendem Fall die Frage nach dem „cui bono?" sehr deutlich auf Herrn Kielfeder hin. Denn der Onkel hatte ein Testament zu seinen Gunsten gemacht und ihm dann mit Enterbung

gedroht. Die Drohung hatte er aber nicht ausgeführt; es schien, als sei das ursprüngliche Testament nicht geändert worden. Wäre es geändert worden, so hätte sich als einziges mutmaßliches Motiv für den Mord der bekannte Rachedurst ergeben, und selbst dem stand die Hoffnung entgegen, von dem Onkel wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Wenn jedoch das Testament unverändert blieb, die Drohung aber beständig über dem Haupte des Neffen schwebte, so ergibt sich sofort der stärkste Antrieb zu einem Verbrechen: und so schlußfolgerten höchst weise auch die würdigen Bürger von Schnatterburg.

Demgemäß wurde Herr Kielfeder auf der Stelle verhaftet, und die Menge begab sich nach etlichen weiteren Nachforschungen auf den Heimweg, wobei sie den Beschuldigten gut bewachte. Unterwegs ereignete sich nun noch ein Umstand, der den schon vorhandenen Verdacht nur bestärken konnte. Herr Guterjung, den der Eifer stets dem Trupp um einige Schritte voraneilen ließ, lief plötzlich vor, bückte sich und schien irgend einen kleinen Gegenstand vom Grasboden aufzuheben. Man sah, wie er ihn rasch betrachtete und halbwegs den Versuch machte, ihn in der Tasche seines Überrocks verschwinden zu lassen; dieses Vorhaben wurde aber, wie gesagt, bemerkt und verhindert, und der gefundene Gegenstand wurde als ein spanisches Dolchmesser erkannt, von dem wohl ein Dutzend Leute wußten, daß es Herrn Kielfeder gehörte. Überdies waren seine Initialen auf dem Handgriff eingraviert. Die Klinge des Messers stand offen und war blutig.

Nun blieb kein Zweifel mehr an des Neffen Schuld, und sogleich nach Ankunft in Schnatterburg wurde er einem Beamten zur Untersuchung vorgeführt.

Hier nahmen die Dinge wiederum eine höchst ungünstige Wendung. Als der Gefangene befragt wurde, wo er sich am Morgen, als Herr Schützenwerth verschwand, aufgehalten habe, besaß er die volle Kühnheit, einzugestehen, daß er an eben diesem Morgen mit seiner Flinte auf den Anstand gegangen sei, in nächster Nähe jenes Teiches, worin man durch die Umsicht des Herrn Guterjung das blutbefleckte Wams entdeckt hatte.

Dieser trat nun vor und bat mit Tränen in den Augen, verhört zu werden. Er sagte, ein strenges Pflichtbewußtsein gegenüber seinem Schöpfer und seinen Mitmenschen gestatte ihm nicht, noch länger zu schweigen. Bisher habe die aufrichtigste Zuneigung zu dem jungen Mann (ungeachtet der schlechten Behandlung, die dieser ihm, Herrn Guterjung, hätte zuteil werden lassen) ihn veranlaßt, alle nur erdenklichen Hypothesen heranzuziehen, um für die Herrn Kielfeder so sehr nachteiligen Verdachtsmomente eine Widerlegung zu finden; diese Umstände seien jetzt aber allzu überzeugend, allzu belastend; er wolle nicht länger zögern — wolle alles sagen, was er .wisse, wenngleich sein (Herrn Guterjungs) Herz zu brechen drohe. Er bekundete nun, daß am Nachmittag vor Herrn Schützenwerths Abreise zur Stadt dieser würdige alte Herr in seiner (Herrn Guterjungs) Hörweite zu seinem Neffen geäußert habe, der Zweck seiner Reise in die Stadt sei der, bei der „Farmers and Mechanics Bank" eine ungewöhnlich große Summe zu deponieren, und gleichzeitig habe genannter Herr Schützenwerth genanntem Neffen deutlich seinen unabänderlichen Entschluß zu verstehen gegeben, das ursprüngliche Testament umzustoßen und ihn mit einem Pflichtteil abzufinden. Er (der Zeuge) wandte sich nun an den Angeklagten mit dem feierlichen Ersuchen,

zu bekunden, ob das, was er (der Zeuge) soeben ausgesagt habe, in allen wesentlichen Einzelheiten die Wahrheit sei oder nicht. Zum großen Erstaunen aller Anwesenden gab Herr Kielfeder offen zu, es sei die Wahrheit.

Der Beamte hielt es nun für seine Pflicht, ein paar Polizisten mit einer Durchsuchung des Zimmers zu beauftragen, das der Angeklagte im Hause seines Onkels innegehabt hatte. Von dieser Haussuchung kehrten sie fast auf der Stelle mit der wohlbekannten metallbeschlagnen Brieftasche aus rotbraunem Leder zurück, die der alte Herr seit Jahren gewohnheitsmäßig bei sich trug. Ihr Wertinhalt war jedoch verschwunden, und der Untersuchungsrichter bemühte sich vergebens, dem Angeklagten ein Geständnis zu entlocken, was er mit ihm angefangen oder wo er ihn verborgen habe. Ja, er leugnete hartnäckig, irgend etwas darüber zu wissen. Die Polizisten hatten ferner zwischen Bettzeug und Matratze des Unglücklichen ein mit seinen Buchstaben gezeichnetes Hemd und Taschentuch gefunden, beides ekelhaft mit dem Blute des Opfers getränkt.

Gerade jetzt wurde bekanntgegeben, daß das Pferd des Ermordeten soeben im Stalle seinen Wunden erlegen sei, und von Herrn Guterjung wurde vorgeschlagen, sogleich eine Post-mortem-Untersuchung an dem Tiere vorzunehmen, in der Absicht, wenn möglich die Kugel zu entdecken. Es geschah demgemäß, und wie um die Schuld des Angeklagten ganz außer Frage zu stellen, gelang es Herrn Guterjung nach längerem Suchen, in der Brusthöhle des Tieres eine Kugel von großem Kaliber aufzufinden und herauszuziehen, die, wie ein Versuch ergab, genau in den Lauf von Kielfeders Flinte paßte, aber bei weitem zu groß für jede andre Flinte in unserer Stadt und ihrer

Umgebung war. Um die Sache immer gewiſſer zu machen, fand ſich, daß dieſe Kugel einen Einſchnitt oder Nahtſtreifen aufwies, der ſich zu der üblichen Gußnaht rechtwinklig verhielt, und bei einer Prüfung paßte dieſer Nahtſtreifen genau auf eine kreisförmige Erhebung in einer der Gußzangen, die der Angeklagte ſelber als ſein Eigentum bezeichnete. Nach Auffindung dieſer Kugel weigerte ſich der Unterſuchungsrichter, noch weitre Zeugen anzuhören, und ſchickte den Gefangenen ſofort in Unterſuchungshaft, indem er entſchieden ablehnte, ihn gegen Bürgſchaft freizugeben, obgleich Herr Guterjung mit Wärme gegen ſolche Strenge eintrat und ſich erbot, in jeder gewünſchten Höhe Sicherheit zu leiſten. Dieſe Großmut auf ſeiten Karlchens ſtand völlig im Einklang mit dem ganzen liebenswürdigen und ritterlichen Weſen, das er zur Schau trug, ſeit er ſich in Schnatterburg anſäſſig gemacht hatte. Im vorliegenden Falle ließ ſich der Brave von der Glut ſeines Mitgefühls ſo hinreißen, daß er ganz zu vergeſſen ſchien, als er ſich zum Bürgen für ſeinen jungen Freund anbot, daß er ſelbſt (Herr Guterjung) auch nicht eines Dollars Wert auf Erden beſaß.

Die Folgen der Verhaftung ſind leicht vorauszuſehen. Herr Kielfeder wurde unter den lauten Verwünſchungen aller Schnatterburger bei der nächſten Gerichtsſitzung vorgeführt, und die Beweiskette (durch allerlei erſchwerende Umſtände ergänzt, die Herrn Guterjungs empfindſames Gewiſſen dem Gerichtshof nicht vorzuenthalten vermochte) wurde ſo lückenlos und entſcheidend befunden, daß die Geſchworenen, ohne ihre Plätze verlaſſen zu haben, ſogleich das Urteil fällten: „des Mordes ſchuldig, ohne mildernde Umſtände". Bald darauf erhielt der arme Kerl ſein Todesurteil und wurde dann dem Landesgefängnis

überantwortet, um der unerbittlichen Strenge des Gesetzes entgegenzusehen.

Inzwischen hatte Karlchen Guterjungs edles Benehmen ihn den würdigen Bürgern des Städtchens doppelt wert gemacht. Er wurde noch zehnmal beliebter als bisher, und als natürliche Folge der Gastfreundschaft, die man ihm entgegenbrachte, gab er notgedrungen die äußerst eingeschränkte Lebensweise auf, die zu führen seine Armut ihn bisher gezwungen hatte, und es gab recht häufig kleine Zusammenkünfte bei ihm zu Hause, bei denen Witz und Frohsinn regierten — freilich von der gelegentlichen Erinnerung an das verdrießliche und tragische Geschick gedämpft, das auf dem Neffen des jüngstbeweinten Busenfreundes unsres großzügigen Gastgebers lastete.

Eines Tages wurde der hochherzige alte Herr durch folgenden Brief angenehm überrascht:

„Herrn Charles Guterjung, Hochwohlgeboren.

Sehr geehrter Herr,

in Verfolg eines Auftrags, der unsrer Firma vor ungefähr zwei Monaten durch unsern wohllöblichen Geschäftsfreund, Herrn Barnabas Schützenwerth, erteilt wurde, beehren wir uns, heute an Ihre Adresse eine Doppelkiste Château Margaux Antilopenbrand, violette Kapsel, abgehen zu lassen. Adresse und Nummer der Kiste wie hierneben.

Wir verbleiben, sehr geehrter Herr,

Ihre ganz ergebenen Faß, Naß, Haß & Co.

P. S. Die Kiste wird als Bahngut einen Tag nach diesem Brief bei Ihnen eintreffen. Unsre Empfehlung an Herrn Schützenwerth. F. N. H. & Co.

*

Tatsache ist, daß Herr Guterjung seit dem Tode des Herrn Schützenwerth die Erwartung völlig aufgegeben hatte, den versprochenen Château Margaux noch zu erhalten, und so erschien ihm das nun als ein Zeichen, daß die Vorsehung ihm verziehen habe. Er war natürlich ungemein entzückt und lud im Überschwang seiner Freude einen großen Bekanntenkreis für den kommenden Tag zu einem „petit souper", bei welcher Gelegenheit man das Geschenk des guten alten Herrn Schützenwerth anbrechen wollte. Übrigens ließ er, als er die Einladungen vorbrachte, den „guten alten Herrn Schützenwerth" unerwähnt. Wenn ich mich recht erinnere, so sagte er es keiner Seele, daß er den Château Margaux als Geschenk erhalten hatte. Er forderte lediglich seine Freunde auf, bei ihm einen hervorragend guten Wein von köstlichem Aroma zu trinken, den er vor einigen Monaten in der Stadt bestellt habe und der morgen eintreffen werde. Ich mußte mir oft den Kopf zerbrechen, warum „unser Karlchen" nicht sagen wollte, daß er den Wein von seinem alten Freund erhalten hatte, aber ich konnte den Grund für sein Schweigen nie ganz verstehen, wenngleich er ohne Zweifel einen ausgezeichneten und edelmütigen Grund gehabt haben wird.

Der andere Tag kam, und mit ihm fand sich eine sehr große und höchst würdige Gesellschaft im Hause des Herrn Guterjung ein. Ja, die halbe Stadt war da — auch ich gehörte dazu. Zum großen Leidwesen des Hausherrn aber langte der Château Margaux erst in später Stunde an, als dem üppigen, von „unserm Karlchen" spendierten Mahl von den Gästen bereits ausgiebig Ehre angetan worden war. Immerhin, er traf endlich ein — eine ungeheuer große Kiste voll —, und da sich die

Gesellschaft in ausgezeichneter Stimmung befand, wurde allgemein beschlossen, die Kiste auf den Tisch zu stellen und sogleich auszupacken.

Kaum gesagt, getan. Ich lieh hilfreiche Hand, und im Nu hatten wir die Kiste auf dem Tisch, mitten zwischen den Flaschen und Gläsern, von denen nicht wenige bei diesem Manöver zerbrachen. „Unser Karlchen", der schon reichlich angeheitert war und einen ganz roten Kopf hatte, nahm nun mit gespielter Feierlichkeit am obern Ende der Tafel Platz, hieb mit einem Abfüllgefäß wie rasend auf den Tisch und rief die Gesellschaft zur Ordnung, da jetzt „der Schatz zur Auferstehung gebracht werden" solle.

Nach allerlei lautem Gerede herrschte endlich Schweigen, und wie es in ähnlichen Fällen öfters geschieht, war es auf einmal vollkommen und auffällig still. Als man mich nun ersuchte, den Deckel aufzubrechen, tat ich das selbstredend mit „unendlichem Vergnügen". Ich setzte einen Meißel an, und als ich ihm mit einem Hammer einige leichte Schläge gegeben hatte, sprang der Deckel heftig auf, und gleichzeitig schnellte, mit dem Gesicht zum Hausherrn gewandt, der zerschmetterte, blutige, halbverweste Leichnam des ermordeten Herrn Schützenwerth selbst in sitzende Stellung empor. Fest und traurig blickte er mit seinen eingefallenen und gebrochenen Augen dem Herrn Guterjung ins Gesicht, sagte langsam, aber klar und bedeutsam: „Du bist der Mann!", sank dann befriedigt seitwärts aus der Kiste heraus und streckte seine zitternden Glieder über den Tisch.

Die Szene, die folgte, ist gar nicht zu beschreiben. Alles stürzte wie rasend zu Türen und Fenstern hinaus, und viele der kräftigsten Männer sanken vor Entsetzen glatt in Ohnmacht. Nach dem ersten wilden Entsetzensschrei

aber wandten ſich aller Augen auf Herrn Guterjung. Wenn ich tauſend Jahre lebe, ſo werde ich nie das tödliche Grauen vergeſſen, das ſich auf ſeinem eben noch von Stolz und Wein geröteten, jetzt geiſterbleichen Antlitz malte. Minutenlang ſaß er ſteif da wie ein Marmorbild; ſeine Augen ſchienen mit völlig leerem Blick nach innen gerichtet und in Betrachtung ſeiner eignen Mörderſeele verſunken. Dann plötzlich glitt ſein Blick heraus zu ſeiner Umgebung, als er mit jähem Satz aufſprang, Kopf und Schultern ſchwer auf den Tiſch fallen ließ, ſo daß er den Leichnam berührte, und nun wild und haſtend ein ausführliches Geſtändnis des abſcheulichen Verbrechens ablegte, um deswillen Herr Kielfeder gegenwärtig in Haft ſaß und zum Tode verurteilt war.

Was er erzählte, war im weſentlichen dies: — Er folgte ſeinem Opfer bis in die Nähe des Teiches, ſchoß auf das Pferd mit der Piſtole, ſchlug den Reiter mit dem Piſtolengriff nieder, bemächtigte ſich ſeiner Brieftaſche und zerrte das Pferd, das er für tot hielt, in die Brombeeren am Weiher. Auf ſein eignes Tier warf er den Leichnam des Herrn Schützenwerth und brachte ihn ſo an einen tief im Walde verſteckten ſicheren Ort.

Wams, Meſſer, Brieftaſche und Kugel hatte er an ihren Fundorten niedergelegt, in der Abſicht, ſich an Herrn Kielfelder zu rächen. Auch die Auffindung des blutbefleckten Taſchentuchs und Hemdes war von ihm veranlaßt worden.

Als dieſer Bericht, bei dem einem das Blut in den Adern gerann, ſich ſeinem Ende näherte, wurden die Worte des verbrecheriſchen Schurken hohl und ſtammelnd. Als ſchließlich alles geſagt war, ſtand er auf, taſtete ſich vom Tiſch zurück und — fiel tot zu Boden.

Die Mittel, mit denen dieſes rechtzeitige und wirkſame Bekenntnis erzielt wurde, blieben einfach genug. Herrn Guterjungs übertriebner Freimut hatte mich abgeſtoßen und von Anfang an meinen Verdacht erregt. Ich war dabei geweſen, als Herr Kielfelder ihn niederwarf, und der boshafte Ausdruck, der, wenn auch nur für einen Augenblick, auf ſeinem Geſicht erſchien, gab mir die Gewißheit, daß er ſeine Rachedrohung wenn möglich in die Tat umſetzen würde. So war ich vorbereitet, die Manöver „unſres Karlchens" in ganz andrem Lichte zu ſehen als die guten Schnatterburger. Ich bemerkte ſofort, daß alle die belaſtenden Entdeckungen direkt oder indirekt von ihm ſelbſt herrührten. Was mir aber die Augen über den wahren Sachverhalt öffnete, das war die Geſchichte mit der von Herrn Guterjung im Kadaver des Pferdes „gefundenen" Kugel. Ich hatte nicht wie die Schnatterburger überſehen, daß ſowohl ein Einſchuß- als ein Ausſchußloch der Kugel vorhanden war. Wenn ſie nun, nachdem ſie aus dem Körper herausgedrungen war, doch darin gefunden wurde, ſo ſah ich klar, daß ſie von dem, der ſie fand, hier eingelegt ſein mußte. Das blutige Hemd und Taſchentuch beſtärkten die durch die Kugel geweckte Vermutung, denn das Blut erwies ſich bei einer Prüfung als weiter nichts als ausgezeichneter Rotwein. Wenn ich über dieſe Dinge und die jüngſt erwachte Freigebigkeit und Verſchwendungsſucht des Herrn Guterjung nachdachte, kam mir ein Verdacht, der, wenn ich ihn auch für mich behielt, darum doch nicht weniger ſtark war.

Inzwiſchen begann ich eine eifrige private Nachforſchung nach der Leiche des Herrn Schützenwerth und ſuchte aus guten Gründen in Gegenden, die möglichſt weit ablagen von denen, in die Herr Guterjung die Geſellſchaft

geführt hatte. Das Reſultat war, daß ich nach einigen Tagen zu einer alten verſiegten Quelle kam, die faſt ganz in Brombeergeſträuch verborgen lag, und hier fand ich, was ich ſuchte.

Nun hatte ich ſeinerzeit zufällig die Unterredung der beiden Zechgenoſſen angehört, bei der Herr Guterjung ſeinem Gaſtgeber das Verſprechen auf eine Kiſte Château Margaux herauszulocken wußte. Dieſem Fingerzeig folgte ich. Ich beſchaffte mir eine ſteife Stange Fiſchbein, ſtieß ſie der Leiche in den Schlund hinab, die ich dann in eine leere Weinkiſte legte — indem ich den Körper ſo zuſammenbog, daß das Fiſchbein ebenfalls zuſammengebogen wurde. Auf die Art mußte ich den Kiſtendeckel mit aller Gewalt herunterdrücken, während ich die Nägel einſchlug, und ich ſagte mir natürlich, ſobald man den Deckel lockerte, würde er ab- und der Körper emporſchnellen.

Nachdem ich die Kiſte ſo hergerichtet hatte, verſah ich ſie mit Zeichen und Nummer und adreſſierte ſie wie vorerwähnt. Dann ſchrieb ich im Namen der Weinhandlung, zu der Herr Schützenwerth Geſchäftsbeziehungen hatte, einen Brief und gab meinem Diener den Auftrag, die Kiſte auf ein gegebenes Zeichen von mir in einem Schubkarren vor Herrn Guterjungs Tür zu fahren. Für die Worte, die ich der Leiche in den Mund zu legen gedachte, verließ ich mich vertrauensvoll auf meine Bauchrednerkünſte, ihre Wirkung garantierte mir das ſchlechte Gewiſſen des mörderiſchen Schurken.

Ich glaube, weiter iſt nichts zu erklären. Herr Kielfeder wurde auf der Stelle freigelaſſen, erbte das Vermögen ſeines Onkels, zog aus den Erfahrungen ſeinen Nutzen, beſſerte ſich und führte von nun an ein neues, glückliches Leben.

DER ENTWENDETE BRIEF

Nil sapientiae odiosus acumine nimio.
Seneca

Es war in Paris an einem ſtürmiſchen Herbſtabend des Jahres 18—. Ich ſaß im dritten Stockwerk des Hauſes Nr. 33 der Rue Donot, Faubourg St. Germain, in dem nach hinten gelegenen Bibliothekzimmerchen bei meinem Freunde Auguſt Dupin und gab mich dem zwiefachen Genuß des Nachdenkens und einer Meerſchaumpfeife hin. Seit mindeſtens einer Stunde hatten wir beide kein Wort geſprochen. Ein zufälliger Beobachter hätte ſicherlich geglaubt, wir ſeien einzig und allein damit beſchäftigt, die kräuſelnden Rauchwolken zu verfolgen, die in dichten Schwaden das Zimmer füllten. Indeſſen, was mich betraf, ſo ſann ich dem Geſprächsſtoff nach, mit dem wir uns zu einer früheren Stunde desſelben Abends eifrig befaßt hatten; ich meine die Affäre aus der Rue Morgue und den geheimnisvollen Mordfall der Marie Rogêt. Es erſchien mir daher als ein wunderbares Zuſammentreffen, daß ſich die Tür unſeres Zimmers plötzlich öffnete und unſer alter Bekannter, Herr G., der Polizeipräfekt von Paris, eintrat.

Wir begrüßten ihn herzlich; denn wenn wir den Mann auch nicht eben achteten, ſo war er andrerſeits doch unterhaltend, und wir hatten ihn ſeit Jahren nicht geſehen.

Wir hatten im Dunkeln gesessen, und Dupin erhob sich nun, um die Lampe anzuzünden; er unterließ es jedoch und setzte sich wieder, als G. sagte, er sei gekommen, uns um Rat zu fragen oder vielmehr die Meinung meines Freundes zu hören in einer Amtsangelegenheit, die ihm schon viel Beschwer gemacht habe.

„Wenn es eine Sache ist, die Nachdenken erfordert," bemerkte Dupin, indem er mit Anzünden des Dochtes innehielt, „so ist es besser, wir prüfen sie im Dunkeln."

„Wieder so eine Ihrer sonderbaren Ansichten!" sagte der Präfekt, der alles ‚sonderbar' nannte, was über sein Begriffsvermögen hinausging, und sich daher von einer Legion von ‚Sonderbarkeiten' umgeben sah.

„Sehr wahr", sagte Dupin, während er seinem Besuch eine Pfeife reichte und einen bequemen Sessel hinschob.

„Und um was für Schwierigkeiten handelt es sich diesmal?" fragte ich. „Hoffentlich nicht wieder eine Mordgeschichte?"

„O nein; nichts dergleichen. In der Tat — die Sache ist an sich sehr einfach, und ich bezweifle nicht, daß wir ganz gut allein damit fertig werden könnten; aber dann dachte ich, der Fall würde Dupin interessieren, denn er ist höchst sonderbar."

„Einfach und sonderbar!" sagte Dupin.

„Nun ja; und doch wieder keins von beiden. Es hat uns nur alle so verwirrt, daß die Geschichte so einfach ist und man ihr doch nicht beikommen kann."

„Vielleicht ist es gerade die Einfachheit der Sache, die Sie irreleitet, mein Freund."

„Was für Unsinn Sie reden!" erwiderte der Präfekt lachend.

„Vielleicht ist das Geheimnis ein wenig zu klar", sagte Dupin.

„O Himmel! Welche verrückte Idee!"

„Ein wenig zu durchsichtig."

„Ha, ha, ha! — Ha, ha, ha! — Ho, ho, ho!" brüllte unser Besuch aufs höchste belustigt. „O Dupin, Sie werden noch an meinem Tode schuld sein."

„Was für eine Sache ist es denn nun aber eigentlich?" fragte ich.

„Schön, Sie sollen es hören", erwiderte der Präfekt und tat einen langen, kräftigen und nachdenklichen Zug aus der Pfeife; dann rückte er sich im Stuhl zurecht und begann: „Ich will es Ihnen in kurzen Worten sagen; doch ehe ich anfange, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Sache tiefstes Geheimnis ist und größte Diskretion verlangt und daß ich höchstwahrscheinlich meinen Posten verlieren würde, wenn es herauskäme, daß ich sie jemand erzählt habe."

„Fahren Sie fort", sagte ich.

„Oder auch nicht", sagte Dupin.

„Also gut; ich wurde von sehr hoher Stelle benachrichtigt, daß ein Dokument von höchster Wichtigkeit aus den königlichen Gemächern entwendet worden sei. Die Person, die den Diebstahl ausführte, kennt man; das steht fest, denn sie wurde bei der Tat beobachtet. Man weiß ferner, daß sie noch im Besitze des Dokumentes ist."

„Woher weiß man das?" fragte Dupin.

„Dies ergibt sich aus der Natur des Dokumentes selbst und daraus, daß gewisse Ergebnisse nicht eingetreten sind, die unausbleiblich erfolgen würden, wenn der Dieb das Papier aus den Händen gäbe — das heißt, wenn

er es so anwendete, wie er es im Grunde beabsichtigen muß."

„Seien Sie ein bißchen deutlicher", sagte ich.

„Schön, ich kann so weit gehen, zu sagen, daß das Papier seinem gegenwärtigen Besitzer eine gewisse Macht verleiht an einer gewissen Stelle, wo diese Macht von ungeheurem Werte ist." Der Präfekt liebte es, sich diplomatisch auszudrücken.

„Ich verstehe noch immer nicht ganz", sagte Dupin.

„Nicht? Also: würde der Inhalt des Dokumentes einer dritten Person, die ich hier ungenannt lassen will, eröffnet, so würde das die Ehre einer sehr hochstehenden Persönlichkeit in ein schlechtes Licht setzen, und dieser Umstand gibt dem Inhaber des Papiers ein Übergewicht über die erlauchte Person, deren Ruhe und Ehre dadurch gefährdet ist."

„Aber dieses Übergewicht", warf ich ein, „würde nur dann bestehen, wenn der Dieb wüßte, daß der Bestohlene selbst genaue Kenntnis von der Person des Täters hat. Wer aber könnte wagen —"

„Der Dieb", sagte G., „ist der Minister D., der alle Dinge wagt, ob sie einem Ehrenmanne nun anstehen oder nicht. Das Vorgehen des Diebes war ebenso sinnreich als kühn. Die hohe Persönlichkeit hatte das fragliche Dokument — einen Brief, frei herausgesagt — bekommen, als sie sich allein im königlichen Boudoir befand. Während sie ihn las, wurde sie plötzlich durch den Eintritt einer anderen hohen Person gestört, der nämlichen, vor der sie gerade diesen Brief geheimzuhalten wünschte. Nach einem hastigen und vergeblichen Versuch, den Brief in ein Schubfach zu werfen, war sie genötigt, ihn, offen wie er war, auf einen Tisch zu legen. Indessen lag die Adresse

zu oberſt, und da der Inhalt alſo nicht ſichtbar war, fiel der Brief weiter nicht auf. So ſtanden die Dinge, als der Miniſter D. eintrat. Sein Luchsauge erblickt ſofort das Papier, erkennt die Handſchrift der Adreſſe, bemerkt die Verwirrung des Adreſſaten und errät ſein Geheimnis. Nach einigen geſchäftlichen Unterhandlungen, die er in gewohnter Weiſe ſchnell abwickelt, zieht er einen Brief aus der Taſche, der dem in Frage ſtehenden einigermaßen gleicht, öffnet ihn, tut, als leſe er ihn, und legt ihn dann dicht neben den andern nieder. Wieder ſpricht er etwa fünfzehn Minuten über die öffentlichen Angelegenheiten. Schließlich verabſchiedet er ſich und nimmt von dem Tiſch den Brief, auf den er kein Anrecht hatte. Der rechtmäßige Beſitzer ſah dies, wagte aber natürlich nicht in Gegenwart jener dritten Perſon, die dicht an ſeiner Seite ſtand, die Sache zu erwähnen. Der Miniſter entfernte ſich, ſeinen eigenen, ganz unwichtigen Brief auf dem Tiſch zurücklaſſend."

„Da haben Sie alſo", ſagte Dupin zu mir, „genau das, was Sie als Bedingung für das Übergewicht für erforderlich halten: der Räuber weiß, daß der Beraubte ihn als den Räuber kennt."

„Ja", entgegnete der Präfekt; „und die derart erlangte Gewalt wird nun ſchon ſeit Monaten in gefährlichem Umfange zu politiſchen Zwecken ausgenutzt. Die beſtohlene Perſon erkennt mit jedem Tage mehr die Notwendigkeit, den Brief zurückzuerlangen. Das kann aber natürlich nicht offen geſchehen. In ihrer Verzweiflung hat ſie ſchließlich mir die Angelegenheit übertragen."

„Denn wie hätte ſie ſich", ſagte Dupin und ſtieß eine gewaltige Rauchwolke aus, „einen ſcharfſinnigeren Vermittler wünſchen oder auch nur vorſtellen können!"

„Sie ſchmeicheln," entgegnete der Präfekt, „aber es iſt möglich, daß eine ſolche Anſicht vorlag."

„Es iſt, wie Sie ſelbſt bemerkt haben, klar," ſagte ich, „daß der Brief ſich noch in den Händen des Miniſters befindet; denn dieſer Beſitz und nicht etwa irgendeine Anwendung des Briefes iſt es, was Macht verleiht. Mit der Ausbeutung des Briefes iſt die Macht dahin."

„Sehr wahr", ſagte G.; „und von dieſer Überzeugung ging ich aus. Meine erſte Sorge war, das Palais des Miniſters gründlich zu durchſuchen. Die Schwierigkeit lag nun darin, dies ohne ſein Wiſſen zu bewerkſtelligen. Ich wurde nämlich vor der Gefahr gewarnt, die daraus entſtehen würde, wenn er unſere Abſicht argwöhnte."

„Nun," ſagte ich, „Sie ſind in ſolchen Nachforſchungen ja durchaus bewandert. Die Pariſer Polizei hat dergleichen ſchon oft vorgenommen."

„Ja, gewiß; und darum verzweifelte ich auch nicht. Überdies boten mir die Lebensgewohnheiten des Miniſters einen großen Vorteil. Er iſt oft die ganze Nacht nicht zu Hauſe. Seine Dienerſchaft iſt keineswegs zahlreich. Ihre Schlafzimmer liegen in ziemlicher Entfernung von den Wohnräumen des Herrn. Die Leute ſind übrigens zum großen Teil Napolitaner und daher leicht betrunken zu machen. Wie Sie wiſſen, habe ich Schlüſſel, mit denen ich jedes Zimmer in Paris öffnen kann. Seit drei Monaten iſt kaum eine Nacht vergangen, in der ich nicht mehrere Stunden lang perſönlich das D.ſche Palais durchſtöbert hätte. Meine Ehre ſteht auf dem Spiel, und — ganz im geheimen! — die Belohnung iſt ungewöhnlich hoch. Ich gab alſo die Suche nicht eher auf,

als bis ich vollkommen davon überzeugt war, daß der Dieb ſchlauer ſei als ich. Ich habe ſicherlich jede Ecke und jeden Winkel durchforſcht, in dem nur irgend das Papier verſteckt ſein konnte."

„Aber iſt es nicht vielleicht möglich," mutmaßte ich, „daß der Miniſter den Brief anderswo als in ſeinem eigenen Hauſe verborgen hat?"

„Das iſt kaum möglich", ſagte Dupin. „Die gegenwärtige Lage der Dinge bei Hofe und vor allem jene Intrigen, in die D., wie man weiß, verwickelt iſt, laſſen die jederzeitige ſofortige Verwendbarkeit des Dokumentes — die Möglichkeit, es immer vorweiſen zu können — als einen ebenſo wichtigen Punkt erſcheinen, wie der Beſitz desſelben es iſt."

„Die Möglichkeit, es vorzuweiſen?" fragte ich.

„Nämlich, um es gleich vernichten zu können", ſagte Dupin.

„Ja, das iſt richtig", bemerkte ich. „Das Papier iſt alſo beſtimmt im Hauſe. Daß der Miniſter dasſelbe etwa beſtändig bei ſich trage, kommt wohl gar nicht in Frage."

„Nein", ſagte der Präfekt. „Er iſt zweimal von meinen Leuten in der Maske von Straßenräubern angefallen und unter meinen eigenen Augen gründlich durchſucht worden."

„Dieſe Mühe hätten Sie ſich ſparen können", ſagte Dupin. „D. iſt, denke ich, kein ganzer Narr und muß daher ſolche Überfälle vorausgeſehen haben."

„Wohl nicht ein ganzer Narr," ſagte G., „aber er iſt ein Dichter, und ſolche Leute ſtehen den Narren nicht allzufern."

„Gewiß," ſagte Dupin nach einem nachdenklichen,

langen Zuge aus seiner Meerschaumpfeife, „obschon auch ich hie und da Knüttelverse verbrochen habe."

„Wie wäre es," fragte ich, „wenn Sie uns die Einzelheiten Ihrer Suche darlegen würden?"

„Schön. Die Sache ist die, daß wir uns Zeit ließen und überall suchten. In solchen Dingen habe ich große Erfahrung. Ich nahm das ganze Haus vor, Zimmer nach Zimmer; und jedem einzelnen widmete ich die Nächte einer ganzen Woche. Zunächst untersuchten wir in jedem Raum die Möbel. Wir öffneten alle möglichen Schubfächer; ich nehme an, Sie wissen, daß es für einen gut geschulten Polizeiagenten so etwas wie ein Geheimfach nicht gibt. Der Mann, dem bei einer solchen Suche ein „Geheim"fach entgeht, ist ein Tölpel. Die Sache ist ja so einfach! Da ist doch der Raum, der Umfang, den man bei jedem Schreibtisch im Auge haben muß. Es ist doch nicht schwer, zu berechnen, ob der von außen sichtbare Raum eines Möbels von den Fächern wirklich ausgefüllt wird. Und dann haben wir unsere ganz bestimmten Regeln. Nicht der fünfzigste Teil einer Linie könnte uns entgehen! Nach den Schreibtischen und Kommoden nahmen wir die Stühle vor. Die Sitze untersuchten wir mit den dünnen langen Nadeln, die Sie mich gelegentlich schon anwenden sahen. Von den Tischen entfernten wir die Platten."

„Warum das?"

„Die Person, die einen Gegenstand zu verbergen wünscht, tut das manchmal in der Weise, daß sie die Platte eines Tisches oder ähnlichen Möbelstückes entfernt, ein Bein desselben aushöhlt, den Gegenstand in die Höhlung legt und die Platte wieder aufsetzt. In derselben Weise benutzt man die Füße und Knäufe der Bettpfosten."

„Konnte man so eine Höhlung nicht durch Klanguntersuchung entdecken?“ fragte ich.

„Unmöglich, falls der Gegenstand beim Hineinlegen genügend in Watte gebettet wurde. Übrigens waren wir in diesem Falle genötigt, geräuschlos vorzugehen.“

„Aber Sie konnten doch unmöglich alle Möbelstücke auseinandernehmen, in denen ein Versteck, wie Sie es soeben beschrieben haben, hätte angelegt sein können! Ein Brief kann spiralförmig so dünn zusammengerollt werden, daß er in Form und Umfang nicht anders ist als eine große Stricknadel, und in solcher Form könnte er z. B. bequem in einer ganz dünnen Stuhlleiste untergebracht werden. Sie nahmen doch wohl nicht alle Stühle auseinander?“

„Gewiß nicht; aber wir taten etwas Besseres — wir prüften sämtliche Stuhlleisten und überhaupt die Verbindungsstellen sämtlicher Möbel im Hause mit Hilfe eines sehr starken Vergrößerungsglases. Wäre irgendwo die geringste Spur einer jüngst vorgenommenen Veränderung gewesen, so hätten wir sie unfehlbar entdecken müssen. Ein einziges Körnchen Holzmehl z. B. wäre unserm bewaffneten Auge in der Größe eines Apfels erschienen. Jede Verschiebung an den zusammengeleimten Stellen — ein ungewöhnliches Klaffen der Fugen — hätte genügt, eine Entdeckung herbeizuführen.“

„Ich nehme an, daß Sie auch die Spiegel zwischen Rückwand und Glasplatte untersuchten sowie die Betten und Leintücher, Vorhänge und Teppiche.“

„Natürlich; und nachdem wir auf diese Weise jeden Einrichtungsgegenstand untersucht hatten, nahmen wir das Haus selbst in Angriff. Wir teilten sämtliche Wand- und Bodenflächen in Felder ein, die wir numerierten,

ſo daß keines überſehen werden konnte. Dann durchforſchten wir jeden Quadratzoll des Hauſes und der beiden Nachbarhäuſer mit dem Mikroſkop."

„Der beiden Nachbarhäuſer?" rief ich aus; „da hatten Sie aber eine ungeheuere Arbeit!"

„Das hatten wir auch; aber die angebotene Belohnung iſt ungemein hoch."

„Sie hatten auch die angrenzenden Bodenflächen mit eingeſchloſſen, die Höfe uſw.?"

„Höfe und Wege ſind mit Ziegelſteinen gepflaſtert. Sie machten uns verhältnismäßig geringe Mühe. Wir prüften das Moos zwiſchen den Steinen und fanden nichts Verdächtiges."

„Selbſtverſtändlich blickten Sie auch in D.s Papiere und in die Bücher ſeiner Bibliothek?"

„Gewiß; wir öffneten jeden Stoß und jedes Päckchen; wir öffneten nicht nur jedes Buch, um es, wie einige unſerer Polizeioffiziere das tun, nur zu ſchütteln, ſondern wir wendeten Seite um Seite um. Wir maßen auch die Dicke jedes Buchdeckels mit peinlichſter Sorgfalt und arbeiteten auch hier mit dem Mikroſkop. Irgendeine unlängſt vorgenommene Verletzung der Einbände hätte unſerm Augenmerk unmöglich entgehen können. Vier oder fünf Bände, die gerade vom Buchbinder gekommen waren, prüften wir eingehend der Länge nach mit den Nadeln."

„Sie durchforſchten den Fußboden unter den Teppichen?"

„Selbſtredend. Wir entfernten alle Teppiche und unterſuchten die Bretter mit dem Mikroſkop."

„Und ebenſo die Wandtapeten?"

„Auch dieſe."

„Sie ſuchten in den Kellern?"

„Ja."

„Dann", ſagte ich, „haben Sie einen Fehlſchluß getan, und der Brief iſt nicht mehr, wie Sie vermuteten, im Hauſe ſelbſt."

„Ich fürchte, darin haben Sie recht", ſagte der Präfekt. „Und nun, Dupin, ſagen Sie, was Sie mir raten würden!"

„Das Haus nochmals gründlich zu durchſuchen."

„Das iſt durchaus zwecklos", erwiderte G. „Ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß der Brief nicht im Palais iſt."

„Einen beſſeren Rat kann ich Ihnen nicht geben", ſagte Dupin. „Sie beſitzen natürlich eine genaue Beſchreibung des Briefes?"

„O ja!" Und der Präfekt zog ein Notizbuch heraus und las eine genaue Beſchreibung der inneren und namentlich der äußeren Beſchaffenheit des vermißten Dokumentes vor. Bald nachdem er die Vorleſung beendet, verabſchiedete er ſich, niedergedrückter als ich ihn je vordem geſehen. —

Etwa einen Monat ſpäter machte er uns wiederum einen Beſuch und fand uns bei ziemlich derſelben Beſchäftigung wie damals. Er ließ ſich einen Stuhl und eine Pfeife reichen und begann ein gleichgültiges Geſpräch. Endlich ſagte ich:

„Nun, G., erzählen Sie doch, wie ſteht's mit dem entwendeten Brief? Ich glaube, Sie ſind wohl doch zu der Überzeugung gekommen, daß es eine Unmöglichkeit iſt, den Miniſter zu übertölpeln?"

„Verflucht, ja! Ich habe, Dupins Rat folgend, noch einmal alles durchſucht — doch alle Arbeit war umſonſt, wie ich mir ſchon dachte."

„Wie groß, ſagten Sie, iſt die angebotene Belohnung?“ fragte Dupin.

„Nun, ſehr groß — wirklich ſehr groß — ich möchte die genaue Summe nicht angeben; aber eins kann ich ſagen: ich ſelbſt würde demjenigen, der mir den Brief verſchaffte, ſofort einen Scheck von fünfzigtauſend Franken ausſtellen. Tatſache iſt, daß der Fall von Tag zu Tag ſchlimmer, dringlicher wird; und die Belohnung wurde verdoppelt. Aber wenn ſie auch verdreifacht würde, könnte ich doch nicht mehr tun, als ich getan habe.“

„Ja, ich meine, G.,“ ſagte Dupin gedehnt und tat ein paar kräftige Züge aus der Meerſchaumpfeife, „Sie haben noch nicht Ihr Äußerſtes getan. Sie könnten — noch etwas mehr tun, denke ich, he?“

„Wie — was meinen Sie denn?“

„Nun,“ — paff, paff — „Sie könnten“ — paff, paff — „Rat einholen, wie?“ — Paff, paff, paff. „Kennen Sie die Geſchichte, die man von Abernethy erzählt?“

„Nein, zum Henker mit Abernethy!“

„Gewiß, zum Henker mit ihm! Aber da war einmal ein reicher Geizhals, der wollte dieſen Abernethy gern umſonſt konſultieren. In dieſer Abſicht lud er ein paar Leute zu ſich ein und erzählte während der Unterhaltung dem Arzt den Krankheitsfall einer gedachten Perſon:

‚Nehmen wir an,‘ ſagte der Geizhals, ‚die Symptome ſeien die und die; nun, Doktor, was würden Sie ihm wohl zu nehmen verordnet haben?‘

‚Nehmen?‘ ſagte Abernethy. ‚Ärztlichen Rat natürlich!‘“

„Ja,“ ſagte der Präfekt ein wenig betroffen, „ich bin ja ganz willig, Rat zu nehmen und dafür zu bezahlen.

Ich würde wirklich demjenigen, der mir in der Sache helfen würde, fünfzigtausend Franken geben."

„Nun, wenn es sich so verhält," sagte Dupin, aus einem Schubfach ein Scheckbuch nehmend, „können Sie mir die erwähnte Summe sofort hierherschreiben. Wenn Sie unterzeichnet haben, werde ich Ihnen den Brief aushändigen."

Ich war aufs höchste verblüfft. Der Präfekt schien wie vom Blitz getroffen. Sprachlos, mit offenem Mund und aufgerissenen Augen, starrte er Dupin an; dann, als er sich ein wenig erholt hatte, nahm er eine Feder, und unter mehrfachen Pausen und fragenden Blicken füllte er das Formular auf die Summe von fünfzigtausend Franken aus, unterzeichnete es und reichte es meinem Freund über den Tisch. Dieser prüfte es sorgsam und legte es in seine Brieftasche. Dann schloß er ein Schreibpult auf, entnahm ihm einen Brief und reichte ihn dem Präfekten. Der Beamte ergriff ihn, halb berauscht vor Freude, öffnete ihn mit zitternder Hand, warf einen schnellen Blick auf die Zeilen, suchte hastend und taumelnd die Tür und eilte ohne Abschied davon; seit Dupin ihn aufgefordert, den Scheck auszufüllen, hatte er kein Wort mehr gesprochen.

Als er gegangen war, gab mein Freund mir Aufklärung.

„Die Pariser Polizei", sagte er, „ist in ihrer Weise sehr geschickt. Sie ist ausdauernd, pfiffig und scharfsinnig und in allen den Dingen bewandert, die ihre Pflichten ihr auferlegen. Als darum G. uns auseinandersetzte, in welcher Weise er die Durchsuchung des Ministerpalais vorgenommen, war ich ganz überzeugt, daß er gründliche Arbeit getan hatte — soweit sein Spürfeld eben reichte."

„Soweit sein Spürfeld reichte?" fragte ich.

„Ja", sagte Dupin. „Die angewandten Maßnahmen waren nicht nur in ihrer Art die besten, sondern auch auf das vollkommenste ausgeführt. Wäre der Brief im Bereich ihrer Suche niedergelegt gewesen, so hätten diese Leute ihn zweifellos gefunden."

Ich lachte; es schien ihm aber mit dem, was er sagte, ernst zu sein.

„Die Maßnahmen", fuhr er fort, „waren also in ihrer Weise sehr gut; der Fehler war nur, daß sie auf den besonderen Fall hier und auf den schlauen Dieb nicht paßten. Der Präfekt hat eine gewisse Reihe sehr sinnreicher Hilfsmittel, denen er wie einem Prokrustesbett jeden Kriminalfall anzupassen sucht. Aber er begeht beständig den Fehler, den jeweiligen Fall zu gründlich oder zu leicht zu nehmen, und mancher Schuljunge ist ein schlauerer Kopf als er. Ich kannte einen achtjährigen Jungen, der bei dem Spiel von ‚Gerad oder Ungerad' zur Bewunderung aller immer gewann. Das Spiel ist sehr einfach und wird mit Murmeln gespielt. Einer der Spieler hält eine Anzahl derselben in der geschlossenen Hand, und ein anderer muß erraten, ob sie an Zahl gerad oder ungerad sind. Hat er richtig geraten, so gewinnt er eine Kugel, hat er falsch geraten, so verliert er eine. Der Knabe, von dem ich hier spreche, gewann seinen Mitschülern alle Murmeln ab. Natürlich hatte er sich ein bestimmtes System gebildet, und das bestand in klugem Beobachten und in der Berechnung der Scharfsinnigkeit seines jeweiligen Gegners. Nehmen wir z. B. an, sein Gegner sei ein rechter Einfaltspinsel und fragt, die geschlossenen Hände hinhaltend: ‚Gerad oder ungerad?' Unser Junge antwortet ‚ungerad' und verliert;

beim nächſtenmal aber gewinnt er, denn inzwiſchen hatte er ſich geſagt: ‚Der Tropf hatte beim erſtenmal eine gerade Zahl in der Hand und ſeine Pfiffigkeit reicht ſicherlich nur hin, jetzt eine ungerade zu haben, ich werde darum ungerad ſagen.‘ Er tut es und gewinnt. Bei einem etwas ſchlaueren Einfaltspinſel, als dieſer erſte geweſen, würde er folgenden Schluß gezogen haben: ‚Er hat gehört, daß ich beim erſtenmal ungerad geſagt habe; ſein erſter Einfall wäre natürlich genau wie bei dem andern, mit gerad und ungerad abzuwechſeln; dann wird ihm aber gleich der Gedanke kommen, daß dies zu einfach ſei, und er wird ſich dahin entſcheiden, wie beim erſtenmal eine gerade Zahl zu wählen. Ich werde alſo gerad ſagen.‘ Er tut es und gewinnt. Worin beſteht nun eigentlich die Methode der Schlußfolgerung bei dieſem Schuljungen, von dem ſeine Kameraden ſagen, daß er einfach Glück habe?“

„Der Überlegene“, ſagte ich, „ſucht ſeinen Intellekt mit dem ſeines Gegners zu identifizieren.“

„So iſt es,“ ſagte Dupin, „und als ich den Knaben fragte, wie ihm dieſe vollkommene Identifizierung gelänge, in der ſein Erfolg beſtände, bekam ich folgende Antwort: ‚Wenn ich herausbekommen will, wie klug oder wie dumm, wie gut oder wie böſe irgend jemand iſt oder was für Gedanken er gerade hat, ſo ſuche ich den Ausdruck meines Geſichtes ſo viel als möglich dem ſeinigen anzupaſſen, und dann warte ich ab, was für Gedanken oder Gefühle in mir aufſteigen und dem Geſichtsausdruck entſprechen.‘ Dieſe Antwort des Schuljungen bildet die Grundlage zu all dem ſcheinbaren Scharfſinn, den man Rochefoucault, La Bruyère, Machiavelli und Campanella zugeſchrieben hat.“

„Wenn ich Sie richtig verstehe," sagte ich, „so hängt die Identifizierung des Intellektes des Schlußfolgernden mit dem seines Gegners davon ab, wie scharf ersterer den Intellekt seines Gegners abzuschätzen vermag?"

„Ja, ihr praktischer Wert hängt durchaus davon ab," erwiderte Dupin, „und eben aus Mangel an diesem Identifizierungsvermögen gehen der Präfekt und seine Kohorte so häufig fehl, und ferner auch, weil sie die Höhe des jeweiligen Intellektes, mit dem sie zu tun haben, falsch oder gar nicht abzuschätzen vermögen. Sie rechnen immer nur mit ihrem eigenen Scharfsinn, und wenn sie etwas Verborgenes suchen, so denken sie immer nur daran, wie sie selbst es versteckt haben würden. Sie haben ja so ziemlich recht, wenn sie ihre eigene Erfindungsgabe für die große Masse als maßgebend erachten; wenn aber der Scharfsinn des verbrecherischen Individuums sich in seinem Grundwesen von ihrem eigenen unterscheidet, so entgeht der Verbrecher ihnen natürlich. Dies geschieht immer, sobald er ihnen geistig überlegen ist, und auch sehr häufig, wenn er ihnen geistig nachsteht. Sie haben für ihre Nachforschungen eine feststehende Norm, von der sie nie abweichen; höchstens erweitern oder übertreiben sie ihre altgewohnte praktische Methode, wenn irgendwelche außergewöhnlichen Umstände, wie z. B. eine hohe Belohnung, sie besonders antreiben — das Prinzip aber bleibt dasselbe. Betrachten wir einmal den vorliegenden Fall. Was hat man getan, das auch nur im geringsten von der gewohnten Untersuchungsmethode abgewichen wäre? Was ist all das Bohren und Prüfen und Klopfen und mikroskopische Untersuchen und Einteilen des Hauses in numerierte Quadrate — was ist es denn anders als ein Übertreiben in der Anwendung ihres einen

Prinzipes, das auf der geringen Kenntnis menschlichen Scharfsinnes aufgebaut ist, die diese Leute eben haben und das der Präfekt in gewohnter Pflichterfüllung immer wieder anwendet? Haben Sie nicht bemerkt, daß es ihm als ganz ausgemacht gilt, daß alle Menschen, wenn sie einen Brief verstecken wollen, ihn — wenn auch nicht gerade in einem ausgehöhlten Stuhlbein — so doch wenigstens in irgendeinem verborgenen Loch oder Winkel unterbringen würden, infolge derselben Gedankenreihe, die einen Mann veranlassen würde, einen Brief in einem ausgehöhlten Stuhlbein zu verbergen? Und sehen Sie nicht ebenso klar, daß solche geheimen Verstecke nur in einfachen Fällen und bei gewöhnlichen Intellekten Anwendung finden, denn fast immer, wenn es sich um das Verbergen eines Gegenstandes handelt, wird man so besonders versteckte Orte wählen, und die Entdeckung hängt also nicht lediglich von dem Scharfsinn, aber durchaus von der Sorgfalt, Geduld und Ausdauer der Suchenden ab; und war der Fall von Bedeutung oder — was in den Augen der Polizei dasselbe ist — war die Belohnung bedeutend, so haben die genannten Eigenschaften stets zum Ziel geführt. Sie werden nun verstehen, was ich meinte, als ich die Vermutung aussprach, daß der entwendete Brief zweifellos gefunden worden wäre, wenn er im Untersuchungsbereich des Präfekten niedergelegt worden wäre — mit anderen Worten, wenn man bei Verbergung desselben von den gleichen Grundanschauungen ausgegangen wäre, wie der Präfekt bei seiner Suche sie anwendet. Der Beamte ist jedoch in seinen Berechnungen geschlagen worden, und die verborgene Ursache seiner Niederlage liegt in der falschen Annahme, der Minister sei ein Narr, weil er zufällig den

Ruf eines Dichters genießt. Alle Narren sind Dichter, das hat der Präfekt so im Gefühl, und er macht sich nur eines non distributio medii schuldig, wenn er daraus schließt, daß alle Dichter Narren seien."

„Aber ist denn dieser wirklich der Dichter?" fragte ich. „Es sind zwei Brüder, wie ich weiß, und beide haben als Schriftsteller einen Namen. Der Minister, glaube ich, hat eine gelehrte Abhandlung über Differentialrechnung geschrieben. Er ist ein Mathematiker und kein Dichter."

„Sie irren sich. Ich kenne ihn gut; er ist beides. Als Dichter und Mathematiker versteht er, schlau zu überlegen; als bloßer Mathematiker verstände er überhaupt nicht, zu schlußfolgern, und wäre sicherlich dem Präfekten in die Hände gefallen."

„Sie überraschen mich", sagte ich. „Ihre Anschauung wird von der ganzen Welt Lügen gestraft. Sie werden doch wohl nicht eine seit Jahrhunderten festbegründete Ansicht umstoßen wollen? Die Vernunft des Mathematikers gilt seit langem als die Überlegungsfähigkeit par excellence."

„Il y a à parier," erwiderte Dupin, Chamfort zitierend, „que toute idée publique, toute convention reçue, est une sottise, car elle a convenu au plus grand nombre. — Ich gebe zu, daß die Mathematiker ihr Bestes getan haben, die allgemeine, aber irrige Ansicht, auf die Sie hinweisen, zu verbreiten. So haben sie z. B. mit einer Kunstfertigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, den Ausdruck Analysis in die Algebra hineingebracht. Die Franzosen sind es, denen wir diesen Trug verdanken; soll aber eine Bezeichnung überhaupt Bedeutung haben, soll

ein Wort nach seiner Anwendbarkeit bewertet werden, so stehen ‚Analysis' und ‚Algebra' etwa im selben Verhältnis zueinander, wie der lateinische Ausdruck ambitus unser Wort Ehrgeiz, religio Religion oder homines honesti ehrenwerte Männer in sich schließt."

„Sie scheinen demnächst einen Feldzug gegen die Pariser Algebraisten zu planen," sagte ich, — „doch bitte nur weiter!"

„Ich bestreite die philosophische Berechtigung eines Systems, das anders als mit abstrakter Logik arbeitet. Ich bestreite im besonderen ein aus mathematischen Studien abgeleitetes Philosophieren. Mathematik ist die Lehre von Form und Größe; die Philosophie der Mathematiker ist weiter nichts als auf Beobachtung von Form und Größe aufgebaute Logik. Der große Irrtum liegt in der Annahme, daß die Wahrheiten dessen, was man *reine* Algebra nennt, abstrakte oder allgemeine Wahrheiten seien. Und dieser Irrtum ist so ungeheuer, daß ich es gar nicht begreifen kann, wie man ihm so allgemein verfallen konnte. Mathematische Axiome sind *keine* Axiome von allgemein gültiger Wahrheit. Was *relativ* wahr ist — also in Beziehung auf Form und Größe —, ist z. B. durchaus falsch in moralischer Hinsicht. In der Morallehre ist es meistenteils *unwahr*, daß die zusammengefaßten Einzelteile dem Ganzen entsprechen. Auch in der Chemie ist das Axiom nicht anwendbar, ebensowenig in der Lehre von der Bewegung; denn zwei Bewegungen, jede von einem gegebenen Wert, haben nicht notwendigerweise einen Wert, wenn sie gemäß ihrer Einzelwerte zu einer Summe vereinigt werden. Es gibt zahlreiche andere mathematische Wahrheiten, die nur innerhalb ihrer relativen Grenzen Wahrheiten darstellen.

Aber der Mathematiker ſchließt aus Gewohnheit nach ſeinen begrenzten Wahrheiten, als ob ſie von einer abſoluten allgemeinen Anwendbarkeit wären — wie man dies in der Tat allgemein annimmt. Bryant erwähnt in ſeiner geiſtvollen ‚Mythologie' eine ähnliche Quelle des Irrtums, indem er ſagt: ‚Obgleich die Fabeln der Heiden nicht geglaubt werden, vergißt man ſich doch immer wieder und zieht Folgerungen aus ihnen, als ob ſie beſtehende Wirklichkeiten wären.' Bei den Algebraiſten nun, die ſelber Heiden ſind, werden die ‚Heiden-Fabeln' geglaubt und die Folgerungen gezogen, nicht ſo ſehr aus Gedankenloſigkeit als vielmehr aus einer erklärlichen Geiſtesverwirrung. Kurz, ich bin noch nie einem reinen Mathematiker begegnet, dem man über ſeine Quadratwurzeln hinaus irgendwie hätte trauen können, oder einem, der es nicht im ſtillen als Glaubensſache betrachtet hätte, daß x^2+px unbedingt und unwiderleglich gleich q ſei. Bitte machen Sie die Probe und ſagen Sie einem dieſer Herren, Sie glaubten, daß Fälle vorkommen könnten, wo x^2+px nicht ganz gleich q ſei — ich möchte Ihnen raten, ſchleunigſt Reißaus zu nehmen, ſobald er verſtanden hat, was Sie eigentlich meinen; denn zweifellos wird er verſuchen, Sie niederzuhauen.

Ich will damit ſagen," fuhr Dupin fort, während ich über ſeine letzten Betrachtungen fröhlich lachte, „daß der Präfekt nicht nötig gehabt hätte, mir dieſen Scheck auszuſtellen, wenn der Miniſter nichts als Mathematiker geweſen wäre. Ich kannte ihn jedoch als Mathematiker und Dichter, und meine Maßnahmen richteten ſich nach ſeinen Fähigkeiten, unter beſonderer Berückſichtigung der gegebenen Verhältniſſe. Ich wußte, daß er ein Hofmann und kühner Intrigant war. Ich folgerte

alſo, daß ſolch ein Menſch mit den üblichen polizeilichen Maßnahmen gut vertraut ſein müſſe. Er mußte — und die Ereigniſſe haben dies bewieſen — die fingierten Raubanfälle vorausahnen. Er muß, ſo überlegte ich weiter, die geheimen Hausſuchungen vorausgeſehen haben. Seine häufige nächtliche Abweſenheit, die der Präfekt ſo freudig als unerwartete Glücksfälle begrüßte, erachtete ich lediglich als Liſt, um der Polizei Gelegenheit zu gründlichen Nachforſchungen zu geben und ihr möglichſt ſchnell die Überzeugung beizubringen (zu der G. ja tatſächlich auch ſchließlich gelangte), daß der Brief ſich nicht im Hauſe befinden könne. Ich fühlte auch, daß die ganze Gedankenreihe, die ich Ihnen ſoeben mit einiger Mühe entwickelte, nämlich das unveränderliche Prinzip, nach dem die Polizei ihre Maßnahmen bei der Suche nach verſteckten Dingen richtet — ich fühlte, daß dieſer ganze Ideengang notwendigerweiſe auch dem Miniſter kommen mußte und daß er ihn zwingend dahin führen würde, alle die gewöhnlichen Verſteckplätze zu vermeiden. Dieſer Mann, ſagte ich mir, konnte unmöglich ſo beſchränkt ſein, ſich nicht ſelbſt vor Augen zu halten, daß die allerverborgenſten Winkel ſeines Palais den Nachforſchungen, den Bohrern und Mikroſkopen des Präfekten ſo offen daliegen würden wie ſeine unverſchloſſenen Wohnräume. Kurzum, ich erkannte, daß er ganz ſelbſtverſtändlich zu den allereinfachſten Maßnahmen gedrängt werden mußte, falls er ſie nicht ſchon freiwillig gewählt haben ſollte. Sie werden ſich vielleicht erinnern, in welch ein Gelächter der Präfekt ausbrach, als ich bei unſerer erſten Unterredung die Mutmaßung äußerte, daß dies Geheimnis ihm vielleicht darum ſo viel Arbeit mache, weil es ſo gar nicht verwickelt ſei."

„Ja," ſagte ich, „ich erinnere mich noch gut ſeines Heiterkeitsausbruches. Ich dachte wirklich, er würde noch in Krämpfe fallen."

„Die materielle Welt", fuhr Dupin fort, „hat ſtrenge Analogien mit der immateriellen Welt. Und darum hat das rhetoriſche Dogma, daß eine Metapher oder ein Gleichnis geeignet ſein ſoll, ein Argument zu erhärten oder eine Beſchreibung zu verſchönen, einen Schimmer von Wahrheit. So ſcheint zum Beiſpiel das Prinzip der Vis inertiae in Phyſik und Metaphyſik identiſch zu ſein. Wenn die Phyſik behauptet, daß ein großer Körper ſchwerer in Bewegung zu ſetzen iſt als ein kleiner und daß ſeine nachherige Geſchwindigkeit zu dieſer Schwierigkeit in entſprechendem Verhältnis ſteht, ſo ſagt ſie keine größere Wahrheit als die Metaphyſik, wenn ſie den Satz aufſtellt, daß ſtärkere Intellekte, alſo ſolche, die feſter und in ihren Regungen reicher ſind als ſolche ſchwächeren Grades, dennoch weniger leicht beweglich, vielmehr leichter verwirrt und in ihren erſten Schritten zögernder ſind. Ferner: haben Sie jemals beobachtet, welche Art von Schildern an den Kaufmannsläden am meiſten Aufmerkſamkeit auf ſich lenken?"

„Ich habe nie darüber nachgedacht", ſagte ich.

„Es gibt ein Rätſelſpiel," ſprach Dupin weiter, „das auf einer Landkarte geſpielt wird; die eine Partei verlangt von der andern, daß ſie ein gegebenes Wort finde — den Namen einer Stadt, eines Fluſſes, einer Provinz, eines Staates — irgendein Wort, das in dem Durcheinander von Benennungen auf der Karte zu finden iſt. Ein Neuling in dieſem Spiel ſucht gewöhnlich ſeine Gegner dadurch zu verwirren, daß er ihnen Namen von allerkleinſter Schrift zu ſuchen gibt, der Erfahrene aber wählt ſolche

Worte, die in großen Lettern von einem Ende der Karte zum andern laufen. Diese entgehen, gleich den übergroßen Plakaten und Schilderaufschriften in den Straßen, der Beobachtung infolge ihrer übertrieben großen Sichtbarkeit; und dieses physische Übersehen ist genau analog der Unachtsamkeit, mit der der Intellekt jene Erwägungen unbeachtet läßt, die zu aufdringlich und zu naheliegend selbstverständlich sind. Doch das ist eine Sache, scheint mir, die für das Begriffsvermögen des Präfekten zu hoch oder zu niedrig ist. Er hielt es nie für wahrscheinlich oder für möglich, daß der Minister den Brief aller Welt vor die Nase gelegt hätte, um eben auf diese Weise alle Welt von der Entdeckung fernzuhalten.

Doch je mehr ich über das kühne, wagemutige, besondere Wesen D.s nachdachte, über die Tatsache, daß er das Dokument immer zur Hand haben mußte, um es verwerten zu können, und über das von dem Präfekten erzielte Ergebnis, demzufolge es nicht innerhalb der Grenzen des Untersuchungskreises jenes Würdenträgers verborgen war — desto überzeugter wurde ich, daß der Minister, um den Brief zu verbergen, zu dem verständlichen und scharfsinnigen Mittel gegriffen hatte, ihn gar nicht zu verbergen.

Ganz erfüllt von diesem Gedanken versah ich mich mit einer grünen Brille und sprach eines Morgens wie zufällig im Ministerpalais vor. Ich fand D. zu Hause; er gähnte und faulenzte wie gewöhnlich und tat, als langweile er sich aufs höchste. Er ist vielleicht der tätigste Mensch, den wir jetzt haben — doch das ist er nur, wenn niemand ihn sieht.

Um seiner Schlauheit gewachsen zu sein, klagte ich über schwache Augen und die Notwendigkeit, eine Brille

tragen zu müſſen; dieſelbe diente mir jedoch nur, um ruhig und eingehend den ganzen Raum durchſpähen zu können, während ich ſcheinbar mit ganzer Aufmerkſamkeit bei dem Geſpräch war, in das ich ihn verwickelt hatte.

Beſondere Aufmerkſamkeit widmete ich einem großen Schreibtiſch, neben dem er ſaß und auf dem allerlei Briefe und andere Papiere, ein paar kleinere Muſikinſtrumente und einige Bücher umherlagen. Trotz ſorgfältigſter Prüfung aber konnte ich hier nichts finden, was einen Verdacht gerechtfertigt hätte.

Ich blickte nun weiter im Zimmer umher und entdeckte ſchließlich einen zerfetzten Kartenhalter aus Pappe, der an einem verſtaubten blauen Band von einem kleinen Meſſingknopf oben über dem ſehr niedrigen Kaminſims herabhing. In dieſem Halter, der drei oder vier Abteilungen hatte, ſteckten fünf oder ſechs Viſitenkarten und ein einziger Brief. Der letztere war ſehr ſchmutzig und zerknittert. Er war in der Mitte faſt ganz durchgeriſſen — als habe man zuerſt die Abſicht gehabt, ihn als wertlos fortzuwerfen, habe ſich dann aber doch anders beſonnen. Er hatte ein großes ſchwarzes Siegel, auf dem ſehr deutlich der Buchſtabe D. ſichtbar war, und war in zierlicher Damenhandſchrift an D., den Miniſter adreſſiert. Er war ſorglos, ja geradezu oberflächlich, in das zweitoberſte Abteil des Halters geſteckt.

Kaum hatte ich dieſen Brief erblickt, als ich überzeugt war, das geſuchte Dokument vor mir zu haben. Gewiß, dem Anſchein nach war es ſehr verſchieden von dem, deſſen eingehende Beſchreibung der Präfekt uns geliefert hatte. Hier war das Siegel groß und ſchwarz mit der Chiffre D.; dort war es klein und rot, mit dem

herzoglichen Wappen der Familie V. Hier war die Adreſſe zierlich und von weiblicher Hand und an den Miniſter ſelbſt gerichtet; dort war die Aufſchrift kräftig und kühn und für ein Mitglied des königlichen Hauſes beſtimmt; nur das Format bot eine gewiſſe Ähnlichkeit. Aber gerade die Übertriebenheit dieſer Unterſchiede war es, was mir auffiel. Der Schmutz, der zerknitterte, zerriſſene Zuſtand des Briefes, der ſo gar nicht zu der bekannten Ordnungsliebe D.s paßte und ſo ſehr darauf hindeutete, daß hier eine Abſicht vorliege, die Wertloſigkeit dieſes Dokumentes vorzutäuſchen, alle dieſe Dinge in Verbindung mit dem ins Auge fallenden Aufbewahrungsort des Papieres, was ſo ganz zu den Schlußfolgerungen paßte, zu denen ich vorher gelangt war — alle dieſe Dinge, ſage ich, waren dazu angetan, Verdacht zu erregen bei einem, der gekommen war, Verdachtgründe zu finden.

Ich dehnte meinen Beſuch ſo lange als möglich aus und verwickelte den Miniſter in eine eifrige Diskuſſion über ein Thema, das ihn, wie ich wußte, ſtark intereſſierte, während ich meine ganze Aufmerkſamkeit dem Briefe zuwandte. Ich wollte mir ſeine Form und ſeine Lage im Halter genau einprägen; bei dieſer Gelegenheit machte ich ſchließlich noch eine Entdeckung, die mir die letzten Zweifel nahm. Die Ränder des Papieres waren kräftiger umgebrochen als nötig ſchien. Der Bruch ſah aus, als habe man ein ſteifes Papier, das kräftig zuſammengefaltet geweſen, geöffnet und unter Benützung der alten Kniffalten nach der andern Seite umgebrochen. Dieſe Wahrnehmung genügte. Es war mir klar, daß man den Brief wie einen Handſchuh umgewendet, in ſeine urſprüngliche Form zurückgefaltet und mit einem neuen

Siegel verſehen hatte. Ich verabſchiedete mich von dem Geſandten und entfernte mich; eine goldene Schnupftabaksdoſe ließ ich auf dem Tiſch zurück.

Am anderen Morgen ſprach ich vor, um die vergeſſene Doſe zu holen, und wir waren bald wieder in das intereſſante Geſprächsthema verwickelt, das uns am Tage vorher ſo eifrig beſchäftigt hatte. Plötzlich aber ertönte gerade unter den Fenſtern des Geſandtſchaftspalais ein Piſtolenſchuß, gefolgt von Angſtſchreien und lärmenden Ausrufen einer erregten Menge. D. eilte an ein Fenſter, riß es auf und blickte hinaus. Inzwiſchen trat ich zu dem Kartenhalter, nahm den Brief, ſteckte ihn in die Taſche und erſetzte ihn durch ein Fakſimile (was ſein äußeres Ausſehen anlangte), das von mir zu Hauſe ſorgſam hergeſtellt worden war; die Chiffre D.s hatte ich mit Hilfe eines aus Brot geformten Petſchafts leicht nachahmen können.

Die Ruheſtörung auf der Straße war durch das verrückte Gebaren eines Mannes verurſacht worden. Er hatte in eine Gruppe von Weibern und Kindern einen Flintenſchuß abgegeben. Es ſtellte ſich aber heraus, daß es ein blinder Schuß geweſen war, und man ließ den Burſchen als harmloſen Narren oder Betrunkenen laufen. Als die Menge ſich verlaufen, trat D. vom Fenſter zurück, wohin ich ihm gefolgt war, nachdem ich meinen Raub in Sicherheit gebracht hatte. Bald darauf verabſchiedete ich mich. Der anſcheinend Wahnſinnige war ein von mir bezahltes Subjekt."

„Welche Abſicht verfolgten Sie damit," fragte ich, „daß Sie den Brief durch ein Fakſimile erſetzten? Wäre es nicht beſſer geweſen, ihn gleich beim erſten Beſuch zu ergreifen und davonzulaufen?"

„D.", erwiderte Dupin, „ist ein kühner Bursche voll großer Tatkraft, und seine Dienerschaft ist ihm blind ergeben. Hätte ich den tollen Versuch gemacht, den Sie da vorschlagen, so hätte ich das Ministerpalais wohl kaum mehr lebend verlassen, und die guten Pariser hätten nichts mehr von mir gehört. Doch war es nicht dies Bedenken allein, was mich zurückhielt. Sie kennen mein politisches Vorurteil. Im vorliegenden Fall bin ich ein Parteigänger der betreffenden hohen Dame. Achtzehn Monate hat der Minister sie in seiner Gewalt gehabt; jetzt hat sie ihn in der ihrigen — denn, da er nicht weiß, daß er den Brief nicht mehr besitzt, wird er sein herausforderndes Wesen beibehalten. Er wird sich also selbst den Sturz bereiten, der ebenso plötzlich als beschämend für ihn sein wird. Mag man über das facilis descensus Averno sagen, was man will — bei allem Emporkommen gilt das, was die Catalani vom Singen sagte: ‚Es ist viel leichter hinauf- als hinunterzukommen.' In unserm Fall hier habe ich kein Mitgefühl mit dem, der da stürzt. Er ist ein monstrum horrendum, ein genialer Kopf ohne edle Grundsätze. Ich gestehe aber, daß ich etwas darum gäbe, in dem Augenblick seine Gedanken lesen zu können, wenn er sich durch das veränderte Benehmen derjenigen, die der Präfekt ‚eine gewisse Person' nennt, veranlaßt sieht, den Brief zu öffnen, den ich ihm in den Kartenhalter gesteckt habe."

„Wieso? Haben Sie ihm etwas hineingeschrieben?"

„Nun — es schien mir nicht ganz recht, das Innere leer zu lassen — das wäre ja beleidigend gewesen. D. spielte mir einst in Wien einen schlimmen Streich, und ich versicherte ihm damals halb scherzhaft, ich würde ihm das nicht vergessen. Ich hielt es also, in der Überzeugung,

daß er begierig ſei, zu erfahren, wer ihn ſo überliſtet habe, für ſchade, ihm nicht einen Anhaltspunkt zu geben. Er kennt meine Handſchrift gut, und ſo ſchrieb ich denn mitten auf das weiße Blatt die Worte:

‚. . . Un dessein si funeste,
S'il n'est digne d'Atrée, est digne de Thyeste.'

Sie ſtehen in Crébillons ‚Atrée'."

DER TEUFEL DER VERKEHRTHEIT

Bei Feſtſtellung der Eigenſchaften und Impulſe — der prima mobilia der menſchlichen Seele — haben die Pſychologen eine uns eingeborene Eigenſchaft immer wieder überſehen — ein Gefühl, das unſerer Seele von Urbeginn unwandelbar und ewig mitgegeben iſt. Wir haben ſein Vorhandenſein unſern Sinnen entgehen laſſen — aus Mangel an Glauben, an Gewiſſenhaftigkeit; wir haben weder die Offenbarung noch die Philoſophie tief genug genommen und jene Eigenſchaft nur darum überſehen, weil ſie ſo überragend und dabei ſo weſenlos iſt. Wir ſahen keine Notwendigkeit für den Impuls — für dieſen Hang. Wir konnten es nicht begreifen, vielmehr, wir hätten es nicht begreifen können, wenn der Begriff dieſes „primum mobile“ ſich uns jemals aufgedrängt hätte, wir hätten nicht begreifen können, wieſo er geſchaffen ſei, die Ziele der Menſchheit — ſeien es irdiſche oder ewige — zu fördern. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Pſychologie und alles in allem auch die Metaphyſik ſich „a priori“ entwickelt haben. Der intellektuelle oder logiſche Menſch, mehr noch als der erfahrene und beobachtende, unternimmt es, Ziele, Gründe zu ſuchen — Gottes Abſichten mit der Menſchheit. Hat er ſo zu ſeiner Zufriedenheit

die Absichten Jehovas sondiert, so erbaut er auf diesen Absichten seine zahllosen Systeme der Vernunft. In der vergleichenden Psychologie z. B. schlossen wir zunächst — natürlich genug —, daß die Nahrungsaufnahme des Menschen göttlicher Wille sei. Wir wiesen daraufhin dem Menschen einen Ernährungstrieb zu, und dieser Trieb ist die Geißel, mit Hilfe deren die Gottheit den Menschen, er mag wollen oder nicht, zum Essen zwingt. Zweitens stellten wir fest, es sei Gottes Wille, daß der Mensch sein Geschlecht vermehre, und sogleich entdeckten wir einen Liebestrieb; und so machten wir's weiter mit dem Widerspruchsgeist, mit der Idealität, der Kausalität — kurz so machten wir's mit jeder Eigenschaft, mochte sie nun einen seelischen Trieb, ein moralisches Empfinden oder eine Fähigkeit des reinen Intellekts vorstellen. Und bei dieser Aufstellung der principia menschlichen Handelns sind die Spurzheimiten (ob nun mit Recht oder Unrecht) lediglich in die Fußtapfen ihrer Vorgänger getreten, indem sie alles von der vorgefaßten Bestimmung des Menschen ableiteten und auf feste Absichten des Schöpfers zurückführten.

Es wäre weiser, es wäre sicherer gewesen, solche Klassifizierung (wenn wir denn überhaupt klassifizieren müssen) auf der Basis dessen aufzubauen, was Menschen gewöhnlich oder gelegentlich taten und immer gelegentlich getan hatten, als auf dem, was wir für die ausgemachte Absicht Gottes mit der Menschheit annahmen. Wenn wir Gott in seinen sichtbaren Werken nicht begreifen können, wie denn in seinen unfaßbaren Gedanken, die die Werke ins Leben rufen? Wenn wir ihn in seinen körperlichen Schöpfungen nicht erfassen können, wie denn in seinen unkörperlichen Stimmungen und Schöpfungsphasen?

Durch Induktion a posteriori hätte die Psychologie dahin kommen müssen, eine eingeborene und urewige Triebfeder menschlichen Handelns aufzudecken: ein paradoxes Etwas, das wir, aus Mangel an einer treffenderen Bezeichnung, „Verkehrtheit" nennen wollen. Ich möchte sagen, es ist eine Bewegung ohne Beweggrund, ein Anreiz ohne ersichtlichen Zweck, oder wenn diese Bezeichnung widersinnig erscheint, wollen wir die Behauptung so weit modifizieren, zu sagen: wir folgen dem Anreiz, weil wir ihm nicht folgen sollten. Der Theorie nach kann wohl kein Grund unvernünftiger sein, den Tatsachen nach gibt es keinen stärkeren. In gewissem Sinne, unter gewissen Umständen wirkt er ganz unwiderstehlich. Ich weiß nicht gewisser, daß ich atme, als ich weiß, daß die Gewißheit, ein Unrecht, einen Fehler zu begehen, oft die eine unwiderstehliche Macht ist, die allein unser Handeln bestimmt; auch läßt diese unwiderstehliche Neigung, um des Unrechts willen unrecht zu tun, keine Analyse oder Auflösung in andere Elemente zu. Es ist ein eingewurzelter, urewiger — ein elementarer Hang. Ich weiß, man wird sagen, das Begehen einer Handlung, weil wir fühlen, wir sollten sie nicht begehen, ist nichts als eine Abart dessen, was die Psychologie Widerspruchsgeist nennt. Ein Blick aber wird die Unrichtigkeit dieser Annahme zeigen. Der psychologische Widerspruchsgeist entspringt in erster Linie der Selbstverteidigung. Er ist unser Schützer vor Beleidigung. Sein Grundgedanke ist unser Wohlergehen; und so steigert sich mit seiner Entwicklung auch unser Wunsch nach Wohlergehen. Hieraus folgt, daß der Wunsch nach Wohlergehen sich gleichzeitig mit jeder Eigenschaft entwickeln muß, die lediglich eine Abart des Widerspruchs-

geiſtes iſt; bei jenem Etwas aber, das ich als „Verkehrtheit" bezeichne, wird nicht nur der Wunſch nach Wohlergehen gar nicht entſtehen, ſondern ein ganz entgegenwirkendes Gefühl vorhanden ſein.

Ein Appell an das eigene Herz iſt ſchließlich die beſte Antwort auf die eben angeführte Sophiſterei. Keiner, der ſeine eigene Seele vertrauensvoll um Rat fragt, kann die elementare Urſprünglichkeit der fraglichen Eigenſchaft leugnen. Sie iſt da, mag ſie uns auch noch ſo unbegreiflich erſcheinen. Es gibt keinen Menſchen, der nicht zum Beiſpiel zu irgendeiner Zeit von dem ernſtlichen Wunſch beſeſſen geweſen wäre, einen Zuhörer durch unnütze Umſchweife zu quälen. Der Sprecher weiß, daß er mißfällt; er hat allen guten Willen, zu gefallen; er iſt für gewöhnlich kurz, deutlich und klar; der prägnanteſte, lakoniſchſte Ausdruck ſchwebt ihm auf der Zunge; nur mit Mühe hält er ihn zurück; er ſcheut und fürchtet den Zorn deſſen, zu dem er ſpricht — dennoch packt ihn der Gedanke, durch gewiſſe Einſchaltungen und Umſchweife könne dieſer Zorn noch geſteigert werden. Dieſer eine Gedanke genügt. Der Einfall wird zu einem Wunſch, der Wunſch zu einem Verlangen, das Verlangen zu einem qualvollen Bedürfnis, und dem Bedürfnis wird (mit tiefem Bedauern und herzlicher Reue und in Mißachtung aller Folgen) ſtattgegeben.

Wir haben eine Arbeit vor, die ſchleunigſt erledigt werden muß. Wir wiſſen, daß ein Aufſchub unheilvoll ſein wird. Der bedeutſamſte Wendepunkt unſeres Lebens ruft wie mit Poſaunen zu ſofortigem energiſchen Handeln. Wir glühen, verzehrender Eifer erfüllt uns, das Werk zu beginnen, von deſſen ruhmvollem Ausgang unſere Seele entflammt iſt. Es muß, es ſoll heute in Angriff

genommen werden — und dennoch schieben wir es auf bis morgen; und warum? Es gibt keine andere Antwort als die, daß wir verkehrt fühlen. Der andere Tag kommt, und mit ihm ein ungeduldigeres Verlangen, unsere Pflicht zu tun, aber gleichzeitig mit diesem gesteigerten Verlangen erhebt sich eine namenlose, eine geradezu angstvolle, weil unermeßliche Begier nach Aufschub. Diese Gier nimmt zu, je mehr die Zeit entflieht. Die letzte Stunde zum Handeln ist gekommen. Wir erbeben unter der Heftigkeit des inneren Widerstreits — der Entschiedenheit mit der Unentschiedenheit — des Wesentlichen mit dem Schattenhaften. Ist aber der Streit einmal so weit gediehen, so ist es der Schatten, der die Oberhand gewinnt — wir ringen vergebens. Die Uhr schlägt und ist das Grabgeläute unseres Strebens nach Erfolg. Gleichzeitig aber ist es der Hahnenschrei für das Gespenst, das uns so lange schreckte. Es flieht — es verschwindet — wir sind frei. Die alte Willenskraft kommt wieder. Jetzt wollen wir arbeiten. Weh, es ist zu spät!

Wir stehen am Rande eines Abgrunds. Wir spähen hinab — uns wird übel und schwindlig. Unser erster Impuls ist, vor der Gefahr zurückzuweichen. Unerklärlicherweise bleiben wir. Nach und nach versinken unsere Übelkeit, unser Schwindel und Entsetzen in einem Nebel unnennbarer Gefühle. Allmählich, ganz allmählich nimmt diese Nebelwolke Formen an, so wie sich in dem Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" aus dem der Flasche entsteigenden Dampf der Geist formte. Aber aus dieser unserer Wolke am Rande des Abgrunds erwächst fühlbar eine Form, weit schrecklicher als irgendein böser Geist oder Märchen-Dämon — und doch ist es nichts

als ein Gedanke, wenngleich ein fürchterlicher und einer, der uns das Mark in den Knochen gefrieren läßt in grausigem Entzücken. Es ist nur die Vorstellung, was wir wohl bei einem fliegenden Sturz von solcher Höhe empfinden würden; und dieser Sturz — diese taumelnde Vernichtung — die uns das unheimlichste und widerlichste Bild aller unheimlichen und widerlichen Bilder von Tod und Qual vor Augen stellt — gerade diese Vernichtung reizt uns; und weil unsere Vernunft uns heftig vom Rande des Absturzes zurückruft, gerade darum nähern wir uns ihm mehr und mehr. Kein leidenschaftliches Gefühl in der Natur ist so teuflisch ungeduldig als das desjenigen, der schaudernd am Rande des Abgrunds steht und daran denkt, sich hinabzustürzen. Sich auch nur für einen Augenblick einem Gedanken hinzugeben, heißt unweigerlich verloren sein; denn Nachdenken rät uns abzulassen, und eben darum, sage ich, können wir es nicht. Ist kein gütiger Arm nahe, uns zurückzuhalten, oder verfehlen wir bei einem plötzlichen Entschluß, vom Abgrund zurückzutreten, den festen Boden, so stürzen wir hinab in Tod und Vernichtung.

Wir mögen über dieses und ähnliches Handeln nachsinnen, soviel wir wollen, wir werden es doch nur dem Teufel der Verkehrtheit zuschreiben können. Wir handeln nur so, weil wir fühlen, wir sollten es nicht. Darüber hinaus gibt es keine erkennbare Ursache, und wir könnten tatsächlich diese Verkehrtheit geradezu für eine Bosheit des Erzfeindes halten, wüßte man nicht, daß sie gelegentlich auch das Gute fördere.

Ich habe nun so viel gesagt, daß ich eure Frage ungefähr beantworten kann — daß ich euch erklären kann, weshalb ich hier bin — daß ich euch etwas mitteilen

kann, was wenigstens halbwegs einen Grund dafür angibt, weshalb ich diese Fesseln trage und weshalb ich in dieser Zelle der Verdammten wohne. Wäre ich nicht so weitschweifig gewesen, so hättet ihr mich vollkommen mißverstehen oder mich, wie der Pöbel, für verrückt erklären können. Nun aber werdet ihr leicht erkennen, daß ich eines der zahllosen Opfer bin, die der Teufel der Verkehrtheit für sich zu erbeuten weiß.

Unmöglich kann eine Tat gründlicher vorherbedacht worden sein. Wochen, Monate brütete ich über die Ausführung des Mordes. Tausend Arten verwarf ich, weil sie die Möglichkeit boten, mich zu verraten. Schließlich fand ich bei der Lektüre einer französischen Abhandlung den Bericht einer fast tödlichen Erkrankung einer Frau Pilau, hervorgerufen durch Gase einer zufällig vergifteten Kerze. Das reizte meine Phantasie sofort. Ich wußte, mein Opfer hatte die Gewohnheit, im Bette zu lesen. Ich wußte auch, daß sein Zimmer klein und schlecht ventiliert war. Doch was soll ich euch mit abgeschmackten Einzelheiten behelligen, weshalb die Kunstgriffe schildern, durch die es mir gelang, in seinen Schlafzimmerleuchter statt der dort vorhandenen eine von mir selbst hergestellte Wachskerze einzuschmuggeln. Am andern Morgen fand man ihn tot im Bett, und das Urteil des Leichenbeschauers lautete — „eines plötzlichen Todes gestorben".

Ich erbte sein Vermögen, und jahrelang ging alles gut mit mir. Der Gedanke einer Entdeckung meiner Tat kam mir gar nicht in den Kopf. Die Überbleibsel der ververhängnisvollen Kerze hatte ich sorgfältig vernichtet. Nicht den Schatten einer Spur hatte ich zurückgelassen, durch die man mich des Verbrechens hätte überführen oder auch nur verdächtigen können. Es ist gar nicht

wiederzugeben, welch ein Gefühl der Befriedigung in mir erwachte, wenn ich an meine vollkommene Sicherheit dachte. Lange, lange Zeit hing ich diesem Gefühl nach. Es brachte mir mehr Genuß als alle die realen Vorteile, die meine Sünde mir eingetragen. Doch es kam eine Zeit, da das angenehme Gefühl gradweise und kaum wahrnehmbar zu einem mich verfolgenden und quälenden Gedanken wurde. Er quälte, weil er verfolgte. Ich konnte ihn kaum für Augenblicke los werden. Es ist eine ganz bekannte Sache, daß irgendein Gassenhauer oder ein paar unbedeutende Takte aus einer Oper uns solcherart quälend in den Ohren klingen oder vielmehr im Gedächtnis haften bleiben; auch wird es uns nicht weniger quälen, wenn das Lied ein gutes oder die Oper eine verdienstvolle ist. Auf solche Weise also hing ich dem Gedanken an meine Sicherheit nach, ertappte mich fortwährend dabei, daß ich die Worte murmelte: „Ich bin sicher."

Eines Tages, als ich durch die Straßen schlenderte und halblaut diese gewohnten Worte sprach, verbesserte ich sie in einem Anfall von Mutwillen so: „Ich bin sicher — ich bin sicher — ja, solange ich nicht so dumm bin, ein offenes Bekenntnis abzulegen!"

Kaum hatte ich dies gesagt, als Eiseskälte mir zum Herzen kroch. Ich hatte einige Erfahrung in solchen Anfällen der „Verkehrtheit" (deren Natur zu schildern mir viel Mühe gemacht hat), und ich entsann mich gut, daß es mir niemals gelungen war, ihren Angriffen zu widerstehen; und nun trat mir meine eigene zufällige Eingebung, daß ich möglicherweise dumm genug sein könne, den Mord, dessen ich mich schuldig gemacht, zu bekennen, gegenüber wie das leibhaftige Gespenst des Ermordeten — und lockte mich in Tod und Verderben.

Zuerſt machte ich eine Anſtrengung, dieſen Alp von der Seele abzuſchütteln. Ich ſchritt ſchneller und ſchneller aus, ſchließlich rannte ich. Ich fühlte ein wahnſinniges Verlangen, laut aufzuſchreien. Jede neue Gedankenwelle überflutete mich mit Schrecken, denn ach! ich wußte gut, nur zu gut, daß ich verloren war, wenn ich *nachdachte*. Ich beſchleunigte meinen Schritt noch mehr. Ich durchraſte wie ein Toller die menſchenvollen Straßen. Schließlich wurden die Leute ſtutzig und verfolgten mich. *Nun* fühlte ich, daß ſich mein Schickſal erfüllte. Hätte ich vermocht, mir die Zunge auszureißen — ich hätte es getan — doch eine rauhe Stimme ſchallte mir ins Ohr — ein rauherer Griff packte mich an den Schultern. Ich drehte mich um — ich rang nach Atem. Einen Augenblick litt ich alle Qualen des Erſtickenden; ich war blind und taub und mir ſchwindelte; und dann ſchien es mir, als ſchlage mich irgendein unſichtbarer Dämon mit harter Fauſt in den Rücken. Das lang zurückgehaltene Geheimnis brach los aus meiner Seele.

Man ſagt, daß ich mich klar und ſicher ausdrückte, doch mit großem Nachdruck und leidenſchaftlicher Haſt, als fürchte ich eine Unterbrechung, ehe ich die kurzen, doch inhaltsſchweren Sätze beendet, die mich dem Henker und der Hölle überlieferten.

Nachdem ich alles berichtet, was zur vollen gerichtlichen Überführung notwendig war, ſchlug ich ohnmächtig zu Boden.

Doch was ſoll ich mehr ſagen? Heute trage ich dieſe Ketten und bin *hier*! Morgen bin ich der Feſſeln ledig! — Aber wo?

DAS FASS AMONTILLADO

Alle die tauſend kränkenden Reden Fortunatos ertrug ich, ſo gut ich konnte, als er aber Beleidigungen und Beſchimpfungen wagte, ſchwor ich ihm Rache. Ihr werdet doch nicht annehmen — ihr, die ihr ſo gut das Weſen meiner Seele kennt —, daß ich eine Drohung laut werden ließ. Einmal würde ich gerächt ſein! Aber die Beſtimmtheit, mit der ich meinen Entſchluß faßte, verbot mir alles, was mein Vorhaben gefährden konnte. Ein Unrecht iſt nicht beſtraft, wenn den Rächer Vergeltung trifft für ſeine Rachetat; es iſt auch nicht beſtraft, wenn es dem Rächer nicht gelingt, ſich als ſolcher ſeinem Opfer zu zeigen.

Es muß vorausgeſchickt werden, daß ich Fortunato weder mit Wort noch Tat Grund gab, meine gute Geſinnung anzuzweifeln. Ich fuhr fort, liebenswürdig zu ihm zu ſein, und er gewahrte nicht, daß mein Lächeln jetzt dem Gedanken ſeiner Vernichtung galt.

Er hatte eine Schwäche, dieſer Fortunato — obſchon er in anderer Hinſicht ein geachteter und ſogar gefürchteter Mann war. Er brüſtete ſich damit, daß er ein Weinkenner ſei. Nur wenige Italiener beſitzen den wahren Kunſtverſtand. Sie begeiſtern ſich meiſt nur für eine einzige Sache: für betrügeriſche Manipulationen gegenüber

britiſchen und öſterreichiſchen Millionären. In der Beurteilung von Bildern und Edelſteinen war Fortunato, gleich ſeinen Landsleuten, ein unwiſſender Prahlhans, in bezug auf alte Weine aber hatte er ein ehrliches und ſicheres Urteil. Hierin ſtand ich ſelbſt ihm kaum nach; ich kannte den italieniſchen Wein gut und kaufte viel, ſooft ſich mir günſtige Gelegenheit bot.

Es war in der tollen Karnevalszeit, als ich an einem dämmerigen Abend meinem Freunde begegnete. Er begrüßte mich mit übertriebener Wärme, denn er hatte viel getrunken. Der Mann war maskiert. Er trug ein enganliegendes, zur Hälfte geſtreiftes Gewand, und auf ſeinem Kopfe erhob ſich die koniſch geformte Narrenkappe. Ich freute mich ſo ſehr, ihn zu ſehen, daß ich gar kein Ende finden konnte, ihm die Hand zu ſchütteln.

Ich ſagte zu ihm: „Mein lieber Fortunato, es freut mich, dich zu treffen. Wie prächtig du heute ausſiehſt — außerordentlich wohl! Doch höre: ich habe ein Faß Wein bekommen, das für Amontillado gilt, und ich habe meine Zweifel."

„Wie?" ſagte er, „Amontillado? Ein Faß? Unmöglich? Und mitten im Karneval?"

„Ich habe meine Zweifel", erwiderte ich. „Und ich war töricht genug, den vollen Amontillado-Preis zu zahlen, ohne dich erſt zu Rate zu ziehen. Du warſt nicht zu finden, und ich fürchtete, durch eine Verzögerung den ganzen Handel zu verlieren."

„Amontillado!"

„Ich habe meine Zweifel."

„Amontillado!"

„Und ich muß ſie zum Schweigen bringen."

„Amontillado!"

„Da du beſchäftigt biſt, werde ich Lucheſi aufſuchen. Wenn einer ein kritiſches Urteil hat, iſt er es. Er wird mir ſagen —"

„Lucheſi kann Amontillado nicht von Sherry unterſcheiden!"

„Und doch behaupten ſo ein paar Narren, daß ſein Weinverſtand dem deinigen gleichkomme."

„Komm, laß uns gehen."

„Wohin?"

„In deine Kellereien."

„Nein, mein Freund; ich will nicht deine Gutmütigkeit ausnützen. Ich ſehe, du biſt beſchäftigt. Lucheſi —"

„Ich bin nicht beſchäftigt, komm!"

„Lieber Freund, nein! Es iſt ja nicht nur das, daß du etwas anderes vorhatteſt; du biſt ernſtlich erkältet. Die Kellergewölbe ſind unerträglich feucht. Sie haben eine Salpeterkruſte angeſetzt."

„Laß uns trotzdem gehen! Die Erkältung iſt nicht der Rede wert. Amontillado! Man hat dich betrogen; und Lucheſi — der kann Sherry von Amontillado nicht unterſcheiden."

Mit dieſen Worten hing Fortunato ſich in meinen Arm. Ich nahm eine ſchwarze Seidenmaske vors Geſicht, hüllte mich dicht in meinen Mantel und ließ es geſchehen, daß mein Freund mich eilends zu meinem Palazzo geleitete.

Die Dienerſchaft war nicht zu Hauſe; der Karneval hatte ſie hinausgelockt. Ich hatte den Leuten geſagt, daß ich nicht vor dem nächſten Morgen heimkommen würde, und ihnen ſtreng verboten, ſich aus dem Hauſe zu rühren. Ich wußte, daß dies genügte, damit alle zuſammen, ſobald ich den Rücken wandte, davonliefen.

Ich nahm zwei Fackeln aus den Ringen an der Wand, gab Fortunato eine davon und komplimentierte ihn durch mehrere Zimmerreihen in den Bogengang, der zu den Gewölben führte. Ich schritt eine lange, gewundene Treppe hinab und bat ihn, mir vorsichtig zu folgen. Endlich kamen wir unten an und standen zusammen in der feuchten Tiefe der Katakomben der Montresors.

Der Gang meines Freundes war unsicher, und die Schellen an seiner Kappe klingelten bei seinen Schritten.

„Das Faß!" sagte er.

„Das ist weiter hinten", antwortete ich. „Siehst du das weiße Gewebe, das da ringsum von den Kellermauern leuchtet?"

Er wandte sich mir zu und sah mir in die Augen. Seine Blicke waren feucht von Schnupfen und Trunkenheit.

„Salpeter?" fragte er schließlich.

„Salpeter", erwiderte ich. „Wie lange hast du schon diesen Husten?"

Er hustete, hustete, hustete. Mein armer Freund konnte minutenlang keine Antwort geben.

„Es ist nichts", erwiderte er dann.

„Komm," sagte ich sehr bestimmt, „wir wollen umkehren; deine Gesundheit ist kostbar. Du bist reich, geachtet, bewundert, geliebt; du bist glücklich, wie ich einst war. Du würdest eine Lücke hinterlassen. Um mich ist es nicht schade. Wir wollen umkehren! Du wirst krank werden, und ich kann das nicht verantworten. Übrigens kann ja Luchesi —"

„Genug!" sagte er. „Der Husten ist ganz belanglos; er wird mich nicht umbringen. Ich werde nicht an meinem Husten zugrunde gehen."

„Wahr — wahr", erwiderte ich. „Wirklich, ich hatte nicht die Absicht, dich unnötig zu beunruhigen — aber du solltest die Vorsicht nicht außer acht lassen. Ein Schluck Medoc wird uns vor der Einwirkung der Dünste schützen."

Bei diesen Worten zog ich aus einer langen Flaschenreihe, die längs der Mauer auf der Erde lag, eine Flasche hervor und schlug ihr den Hals ab.

„Trink", sagte ich und bot ihm den Wein. Er setzte ihn an die Lippen. Er hielt inne und nickte mir vertraulich zu; seine Glöckchen klingelten.

„Ich trinke", sagte er, „auf die Toten, die hier ruhen."

„Und ich auf dein langes Leben!"

Er nahm von neuem meinen Arm, und wir gingen weiter.

„Diese Gewölbe", sagte er, „sind weitläufig."

„Die Montresors", erwiderte ich, „waren eine große und zahlreiche Familie."

„Ich vergaß dein Wappenzeichen."

„Ein riesiger goldener Fuß in blauem Felde; der Fuß zertritt eine sich bäumende Schlange, deren Zähne ihm in der Ferse sitzen."

„Und das Motto?"

„Nemo me impune lacessit."

„Gut!" sagte er.

Der Wein flackerte aus seinen Augen, und die Glöckchen klingelten. Auch mir stieg der Medoc zu Kopfe. Wir waren an einer ganzen Reihe aufgestapelter Skelette und Fässer vorbei bis in den entferntesten Teil der Katakomben gelangt. Ich blieb wieder stehen, und diesmal wagte ich es, Fortunato am Arm zu rütteln.

„Der Salpeter!" sagte ich. „Sieh, wie es immer mehr wird. Er hängt an den Wölbungen wie Moos. Wir sind

unter dem Flußbett. Die Näſſe tropft durch die Skelette. Komm, wir wollen umkehren, ehe es zu ſpät iſt. Dein Huſten —"

„Nicht der Rede wert," ſagte er; „laß uns weitergehen. Vorher aber — noch einen Schluck Medoc."

Ich ſchlug einer Flaſche de Grave den Hals ab und reichte ſie ihm. Er leerte ſie mit einem Zug. In ſeinen Augen flackerte ein wildes Licht. Er lachte und warf die Flaſche mit einer ſeltſamen Bewegung zur Decke — einer Geſte, die ich nicht verſtand.

Ich ſah ihn verwundert an. Er wiederholte die abſonderliche Geſte.

„Du verſtehſt nicht?" fragte er.

„Nicht im geringſten", antwortete ich.

„Du gehörſt nicht zur Bruderſchaft!"

„Wie?"

„Du biſt kein Maurer."

„Ja, ja", ſagte ich. „Jawohl, ja."

„Du? Unmöglich! Ein Maurer?"

„Ein Maurer", antwortete ich.

„Ein Zeichen!" ſagte er.

„Hier iſt es", erwiderte ich, aus den Falten meines Überwurfs eine Maurerkelle hervorziehend.

„Du ſpaßeſt", rief er aus und wich von mir zurück. „Aber komm weiter zum Amontillado!"

„Gut alſo", ſagte ich, nahm die Kelle wieder unter den Mantel und bot ihm den Arm. Er lehnte ſich ſchwer darauf. Wir ſetzten unſeren Weg fort. Wir gingen durch mehrere niedere Bogengänge, gingen hinab, hinauf und wieder hinab und betraten nun eine tiefe Gruft, wo die Luft ſo modrig war, daß unſere Fackeln nicht mehr flammten, ſondern nur noch ſchwelten.

Am entlegenſten Ende der Gruft kam eine andere, kleinere zum Vorſchein. An ihren Wänden waren bis zur Decke hinauf Menſchenknochen aufgeſtapelt geweſen, ähnlich wie in den großen Katakomben von Paris. Drei Seiten dieſer innerſten Gruftkammer waren noch jetzt ſo geſchmückt. Von der vierten waren die Knochen weggeräumt; ſie lagen auf dem Boden herum und waren an einer Stelle zu einem Haufen aufgetürmt. Inmitten der ſo bloßgelegten Mauer bemerkten wir noch eine letzte Höhlung. Sie war etwa vier Fuß tief, drei Fuß breit und ſechs bis ſieben Fuß hoch. Sie ſchien nicht zu irgendeinem beſonderen Zwecke gemacht worden zu ſein, ſondern bildete lediglich den Zwiſchenraum zwiſchen drei der mächtigen Stützpfeiler, die die Deckenwölbung der Katakomben trugen; ihre Rückwand wurde von einer der maſſiven Granitmauern gebildet.

Vergeblich hob Fortunato ſeine trübe Fackel, um in die Tiefe der Höhlung zu ſpähen. Das ſchwache Licht geſtattete nicht, die Rückwand zu erblicken.

„Geh weiter", ſagte ich. „Hier drin iſt der Amontillado. Übrigens könnte Lucheſi —"

„Er iſt ein Dummkopf", fiel mir mein Freund ins Wort, während er unſicher vorwärts ſchritt; ich folgte ihm auf den Ferſen. Einen Augenblick ſpäter hatte er das Ende der Höhlung erreicht; verdutzt ſtand er vor der Mauer, die ihm Halt gebot. Und noch einen Augenblick ſpäter hatte ich ihn an den Granit gefeſſelt. In der Mauer befanden ſich auf gleicher Höhe und in zwei Fuß Entfernung voneinander zwei Schließhaken; an einem derſelben hing eine kurze Kette, am andern ein Vorlegeſchloß. Ich warf die Kette um Fortunatos Leib und befeſtigte ſie im Schloß. Das Ganze war nur das Werk

weniger Sekunden. Er war zu verblüfft, um Widerstand entgegenzusetzen. Ich zog den Schlüssel ab und trat aus der Nische zurück.

„Streich mit der Hand über die Mauer", sagte ich. „Du wirst den Salpeter fühlen. Wahrhaftig, es ist *bedenklich* feucht dadrinnen. Noch einmal: laß dich *beschwören*, umzukehren! Nein? Dann muß ich dich wirklich verlassen. Aber zuerst muß ich dir noch alle die kleinen Aufmerksamkeiten erweisen, die in meiner Macht stehen."

„Der Amontillado!" rief mein Freund, der sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt hatte.

„Gewiß," erwiderte ich; „der Amontillado."

Bei diesen Worten machte ich mir am Knochenhaufen zu schaffen, von dem ich vorhin gesprochen habe. Ich warf die Knochen beiseite und legte bald eine Anzahl Bausteine und ein Häufchen Mörtel bloß. Mit diesen Materialien und mit Hilfe der Maurerkelle begann ich, eilig den Eingang der Nische zuzumauern.

Ich hatte kaum die erste Reihe des Mauerwerks errichtet, als ich entdeckte, daß Fortunatos Betrunkenheit sehr nachgelassen hatte. Das erste Anzeichen dafür gab mir ein leiser klagender Schrei, der aus der Tiefe der Höhlung kam. Es war *nicht* der Schrei eines Betrunkenen. Dann folgte ein langes, eigensinniges Schweigen. Ich mauerte eine zweite Reihe — und eine dritte und vierte; und dann hörte ich das wütende Stoßen und Schwingen an der festgespannten Kette. Das Geräusch dauerte mehrere Minuten, während welcher ich, um besser lauschen zu können, meine Arbeit einstellte und mich auf den Knochenhaufen setzte. Als das hastige Klirren endlich aufhörte, ergriff ich von neuem die Kelle und vollendete

ohne Unterbrechung die fünfte, die sechste und die siebente Reihe. Der Wall war nun fast in gleicher Höhe mit meiner Brust. Ich hielt von neuem inne, hob die Fackel über das Mauerwerk und warf damit ein paar schwache Strahlen auf die Gestalt dadrinnen.

Da stieß der Gefesselte plötzlich wilde Schreie aus — viele laute gellende Schreie, die mich zurücktaumeln machten. Einen Augenblick zögerte ich — zitterte ich. Ich zog den Degen und stach damit in das Dunkel der Nische hinein. Doch nach kurzer Überlegung beruhigte ich mich wieder. Ich legte die Hand auf das massige Gemäuer der Katakomben und war befriedigt. Ich trat wieder an meine Mauer. Ich antwortete auf das Geheul des Rufenden. Ich ahmte es nach — verstärkte es — übertönte es. Das tat ich eine Weile, und der Schreier wurde still.

Es war jetzt Mitternacht, und meine Arbeit nahte ihrem Ende. Ich hatte die achte, die neunte und die zehnte Reihe vollendet. Ich hatte einen Teil der elften und letzten Reihe beendet; es blieb nur noch ein einziger Stein einzusetzen und festzumauern. Ich rang mit seinem Gewicht. Ich hob ihn an seinen Platz, konnte ihm jedoch nicht sogleich seine richtige Lage geben. Jetzt kam aus der Nische ein leises Lachen, das mir die Haare auf dem Kopf zu Berge stehen machte. Dann sprach eine traurige Stimme, die ich nur schwer als die Stimme des edlen Fortunato erkennen konnte. Die Stimme sagte:

„Ha ha ha — he he — wahrhaftig ein guter Spaß, wir werden im Palazzo noch oft darüber lachen — he he he — über unsern Wein — he he he!"

„Den Amontillado!" sagte ich.

„He he he — — he he — ja, den Amontillado. Aber ist es nicht schon spät? Werden sie uns nicht im Palazzo

erwarten? Die Lady Fortunato und die andern? Laß uns gehen."

„Ja," ſagte ich, „laß uns gehen."

„Bei der Liebe Gottes, Montreſor!"

„Ja," ſagte ich, „bei der Liebe Gottes!"

Aber auf dieſe Worte erwartete ich vergeblich eine Antwort. Ich wurde ungeduldig, ich rief laut:

„Fortunato!"

Keine Antwort.

Ich rief wieder:

„Fortunato!"

Noch keine Antwort.

Ich nahm ſeine Fackel, ſtieß ſie durch die Öffnung und ließ ſie drinnen zu Boden fallen. Als Antwort kam nur ein Klingen der Schellen. Mein Herz wurde ſchwer — infolge der Moderluft in den Katakomben. Ich beeilte mich, meine Arbeit zu beenden. Ich zwang den letzten Stein in ſeine richtige Lage. Ich mauerte ihn ein. Gegen das neue Mauerwerk türmte ich den alten Knochenwall auf. Seit einem halben Jahrhundert hat kein Sterblicher ihn angerührt. In pace requiescat!

HOPP-FROSCH

Ich habe niemals jemand gekannt, der ſo ſehr zu Scherz und Spaß aufgelegt war wie der König; es war geradezu ſein Lebenselement. Eine luſtige Geſchichte gut erzählen — das war der ſicherſte Weg, ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen. So kam es, daß ſeine ſieben Miniſter alle dafür bekannt waren, vollendete Spaßmacher zu ſein. Sie glichen auch ſonſt dem König: ſie waren nicht nur unvergleichliche Witzbolde, ſondern auch große, korpulente, fette Männer. Ob die Leute vom Scherzen fett werden oder ob die Veranlagung zu Spaß und Scherz bei fetten Leuten beſonders ſtark entwickelt iſt, habe ich nie ganz genau feſtſtellen können; Tatſache aber iſt, daß ein magerer Spaßmacher ein rara avis in terris iſt.

Aus den Feinheiten oder, wie er ſagte, dem „Geiſt" des Witzes machte der König ſich wenig. Er bewunderte hauptſächlich die Breite eines Scherzes, und um ihretwillen ließ er ſich auch die Länge gefallen. Überfeinheiten langweilten ihn. Er würde Rabelais' „Gargantua" dem „Zadig" Voltaires vorgezogen haben, und alles in allem gefiel es ihm beſſer, einen Streich auszuführen, als einen erzählt zu bekommen.

Zu der Zeit, in der meine Geſchichte ſpielt, waren berufsmäßige Spaßmacher bei Hofe noch nicht ganz aus

der Mode gekommen. Mehrere „Großmächte" des Kontinents hatten noch ihre „Narren" in Narrenkleid und Schellenkappe, die zum Dank für die Brosamen, die ihnen an des Königs Tische zufielen, stets zu Spott und Witz bereit sein mußten.

Unser König hatte selbstverständlich auch seinen Hofnarren. Tatsache ist, daß er ein wenig Narrheit um sich brauchte — sei es auch nur als Gegengewicht gegen die ungeheure Weisheit der sieben weisen Männer, seiner Minister — von ihm selbst gar nicht zu reden.

Sein Narr oder Spaßmacher von Beruf war jedoch nicht nur ein Narr. Sein Wert wurde in den Augen des Königs dadurch verdreifacht, daß er außerdem ein Zwerg und ein Krüppel war. In jenen alten Tagen waren Zwerge am Hof nicht seltener als Narren, und viele Herrscher hätten es schwer gefunden, die Tage hinzubringen (und bei Hofe sind die Tage länger als sonstwo) ohne einen Spaßmacher, mit dem sie lachen, und einen Zwerg, über den sie lachen konnten. Doch wie ich schon bemerkte, sind in neunundneunzig von hundert Fällen die Witzbolde fett, rund und schwerfällig — so daß unser König sich wirklich gratulieren konnte, in Hopp-Frosch (das war des Narren Name) in einer Person einen dreifachen Schatz zu besitzen.

Ich glaube nicht, daß der Zwerg schon bei der Taufe den Namen Hopp-Frosch zuerteilt erhielt, er verdankte ihn vielmehr dem weisen Rat der sieben Minister und seiner eigenen Unfähigkeit, wie andere Menschen aufrecht einherzugehen. Hopp-Frosch konnte sich nur mittels eines ganz absonderlichen Verfahrens vorwärts bewegen — es war halb ein Sprung, halb ein schlängelndes Vorschleudern des Körpers — eine Gangart, die allen bei Hofe

unglaublichen Spaß machte und dem König ein rechter Troſt war, denn im Vergleich zu ſeinem Narren galt er ſelbſt trotz ſeines gewaltig vorſpringenden Leibes und ſeines mächtigen Waſſerkopfes für einen ſchöngebauten Mann.

Doch obgleich Hopp-Froſch infolge ſeiner mißgeſtalteten Beine ſich auf ebener Erde nur mühſam und unter Schmerzen vorwärts zu bewegen vermochte, ſo konnte er da, wo es ſich ums Klettern handelte, ganz Außergewöhnliches leiſten; denn die Natur hatte ihn für die Unvollkommenheit ſeiner unteren Gliedmaßen mit einer unerhörten Muskelkraft der Arme ausgeſtattet. Wenn er ſo auf Bäumen und an Seilen herumkletterte, glich er weit eher einem Eichhörnchen oder einem kleinen Affen als einem Froſch.

Ich bin nicht imſtande, mit Beſtimmtheit anzugeben, aus welchem Lande Hopp-Froſch ſtammte. Jedenfalls war es irgendeine unwirtliche Gegend, von der niemand etwas wußte — und weit entfernt vom Hofe unſeres Königs. Hopp-Froſch und ein junges Mädchen von faſt ebenſo zwerghafter Geſtalt wie er ſelbſt (nur daß ſie wohlproportioniert und eine wunderbare Tänzerin war) waren aus ihrer Heimat gewaltſam in benachbarte Provinzen verſchleppt worden, von wo einer ſeiner ſtets ſiegreichen Generale ſie dem König zum Geſchenk ſandte.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht verwunderlich, daß zwiſchen den beiden kleinen Gefangenen eine innige Freundſchaft erwuchs. Hopp-Froſch, der trotz ſeiner Kurzweiligkeit keineswegs beliebt war, war nicht in der Lage, Tripetta große Dienſte erweiſen zu können; ſie aber wurde (trotz ihrer Zwergengeſtalt) dank einer ſeltenen Anmut und Lieblichkeit allgemein verehrt und verhätſchelt; ſie hatte alſo eine große Macht und verſäumte nie, ſich

ihrer, ſobald es not tat, zugunſten Hopp-Froſches zu bedienen.

Anläßlich irgendeines großen Staatsereigniſſes (was es war, habe ich vergeſſen) hatte der König beſchloſſen, ein Maskenfeſt zu geben; und wann immer ein Maskenfeſt oder dergleichen an unſerem Hofe ſtattfinden ſollte, rief man die Talente Hopp-Froſchs und Tripettas zu Hilfe. Denn Hopp-Froſch vor allem war ſo erfinderiſch in der Zuſammenſtellung von Feſtaufzügen und wußte ſo prächtige Masken zu erſinnen, daß es war, als ſei ohne ſeinen Beiſtand nichts zu machen.

Die Feſtnacht war gekommen. Eine glänzende Halle war unter Tripettas Aufſicht mit allem ausgeſchmückt worden, was geeignet ſchien, einen ſtimmungsvollen Hintergrund zu einem Maskenfeſt zu ſchaffen. Der ganze Hof war in fieberhafter Erwartung. Was die Wahl der Masken und Koſtüme anlangte, ſo darf wohl angenommen werden, daß ein jeder ſeine Entſcheidung getroffen hatte. Viele hatten ſchon Wochen, ja Monate vorher beſchloſſen, welche Rolle ſie zu ſpielen gedachten; und wirklich gab es auch keine Unentſchloſſenheit mehr — ausgenommen beim König und ſeinen ſieben Miniſtern. Warum gerade ſie noch zögerten, wüßte ich nicht zu ſagen, es ſei denn, weil ihnen dies ſpaßhaft vorkam. Wahrſcheinlicher iſt es, daß es ihnen ſchwer fiel, für ihre fetten Geſtalten eine paſſende Rolle zu finden. Kurzum, die Zeit entfloh, und als letzte Rettung ließen ſie Tripetta und Hopp-Froſch rufen.

Als die beiden kleinen Freunde dem Befehl des Königs nachkamen, fanden ſie ihn mit den ſieben Mitgliedern ſeines Kabinettsrates beim Weine ſitzen. Aber der Herrſcher ſchien übler Laune zu ſein. Er wußte, daß Hoppfroſch

den Wein nicht liebte, da das Trinken ſtets den armen Krüppel bis zum Wahnſinn aufregte, und Wahnſinn iſt kein angenehmer Zuſtand. Aber dem König, der es liebte, jemand einen Schabernack zu ſpielen, machte es Spaß, Hopp-Froſch zum Trinken zu zwingen und ihn (wie der König es nannte) luſtig zu machen.

„Komm her, Hopp-Froſch", ſagte er, als der Spaßmacher und ſeine kleine Gefährtin ins Zimmer traten. „Leere dieſen Becher auf die Geſundheit deiner fernen Freunde (hier ſeufzte Hopp-Froſch) und dann begnade uns mit deiner Erfindungsgabe. Wir brauchen Rollen — Rollen, Mann, — irgend etwas Neues — noch nicht Dagewеſenes! Wir haben das ewige Einerlei ſatt. Komm, trink! Der Wein wird dich erleuchten."

Hopp-Froſch verſuchte wie immer ſo auch diesmal des Königs wohlwollende Anſprache mit einem Scherz zu beantworten, aber die Anſtrengung war zu groß. Gerade heute nämlich war des armen Zwerges Geburtstag, und der Befehl, ſeinen „abweſenden Freunden" zuzutrinken, zwang ihm Tränen in die Augen. Große und bittere Tropfen fielen in den Kelch, den er demütig aus der Hand des Tyrannen entgegennahm.

„Ah! Ha! ha! ha!" grölte letzterer, als der Zwerg den Becher widerwillig leerte. „Seht, was ſo ein Glas guten Weins vermag! Wahrhaftig, deine Augen glänzen ſchon!"

Armer Kerl! Seine großen Augen glänzten nicht nur, ſie glühten; denn auf ſein leicht erregbares Hirn hatte der Wein nicht nur eine gewaltige, ſondern auch eine augenblickliche Wirkung. Er ſtellte den Becher mit bebender Hand auf den Tiſch und ſah ſich mit halb irrſinnigen Blicken in der Geſellſchaft um. Alle Anweſenden hatten

ihre Freude an dem ſichtlichen Erfolg des königlichen „Scherzes".

„Und jetzt an die Arbeit!" ſagte der Premierminiſter, ein ſehr fetter Mann.

„Ja", ſagte der König. „Komm, Hopp-Froſch, leihe uns deinen Beiſtand. Charakterrollen, mein hübſcher Junge! Es mangelt uns an Charakteren — uns allen — ha! ha! ha! ha!" Und da dieſe Äußerung offenbar ſcherzhaft gemeint war, ſtimmten ſeine ſieben Miniſter in ſein Lachen mit ein.

Hopp-Froſch lachte auch — aber nicht ſehr herzhaft.

„Vorwärts, vorwärts," ſagte der König ungeduldig, „kannſt du uns keinen Vorſchlag machen?"

„Ich bin bemüht, etwas Neues zu erſinnen", antwortete der Zwerg zerſtreut, denn er war trunken vom Wein.

„Bemüht!" ſchrie der Tyrann wütend. „Was meinſt du damit? Ah, ich ſehe, du biſt mißgeſtimmt und brauchſt noch mehr Wein. Hier trink!" Und er goß einen zweiten Becher voll und bot ihn dem Krüppel; der rang nach Atem und rührte ſich nicht.

„Trink, ſage ich!" brüllte der Unhold. „Oder beim Teufel —"

Der Zwerg zögerte. Der König wurde purpurrot vor Zorn. Die Höflinge ſchmunzelten. Tripetta näherte ſich leichenblaß dem König, warf ſich vor ihm auf die Knie und beſchwor ihn, ihren Freund zu ſchonen.

Der Tyrann war von ihrer Kühnheit verblüfft. Einen Augenblick ſah er ſie verwundert an. Er ſchien in großer Verlegenheit: — was ſollte er tun, was ſagen, wie ſeinem Zorn Luft machen? Endlich ſtieß er ſie wortlos zurück und ſchüttete ihr den ganzen Inhalt ſeines Bechers ins Geſicht.

Das arme Mädchen erhob ſich wankend und nahm — ohne auch nur einen Seufzer zu wagen — ihren Platz am Fuße des Tiſches wieder ein.

Eine halbe Minute lang herrſchte Totenſtille; man hätte ein Blatt zu Boden fallen hören können. Da tönte in das Schweigen ein leiſer, doch ſcharfer und anhaltender knirſchender Ton, der zu gleicher Zeit aus allen Ecken des Raumes hervorzuknarren ſchien.

„Warum — warum — warum, ſage ich, machſt du dieſes Geräuſch?“ wandte ſich der König wütend an den Zwerg.

Letzterer ſchien ſich von ſeiner Betrunkenheit ganz erholt zu haben; er ſah dem König ſcharf, doch ruhig ins Geſicht und ſagte nur:

„Ich — ich? Wie könnte ich das getan haben?“

„Der Laut ſchien von außen hereinzudringen“, bemerkte einer der Höflinge. „Vermutlich war es der Papagei dort am Fenſter, der ſeinen Schnabel an den Gitterſtäben des Käfigs wetzte.“

„Möglich,“ erwiderte der Herrſcher und atmete befreit auf; „doch bei meinem Ritterwort, ich hätte ſchwören mögen, daß es das Zähneknirſchen des Schurken hier war.“

Jetzt lachte der Zwerg (der König war ein zu eingefleiſchter Spaßmacher, als daß er irgendeinem das Lachen verübelt hätte) und enthüllte zwei Reihen großer, kräftiger, abſtoßend wirkender Zähne. Überdies gab er ſeine völlige Bereitwilligkeit zu erkennen, ſo viel Wein zu ſchlukken, als man nur wünſche. Der König war befriedigt. Und nachdem Hopp-Froſch ohne erſichtlich üble Wirkung einen weiteren Becher geleert hatte, begann er ſogleich und mit Eifer ſich für die geplante Maskerade zu intereſſieren.

„Ich kann nicht sagen, wie die Ideenverbindung mir kam," bemerkte er so ruhig, als habe er nie in seinem Leben einen Schluck Wein über die Lippen gebracht, „aber gerade nachdem Eure Majestät das Mädchen fortgestoßen und ihr den Wein ins Gesicht geschüttet hatten — gerade nachdem Eure Majestät das getan hatten und während der Papagei draußen am Fenster das seltsame Geräusch vollführte, kam mir ein köstlicher Spaß in den Sinn — einer der lustigen Streiche aus meiner Heimat und bei unsern Maskenfesten sehr beliebt — hier aber wird er sicherlich ganz neu sein. Leider jedoch gehören dazu genau acht Personen, und —"

„Hier sind wir ja!" rief der König und lachte über seine rasche Entdeckung der Zahlenübereinstimmung. „Genau acht Mann — ich und meine sieben Minister. Vorwärts! Erzähle uns deinen Streich!"

„Wir nennen ihn," erwiderte der Krüppel, „die acht zusammengeketteten Orang-Utans, und gut ausgeführt ist er wirklich von großartiger Wirkung."

„Wir wollen ihn ausführen", bemerkte der König und stand mit schweren Augenlidern auf.

„Der Hauptwitz des Spiels liegt in dem Entsetzen, das es bei den Frauen verursacht", fuhr Hopp-Frosch fort.

„Ausgezeichnet!" grölten der Monarch und seine Minister im Chor.

„Ich werde Sie also als Orang-Utans einkleiden", sprach der Zwerg weiter. „Überlassen Sie alles mir. Die Ähnlichkeit wird so verblüffend sein, daß die ganze Maskengesellschaft Sie für wirkliche Tiere halten wird — und natürlich wird man ebenso entsetzt wie erstaunt sein."

„O, das ist herrlich!" rief der König. „Hopp-Frosch! Aus dir will ich noch einen Mann machen!"

„Die Ketten dienen dazu, durch ihr Klirren die Verwirrung zu erhöhen. Es muß so scheinen, als seien Sie Ihren Wächtern ‚en masse' entronnen. Eure Majestät können sich gar nicht vorstellen, wie wirkungsvoll bei solch einer Maskerade acht zusammengekettete Orang-Utans sein müssen, da die meisten aus der Gesellschaft Sie für wirkliche Bestien halten werden, wenn Sie mit wildem Geschrei mitten zwischen all die prächtig und lieblich gekleideten Männer und Frauen hineinrasen. Der Kontrast wird unbeschreiblich sein."

„Wir machen es unbedingt", sagte der König. Und der versammelte Rat löste sich auf, denn es war schon spät, und man mußte sich beeilen, den Plan Hopp-Frosch zur Ausführung zu bringen.

Sein Verfahren, den König und seine Vertrauten in Orang-Utans zu verkleiden, war einfach, aber für seine Zwecke wirkungsvoll genug. Die zur Darstellung zu bringenden Tiere waren zu der Zeit, in der meine Geschichte spielt, in der zivilisierten Welt noch kaum gesehen worden. Und da die von dem Zwerg vorgenommene Verkleidung wahrhaft scheußlich und bestienhaft war, so war der Erfolg der Täuschung gesichert. Der König und seine Minister wurden zunächst in enganliegende, braune wollene Hemden und Unterhosen gesteckt. Dann wurden diese mit Teer getränkt. Jetzt schlug einer Federn vor; aber der Zwerg verwarf diesen Vorschlag und überzeugte die acht, daß das Fell eines Orang-Utans weit naturgetreuer durch Flachs dargestellt werden könne. Eine dicke Schicht von letzterem wurde nun auf die Teerschicht festgedrückt. Dann brachte man eine lange Kette herbei. Sie wurde zuerst dem König um den Leib gelegt und *festgeknotet*; mit den sieben andern Teilnehmern wurde genau ebenso verfahren.

Als alle derart angekettet und so weit als möglich voneinander entfernt aufgestellt waren, bildeten sie einen Kreis; und um das Ganze recht naturgetreu erscheinen zu lassen, zog der Zwerg den Rest der Kette zweimal diametral durch den Kreis. Dies war ganz die Art, in der noch heutzutage auf Borneo große Affen zusammengekoppelt werden.

Der große Saal, in dem das Maskenfest stattfinden sollte, war ein kreisrunder, sehr hoher Raum, der sein Licht durch ein einziges, im Mittelpunkt der Deckenwölbung angebrachtes Fenster erhielt. Bei Nacht — und besonders für Nachtfeste war der Saal bestimmt — empfing er sein Licht hauptsächlich von einem großen Kronleuchter, der an einer Kette von der Mitte des Kuppelfensters herniederhing und wie üblich mittels eines Gegengewichtes herabgelassen und wieder hinaufgezogen werden konnte; doch hatte man letzteres aus Schönheitsgründen außerhalb der Kuppel über das Dach hinweggeführt.

Die Ausschmückung des Festgemachs wurde Tripettas Oberaufsicht überlassen; in einigen Dingen jedoch hatte sie sich der überlegenen Umsicht ihres Freundes, des Zwerges, gefügt. Seinem Rate folgend, hatte man für diese Gelegenheit den Kronleuchter entfernt. Die Wachstropfen, die nicht zu vermeiden gewesen wären, würden der kostbaren Gewandung der Gäste sehr nachteilig gewesen sein, andrerseits aber konnten in einem überfüllten Raume nicht alle Leute der Mitte — also dem Platz unter dem Kronleuchter — ausweichen. Zahlreiche Kandelaber wurden aber ringsum an den Wänden der Halle aufgestellt; und jeder der fünfzig bis sechzig Karyatiden war eine Wohlgeruch spendende Fackel in die rechte Hand gegeben worden.

Die acht Orang-Utans warteten auf Hopp-Frosch's Rat mit ihrem Erscheinen geduldig bis Mitternacht, bis der Saal von Masken gedrängt voll sein würde. Kaum jedoch war der letzte Schlag der Mitternachtsstunde verhallt, als sie hineinstürmten, vielmehr rollten — denn die hindernden Ketten rissen die meisten von ihnen zu Boden, und wer nicht fiel, stolperte.

Das Entsetzen der Maskengesellschaft war ungeheuer und füllte das Herz des Königs mit Entzücken. Wie man vorausgesehen hatte, gab es unter den Gästen nicht wenige, die diese grimmig aussehenden Wesen, wenn auch nicht gerade für Orang-Utans, so doch für wilde Bestien hielten. Viele der Frauen wurden ohnmächtig vor Schreck, und hätte der König nicht die Vorsichtsmaßregeln getroffen, das Waffentragen für diesen Abend zu verbieten, so hätten er und seine Gefährten den Schabernack wohl mit ihrem Blute büßen müssen. So aber trachteten alle, die Türen zu gewinnen; der König hatte jedoch Befehl gegeben, dieselben gleich nach dem Eintritt der Affenbande abzuschließen, und einer Anregung des Zwerges gemäß hatte man diesem selbst die Schlüssel ausgeliefert.

Als der Tumult aufs höchste gestiegen und jeder Gast nur auf seine eigene Rettung bedacht war — denn das Gedränge war inzwischen lebensgefährlich geworden — hätte man sehen können, wie die Kette, die sonst den Kronleuchter trug und nach dessen Entfernung hinaufgezogen worden war, sich allmählich herabsenkte, bis ihr Endhaken nur noch drei Fuß überm Erdboden hing.

Bald darauf geschah es, daß der König und seine sieben Freunde, nachdem sie den Saal nach allen Richtungen durchtaumelt hatten, sich schließlich in dessen Mittelpunkt und selbstredend auch in naher Berührung mit der Kette

befanden. Als sie so standen, ergriff der Zwerg, der ihnen stets gefolgt war und sie zu immer wilderem Gebaren angefeuert hatte, die Kette, an die sie gefesselt waren, genau an der Stelle, wo die beiden Diametrallinien zusammentrafen. Blitzschnell hängte er hier in das Mittelglied den Kronleuchterhaken ein; und augenblicklich wurde durch eine unsichtbare Kraft die Kronleuchterkette so hoch hinaufgezogen, daß der Haken nicht mehr erreichbar war. Diese Aufwärtsbewegung riß die Orang-Utans ganz nahe zusammen; sie standen Gesicht an Gesicht gedrängt.

Inzwischen hatten die Maskengäste sich von ihrer Verblüffung erholt; sie begannen das Ganze als einen wohlvorbereiteten Scherz anzusehen und brachen über die sonderbare Situation der Affen in lautes Gelächter aus.

„Überlaßt sie mir!" kreischte jetzt Hopp-Frosch auf, mit seiner schrillen Stimme all den Lärm übertönend. „Überlaßt sie mir! Ich glaube, ich kenne sie. Wenn ich sie mir nur einmal recht anschauen könnte, ich würde euch gleich sagen, wer sie sind!"

Und über die Köpfe der Menge hinwegkriechend, gelangte er zur Saalwand, nahm einer der Karyatiden die Fackel aus der Hand, kehrte auf demselben Wege wie vorher in die Mitte zurück und sprang mit Affengeschwindigkeit dem König auf den Kopf und von da an der Kette hinauf. Ein paar Fuß über den Orang-Utans senkte er seine Fackel, leuchtete ihnen ins Antlitz und schrie von neuem: „Ich werde bald heraushaben, wer sie sind!"

Und jetzt, während alle Anwesenden — die Affen mit einbegriffen — sich vor Lachen schüttelten, ließ der Spaßmacher einen schrillen Pfiff ertönen; die Kette flog etwa dreißig Fuß empor und zog die bestürzten und um sich schlagenden Orang-Utans mit sich; da hingen sie nun

zappelnd genau in halber Höhe des Saales. Hopp-Frosch, der sich an die Kette festgeklammert hatte, verharrte noch in derselben Stellung wie vorher; noch immer — so als sei nichts geschehen — senkte er seine Fackel zu ihnen hinunter, als bemühe er sich, festzustellen, wer sie seien.

So völlig verblüfft war man von diesem plötzlichen Aufstieg, daß wohl eine Minute lang Todesstille herrschte. Da ertönte wieder das leise, scharfe, knirschende Geräusch, das zuvor dem König, als er Tripetta den Wein ins Gesicht schüttete, so seltsam aufgefallen war. Jetzt aber konnte kein Zweifel darüber sein, wo der Laut herkam. Er kam von den Raubtierzähnen des Zwerges: es war ein Knirschen aus seinem schäumenden Mund; sein Blick flammte mit dem Ausdruck wahnsinniger Wut in die aufwärts gewendeten Gesichter des Königs und seiner sieben Gefährten.

„Aha!" sagte der Spaßmacher. „Aha! Ich fange an zu begreifen, wer diese Leute sind!" Und wie um den König heller zu beleuchten, näherte er die Fackel dem Pelz, in dem jener steckte, so daß der Flachs augenblicklich in heller Garbe aufflammte. In weniger als einer halben Minute brannten die acht Orang-Utans lichterloh; und drunten kreischte die entsetzte Menge und starrte wie gebannt zu den flammenden Körpern empor, denen sie keine Hilfe bringen konnte.

Endlich wurden die aufwärts leckenden Flammen so stark, daß der Narr, um ihnen auszuweichen, höher hinaufklettern mußte, und diese Bewegung machte die Menge einen Augenblick lang stumm. Der Zwerg ergriff die Gelegenheit und sprach noch einmal.

„Jetzt sehe ich deutlich," sagte er, „welcher Art Leute diese Maskierten sind. Es ist ein großer König mit

seinen sieben Ministern — ein König, der sich kein Gewissen daraus macht, ein wehrloses Mädchen zu schlagen, und seine sieben Berater, die seiner schmachvollen Tat Vorschub leisten. Was mich anbetrifft, so bin ich nur Hopp-Frosch, der Spaßmacher, und *das ist mein letzter Spaß.*"

Infolge der hohen Brennbarkeit sowohl des Flachses wie des Teers war das Rachewerk schon vollbracht, als der Zwerg seine kurze Rede kaum beendet hatte. Die acht Leichname schaukelten in ihren Ketten — eine stinkende, geschwärzte, ekelhafte, unkenntliche Masse. Der Krüppel schleuderte seine Fackel auf sie herab, kletterte behende bis zur Decke empor und verschwand durch das Kuppelfenster.

Es ist anzunehmen, daß Tripetta, auf dem Dach des Kuppelsaales stehend, ihrem Freund bei seinem schauerlichen Racheakt Beihilfe leistete und daß sie zusammen ihre Flucht in ihr Heimatland bewerkstelligten; denn beide wurden nie mehr gesehen.

Gedruckt bei
Poeſchel & Trepte
in Leipzig

*

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE NOV 12 '40

DUE NOV 10 '45